Staatliche Bibliothek
Regensburg

Phil. 3368

(1

Wittmann
J. V. C. 797.

[illegible] von Weichmann. Erste Auflage. Breslau 1774.

Herrn
Johann Claudius Hadrian Helvetius
hinterlaſſenes

Werk
vom

Menſchen,
von deſſen

Geiſtes-Kräften,
und
von der

Erziehung
deſſelben.

Philos. (8°) 3368

Aus dem Franzöſiſchen.

— — — Honteux de m'ignorer,
Dans mon être, dans moi, je cherche à pénétrer.

Voltaire *Disc. 6. de la nature de l'homme.*

K. Kreisbibliothek Regensburg

Erſter Band.

Zweite und verbeſſerte Auflage.

Breslau,
bey Johann Ernſt Meyer, 1785.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorrede
des Verfaſſers.

Menſchen- und Wahrheits-Liebe haben mich bewogen, dieſes Werk abzufaſſen. Die Menſchen dürfen ſich ſelbſt nur kennen, und deutliche Begriffe von der Sittenlehre bekommen; ſie werden alsdann gewiß glücklich und tugendhaft werden.

Meine Abſichten können Niemandem verdächtig ſeyn. Hätte ich dieſes Buch bey Lebzeiten herausgegeben; ſo würde ich mir damit nur Verfolgung auf den Hals gezogen, und mir weder größern Reichthum, noch viel neue Würden erworben haben.

Daß ich von den Grundſätzen, die ich im **Diſcurs über den Geiſt des Menſchen** behauptet habe, nicht abgehe, geſchiehet deßwegen, weil ſie, meiner Einſicht nach, vernünftige Grundſätze, und die einzigen ſind, welche ſeit der Bekanntmachung meines Buches von aufgeklärten Männern ziemlich durchgängig angenommen worden.

Dieſe nämlichen Grundſätze finden ſich im gegenwärtigen Werke weiter ausgedehnt und tiefer durchgedacht, als im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen. Die Abfaſſung gegenwärtigen Buches hat in mir eine gewiſſe Anzahl Gedanken rege gemacht. Diejenigen darunter, welche in minder genauer Verbindung mit meiner Materie ſtanden, ſind in Noten am Ende jedes Abſchnittes zuſammen gedruckt *). Die einzigen, die ich unter dem Texte beybehalten habe, ſind ſolche Anmerkungen, die entweder zur Erläuterung deſſelben, oder zur Beantwortung ſolcher Einwürfe dienen, welche ich nicht würde haben widerlegen können, ohne den Gang der Meditation zu verlängern und aufzuhalten.

Der Zweyte Abſchnitt iſt mit dergleichen Noten am meiſten überladen; es enthält aber auch gerade dieſer Abſchnitt ſolche Grundſätze, die am meiſten ange-

*) Dieſe Bewandtniß hat es mit dem Original. Ich habe aber bey meiner Ueberſetzung deßwegen die Einrichtung des Originals abgeändert, und alle Noten ohne Unterſchied unter den Text geſetzt, weil ich es, (wenn ich ſelbſt die Anmerkungen leſen wollte, die am Ende jedes Abſchnittes beyſammen ſtanden,) zu mühſam fand, im Texte nun die Stellen wieder aufzuſuchen, zu denen der Verfaſſer dieſe Anmerkungen gemacht hatte. Dem Leſer der Ueberſetzung kann dieſes mühſame Aufſuchen, dachte ich, eben ſo verdrüßlich fallen,

gefochten werden, und die daher die Häufung einer deſto größern Menge von Beweiſen erfoderten.

Da ich dieſes Werk ins Publicum ausgehen laſſe, will ich bey dieſer Gelegenheit die Anmerkung machen, daß eine Schrift dem Publicum verächtlich vorkömmt, weil ſich der Verfaſſer entweder nicht die erfoderliche Mühe giebt, ſie gut zu machen, oder weil er ſelber wenig Verſtand hat, oder weil er gegen ſich ſelbſt nicht aufrichtig zu Werke geht. In dieſem letztern Stück habe ich mir nichts vorzuwerfen. Heut zu Tage findet man nur in verbotenen Büchern noch Wahrheit; in den andern wird gelogen. Die meiſten Schriftſteller thun in ihren Schriften, was die Weltleute im Umgange thun; ihr ganzes Beſtreben geht einzig und allein dahin, daß ſie in der Geſellſchaft gefallen wollen; ob es durch Lügen oder durch Wahrheiten geſchieht, daran iſt ihnen wenig gelegen.

 Jeder

fallen, wie es mir fällt. — Wer dieſe geringe Freyheit, die ich mir genommen habe, mißbilligt, der darf nur, indem er die Abhandlung ſelbſt lieſt, alle die Anmerkungen überſchlagen, die mit Ziffern bezeichnet ſind, und kann, wenn er mit ſeinem Abſchnitte fertig iſt, die numerirten Noten hinter einander wegleſen; ſo lieſt er ſie eben ſo, wie ſie im Originale ſtehen. Denn was im letztern unter dem Texte ſteht, habe ich, wie der Verfaſſer, mit Sternchen bezeichnet.

Der Ueberſetzer.

Jeder Scribent, dem es um die Gunſt der Mächtigen, und um gegenwärtige Hochachtung zu thun iſt, muß die Begriffe dieſer Mächtigen adoptiren; er muß gerade den Verſtand haben, der eben in der Mode iſt, muß für ſich ſelbſt nichts, alles für Andre ſeyn, und weiter nichts ſchreiben, als was Andre denken und ſagen: daher kömmt es dann auch, daß wir in den meiſten Schriften ſo wenig Originelles finden. Die Original-Schriften finden ſich hier und dar in der Nacht der Zeiten zerſtreuet, wie die Sonnen in den Wüſteneyen des Raumes, um die Dunkelheit derſelben aufzuhellen. Die Bücher machen Epoche in der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes; und aus den Grundſätzen, die ſie enthalten, ſchwingt man ſich zu neuen Entdeckungen empor.

Lobredner dieſes Werkes will ich eben nicht ſeyn; aber ich muß doch das Publicum verſichern, daß ich gegen mich ſelbſt jederzeit aufrichtig verfahren, daß ich nichts geſagt, was ich nicht für wahr gehalten, und nichts geſchrieben, was ich nicht gedacht habe.

Gewiſſe Vorurtheile mag ich vielleicht immer noch zu ſehr geſchont haben; ich bin mit ihnen umgegangen, wie ein junger Menſch mit einer alten Frau umgeht, bey der er weder grob noch ſchmeichelhaft iſt. Meine vornehmſte Ehrfurcht habe ich der Wahrheit

geheiligt; und dieſe Ehrfurcht wird meiner Schrift ohne Zweifel einigen Werth geben. Wer Wahrheit liebt, der hat die vortheilhafteſte Anlage, ſie zu finden.

Ich habe mich befliſſen, meine Gedanken deutlich vorzutragen. Die Gunſt der Großen habe ich bey Abfaſſung dieſes Werkes gar nicht zur Abſicht gehabt. Wenn mein Buch ſchlecht gerathen iſt; ſo rührt es daher, weil ich ein Dummkopf, und nicht weil ich ein Schelm bin. Ein ſolches Zeugniß können ſich wenig Andre geben.

Furchtſame Menſchen werden meine Schrift für dreiſt anſehen. Es giebt bey jedweder Nation ſolche Zeiten, da das Wort **klug** dem Worte **kriechend** gleichgilt; da man nur ein knechtiſch geſchrieben Werk als weislich gedacht preiſt.

Ich war willens, dieſes Buch unter einem falſchen Namen heraus zu geben, wovon ſich auch noch deutliche Spuren im Texte finden. Meinen Gedanken nach war dieſes auch das einzige Mittel, der Verfolgung auszuweichen, ohne doch dabey meinen Landsleuten weniger nützlich zu ſeyn. Allein während der Zeit, die ich zur Abfaſſung des Werkes anwendete, haben ſich das Elend und die Regierung meiner Mitbürger geändert. Die Krankheit, der ich noch einiger Maaßen abhelfen zu können dachte, iſt unheilbar

geworden; ich habe die Hoffnung aufgegeben, ihnen Nutzen zu ſchaffen, und verſchiebe daher die Ausgabe dieſes Buches bis nach meinem Ableben.

Mein Vaterland hat ſich endlich unter das Joch des Deſpotiſmus beugen müſſen. Berühmte Schriftſteller wird es nun nicht weiter hervorbringen. Es iſt dem Deſpotiſmus eigen, daß er im Verſtande das Denken, und im Herzen die Tugend erſtickt.

Unter dem Namen Franzoſen wird ſich dieſes Volk nicht wieder angeſehen machen können; dieſe erniedrigte Nation wird nunmehr von ganz Europa verachtet. Keine heilſame Kriſis wird ihr wieder zu ihrer Freyheit verhelfen. Sie wird an der Auszehrung drauf gehen. Eroberung wäre noch das einzige Arztneymittel, dem Elende des Landes zu helfen; aber ſelbſt die Wirkſamkeit eines ſolchen Arztneymittels müſſen Ungefähr und Umſtände entſcheiden.

Bey jedweder Nation giebt es Zeitpuncte, wo die Bürger nicht recht wiſſen, zu was für einem Entſchluſſe ſie greifen ſollen; wo ſie zwiſchen einer guten und einer ſchlechten Regierung im Zweifel ſchweben, und den Durſt nach Unterrichte fühlen; wo die Köpfe, wenn ich ſo ſagen darf, darauf vorbereitet und zugerichtet ſind, daß der Thau der Wahrheit leicht bey ihnen eindringen kann. Wenn in dergleichen Zeit-

punct

punct ein gutes Buch herauskömmt; ſo kann es glückliche Reformationen bewirken. Iſt aber dieſer Augenblick vorbey; dann ſind die Bürger gegen den Ruhm ſchon unempfindlich, und werden vermöge ihrer Regierungsform, ohne ſich helfen zu können, zur Unwiſſenheit und thieriſchen Dummheit vollends hingeriſſen. Alsdann ſind die Köpfe wie ein verhärteter Boden; das Waſſer der Wahrheit regnet darauf, und fließt darüber hin, aber ohne es fruchtbar zu machen. So iſt Frankreichs Zuſtand beſchaffen.

Es wird nun in dieſem Reiche von Tage zu Tage aus Einſichten immer weniger gemacht werden, weil darinnen Einſichten von Tage zu Tage immer weniger Nutzen ſtiften können; weil ſie den Franzoſen bloß die Augen über das Elend des Deſpotiſmus aufthun werden, ohne ihnen Mittel zu verſchaffen, daß ſie ſich aus demſelben herausreißen könnten.

Glück iſt, wie man ſagt, gleich den Wiſſenſchaften, ein Wandersmann auf Erden. Gegenwärtig richtet es ſeinen Lauf nach Norden. Denn dahin rufen große Fürſten das Genie, und das Genie die Glückſeligkeit.

Nichts iſt gegenwärtig verſchiedner in Europa, als Mittag und Mitternacht. Der Himmel in Süden wird durch die Nebel des Aberglaubens und eines

aſiatiſchen Deſpotiſmus immer mehr und mehr trübe. Der Himmel in Norden wird mit jedem Tag heller und wolkenloſer. Die Katharinen die Andre, die Friederiche, wollen ſich der Menſchheit lieb und werth machen; ſie erkennen den Werth der Wahrheit; ſie muntern uns auf, die Wahrheit zu ſagen; ſie ſchätzen ſogar die Bemühungen, die man anwendet, die Wahrheit zu entdecken. Solchen Regenten widme ich dieſes Werk; durch ſie muß der ganzen Welt Licht aufgehen.

Die Sonnen im Mittag erlöſchen, und die Morgenröthen in Norden ſchimmern im hellſten Glanze. Von Mitternacht gehen dermalen die Stralen aus, die bis nach Oeſterreich dringen. Alles ſchickt ſich daſelbſt zu einer großen Verwandlung an. Die Sorgfalt, welche der Kaiſer anwendet, die Laſt der Abgaben zu erleichtern, und ſeine Armeen zu diſciplinirẽn, beweiſt, daß er von ſeinen Unterthanen geliebt ſeyn, daß er ſie von innen glücklich, und von außen verehrungswürdig machen will. Schon von ſeiner zarteſten Jugend an verſprach ſeine Hochachtung gegen den König von Preußen, was dereinſt aus ihm werden würde. Empfundene Hochachtung hat man nur gegen ſeines Gleichen.

Innhalt

Innhalt
des Erſten Bandes.

Vom Menſchen, von deſſen geiſtigen Kräften, und von der Erziehung deſſelben.

Einleitung.

I. Kap. Von den verſchiedentlichen Geſichtspuncten, woraus man den Menſchen betrachten kann; und wie viel die Erziehung über ihn vermag, S. 1

II. Kap. Wichtigkeit dieſer Frage, 3

Was für Nutzen dieſelbe ſchaffen könne?

III. Kap. Von der verkehrten, irrigen Wiſſenſchaft, oder der erworbenen Unwiſſenheit, 7

Von den Hinderniſſen, die ſie der Verbeſſerung des Erziehungs-Weſens in den Weg legt.

IIII. Kap. Von der Trockenheit dieſer Materie, und wie viel Schwierigkeit es macht, ſie gehörig zu behandeln, 13

Erſter Abſchnitt.

Die unvermeidlich verſchiedne Erziehung der verſchiednen Menſchen iſt vielleicht die Urſache von derjenigen Ungleichheit der Geiſter und Gemüther, die man bisher der ungleichen Vollkommenheit der Empfindungs-Werkzeuge beygemeſſen hat.

I. Kap.

I. Kap. Niemand genießt einerley Erziehung, S. 17

II. Kap. Von welchem Augenblicke die Erziehung ihren Anfang nimmt, 18

III. Kap. Von den Lehrmeiſtern der Kindheit, 19

Dieſe Lehrmeiſter ſind niemals für zween Menſchen ganz genau die nämlichen; und folglich können zween Menſchen nicht einerley Verſtand haben.

Von den verſchiednen Empfindungen, welche zuweilen einerley Gegenſtände bey verſchiednen Menſchen erregen können.

IIII. Kap. Von dem verſchiedentlichen Eindrucke, den die Gegenſtände auf uns machen, 22

V. Kap. Von der Erziehung auf Schulen, 24

Sie iſt nicht für alle und jede die nämliche.

VI. Kap. Von der Erziehung in der Aeltern Hauſe, 25

Sie iſt bey mehrern Kindern nicht die nämliche.

VII. Kap. Von der Erziehung der Jugend, 28

Dieſe Erziehung hängt noch mehr vom Ungefähr ab, als die Erziehung der Kindheit; und folglich kann ſie noch weniger für zween Menſchen die nämliche ſeyn.

VIII. Kap. Von den ungefähren Zufällen, denen wir oftmals berühmte Männer zu danken haben können, = = = 33

Von den Schranken, die man der Regierung des Ungefähres ſetzen könnte.

Von dem Widerſpruche, worinnen alle Erziehungs-Vorſchriften mit einander ſtehen.

VIIII. Kap. Von den vornehmſten Urſachen, warum die Vorſchriften zur Erziehung einander widerſprechen, = = 43

X. Kap. Beyſpiel von den eingeführten widerſprechenden Begriffen oder Vorſchriften in der früheſten Jugend, = = = 52

Dieſer

Dieſer Widerſpruch iſt eine Folge von dem Widerſpruche, worinnen das Intereſſe der Pfaffen mit dem Intereſſe der Völker ſteht.

Jedwede falſche Religion iſt eine Feindinn des gemeinen Beſten.

XI. Kap. Von den falſchen Religionen, S. 62

Unter die falſchen Religionen hat man auch das Pabſtthum zu zählen.

XII. Kap. Das Pabſtthum iſt von menſchlicher Einſetzung, . . . 64

Das Pabſtthum iſt eine Local-Religion; es läßt ſich eine Religion denken, die allgemein werden könnte.

XIII. Kap. Von der allgemeinen oder Univerſal-Religion, . . . 69

Eine ſolche Religion iſt einfach, und eigentlich nichts anders, als die beſte mögliche Geſetzgebung.

Mit den geheimnißvollen Religionen hat es dieſe Bewandtniß nicht.

Was für Religionen ſind diejenigen, deren Einführung am wenigſten Schaden thun würde?

XIIII. Kap. Von den Bedingungen, ohne welche eine Religion die Zerſtörerinn des National-Glükkes wird, . . 73

XV. Kap. Welche unter den falſchen Religionen dem Glücke der Menſchen am unſchädlichſten geweſen ſind, . . . 80

Aus den verſchiedentlichen Fragen, die in dieſem und den vorhergehenden Kapiteln abgehandelt worden, ergiebt ſich: wenn man ſchon bey allen Menſchen eine gleichgute Anlage zum Verſtand annimmt, ſo muß dennoch der bloße Unterſchied ihrer Erziehung nothwendiger Weiſe einen groſſen Unterſchied in ihren Begriffen und Talenten nach ſich ziehen.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß die Ungleichheit, die wir dermalen zwiſchen allen Köpfen wahrnehmen, bey den Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret

niſiret ſind, keinesweges für einen demonſtrativiſchen Beweis ihrer ungleichen Anlage, Verſtand zu haben, angeſehen werden könne.

Zweyter Abſchnitt.

Die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, haben alle, einer wie der andere, eine gleichgute Anlage zum Verſtande.

I. Kap. Wir bekommen alle unſre Ideen durch die Sinnen; dem zu folge hat man den Verſtand immer für eine Wirkung der mehr oder mindern großen Feinheit der Organiſation gehalten, 88

Den Ungrund dieſer Meynung zu beweiſen, muß man ſich einen deutlichen Begriff von dem Worte Verſtand machen, und ſelbigen zu dem Ende von dem unterſcheiden, was man Seele nennt.

II. Kap. Unterſchied zwiſchen dem Verſtand und der Seele, . . 93

III. Kap. Von den Gegenſtänden, womit ſich der Verſtand beſchäfftigt, . . 104

IIII. Kap. Wie ſich der Verſtand beſchäfftigt, 105

Seine Operationen belaufen ſich alle zuſammen auf die Beobachtung der Aehnlichkeiten und Unterſchiede, der Uebereinſtimmungen und Nicht-Uebereinſtimmungen, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander, und in Beziehung auf uns haben.

Jedwedes Urtheil, welches wir aus Vergleichung phyſiſcher Gegenſtände fällen, iſt eine bloße Empfindung; und die nämliche Bewandtniß hat es auch mit jedem Urtheile, das wir über abſtracte, collective und andre dergleichen Begriffe fällen.

V. Kap. Von den Urtheilen, die aus der Vergleichung abſtracter, collectiver, und andrer dergleichen Begriffe fließen, . . 108

Dieſe

Dieſe Vergleichung ſetzt Aufmerkſamkeit, mühſame Anſtrengung, und folglich ein Intereſſe voraus, warum man ſich Mühe giebt.

VI. Kap. Wo kein Intereſſe Statt hat, da findet auch keine Vergleichung der Gegenſtände unter einander Statt, S. 113

Weil jedwedes Intereſſe ſeine Quelle in der phyſiſchen Empfindlichkeit hat; ſo läuft beym Menſchen alles aufs Empfinden hinaus.

VII. Kap. Die phyſiſche Empfindlichkeit iſt die einzige Urſach unſrer Thätigkeit, unſrer Gedanken, unſrer Leidenſchaften, und unſrer Geſelligkeit, 117

VIII. Kap. Von der Geſelligkeit, 128

VIIII. Kap. Rechtfertigung der Grundſätze, die im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen angenommen ſind, 134

X. Kap. Die Vergnügungen der Sinnen ſind die mächtigſten Triebfedern der Nationen, wenn ſie es gleich ſelbſt nicht wiſſen, 138

Die Ueberlegenheit am Verſtande hängt eben ſo wenig von der mehr oder minder großen Feinheit der Sinnen ab, als von dem mehr oder minder großen Umfange des Gedächtniſſes.

XI. Kap. Vom ungleichen Umfange des Gedächtniſſes, 143

Ein großes Gedächtniß macht kein großes Genie aus.

XII. Kap. Von der ungleichen Vollkommenheit der ſinnlichen Empfindungs-Werkzeuge, 147

Die mehr oder minder große Ueberlegenheit am Verſtande beruht keinesweges auf der äußerſten Feinheit derſelben.

Wenn die Menſchen in Dingen, welche die Empfindung betreffen, von einander abgehen; ſo geſchieht dieſes zum wenigſten bloß in der Schattirung dieſer nämlichen Empfindungen.

XIII. Kap. Von der verſchiedentlichen Art zu empfinden, 157

XIIII. Kap. Der geringe Unterſchied, den man zwiſchen unſern Empfindungen wahrnimmt, hat keinen Einfluß auf den Unterſchied am Verſtande, 163

XV. Kap. Vom Verſtande, . 166

Von den Begriffen, die man mit dieſem Worte zu verbinden hat.

XVI. Kap. Urſache der Verſchiedenheit der Meynungen in der Moral, Politik und Metaphyſik, 172

Dieſer Unterſchied iſt eine Folge von der ſchwankenden und ungewiſſen Bedeutung der Wörter. Zu Beyſpielen hievon erwähle ich die Wörter

Gut,

Intereſſe, und

Tugend.

XVII. Kap. Das Wort Tugend erregt bey der Geiſtlichkeit bloß die Vorſtellung von ihrem eignen Nutzen, . . . 188

XVIII. Kap. Von den verſchiednen Begriffen, die ſich die verſchiedentlichen Völker von der Tugend gemacht haben, . . 195

XVIIII. Kap. Es giebt nur ein einziges Mittel, die ungewiſſe Bedeutung der Worte gewiß zu machen, 204

Es giebt nur eine einzige Nation, die dieſes Mittel gebrauchen kann.

Es beſteht darinnen, daß man in einem Wörterbuche den richtig beſtimmten Begriff jeglichen Wortes verzeichne.

Wären die Wörter einmal definiret; ſo würden moraliſche, politiſche und metaphyſiſche Sätze eben ſo gut der Demonſtration fähig werden, als es die geometriſchen Wahrheiten ſind.

Die Menſchen würden alsdann einerley Grundſätze annehmen, und würden um deſto zuverläßiger auf einerley Folgerungen kommen, da die Verbindung von einerley Gegenſtän-

genſtänden ſie von je her in der phyſiſchen Welt, wie die Geometrie beweiſt, und in der Geiſterwelt, wie die Metaphyſik beweiſt, zu einerley Reſultaten geleitet hat.

XX. Kap. Die Streifereyen der Menſchen in die Reiche der Geiſter, und ihre Entdeckungen darinnen, ſind zu allen Zeiten ſo ziemlich auf eins hinaus gelaufen, . . S. 208

Feyen-Mährchen; erſter Beweis dieſer Wahrheit.

Philoſophiſche Mährchen; zweyter Beweis dieſer Wahrheit.

Religions-Mährchen; dritter Beweis dieſer Wahrheit.

Alle dieſe verſchiedentlichen Mährchen haben immer die größte Aehnlichkeit mit einander gehabt.

XXI. Kap. Betrügereyen der Diener falſcher Religionen, . . 219

Sie ſind überall einerley geweſen; überall haben die Pfaffen durch die nämlichen Mittel ihre Macht zu vergrößern geſucht.

XXII. Kap. Von der Gleichförmigkeit der Mittel, durch welche ſich die Diener falſcher Religionen bey ihrem Anſehen behaupten, 229

Aus Vergleichung der in dieſem Abſchnitt angeführten Factorum erhellt ſo viel: da die mehr oder minder große Feinheit der Sinnen an der Proportion, nach welcher uns die Gegenſtände rühren, nichts verändert; ſo haben alle Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, eine gleichgute Anlage zum Verſtand. Eine Wahrheit, die ſich auch durch eine andre Reihe von zuſammenhängenden Sätzen leicht darthun läßt.

XXIII. Kap. Es giebt keine Wahrheit, die ſich nicht auf ein Factum herunterſetzen ließe, 239

Jedwedes einfache Factum kann von den alltäglichſten Köpfen begriffen werden. Folglich giebt es keine Wahrheit, ſie ſey nun bereits entdecket, oder ſie ſey auch erſt noch zu entdecken, zu der ſich die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, nicht emporſchwingen könnten.

XXIIII. Kap. Wer den erfoderlichen Verſtand hat, die ſchon bekannten Wahrheiten zu faſſen, der hat auch Verſtand genug, ſich zu den noch unentdeckten Wahrheiten aufzuſchwingen, S. 246

Wenn alle Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, bis zu den erhabenſten Wahrheiten durchdringen können; ſo haben ſie mithin alle ohne Unterſchied eine gleichgute Anlage zum Verſtande.

Dieß iſt die Folgerung aus dem zweyten Abſchnitte.

Dritter Abſchnitt.

Von den allgemeinen Urſachen der Ungleichheit des Verſtandes verſchiedner Menſchen.

I. Kap. Was für Urſachen das ſind, 249

Sie belaufen ſich nur auf zwo.

Die eine iſt die ungleiche Begierde, welche die Menſchen haben, etwas zu lernen.

Die andre iſt die Verſchiedenheit ihrer Lage, woraus auch der Unterſchied in ihrer Unterweiſung fließt.

II. Kap. Jeder neue Gedanke iſt ein Geſchenk vom Ungefähr, . . 250

Der Einfluß, den das Ungefähr auf unſre Erziehung hat, iſt beträchtlicher, als man ſich einbildet; jedoch kann man dieſem Einfluſſe Schranken ſetzen.

III. Kap. Schranken, die der Macht des Ungefährs zu ſetzen ſind, . . 254

Das Ungefähr wirft uns zwar unzähliche Ideen in den Weg; allein dieſe Ideen tragen keine Frucht, wofern nicht die Aufmerkſamkeit ſie fruchtbar macht.

Die Aufmerkſamkeit iſt allemal die Wirkung einer Leidenſchaft, wie zum Exempel der Liebe zum Ruhme, zur Wahrheit u. d. gl.

IIII. Kap. Von der zweyten Urſache der Ungleichheit am Verſtande verſchiedner Menſchen, S. 257

Die Menſchen haben den Leidenſchaften die Aufmerkſamkeit zu danken, welche erfoderlich iſt, die Ideen, die ihnen das Ungefähr in den Weg wirft, fruchtbar zu machen.

Die ungleiche Stärke der Leidenſchaften wird von Manchen für die Wirkung einer gewiſſen Organiſation, und folglich für ein bloßes Geſchenk der Natur gehalten.

Vierter Abſchnitt.

Die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſirt ſind, ſind alleſammt einerley Grades von Leidenſchaft fähig; die ungleiche Stärke derſelben iſt bey ihnen jederzeit eine Folge von der Verſchiedenheit der Lagen, worein ſie das Ungefähr ſetzt. Jedes Menſchen Original-Charakter iſt, (wie Paſcal anmerkt,) bloß die Frucht ſeiner erſten Angewohnheiten.

I. Kap. Wie wenig Einfluß die Organiſation und das Temperament auf die Leidenſchaften und den Charakter der Menſchen haben, 262

II. Kap. Von den Veränderungen, die ſich in dem Charakter ganzer Nationen ereignet, und den Urſachen, welche dieſe Veränderungen nach ſich gezogen haben, . 264

III. Kap. Von den Veränderungen, die ſich in dem Charakter einzelner Menſchen ereignen, 272

Sie ſind die Folge von einer Veränderung in ihrer Lage, in ihrem Intereſſe, und in den Begriffen, welche ihnen, zu folge derſelben, das Gefühl der Selbſtliebe an die Hand giebt.

IIII. Kap. Von der Selbſtliebe, . 275

Dieſe Empfindung haben alle Menſchen, als eine unausbleibliche Folge von der phyſiſchen Empfindlichkeit, mit einander gemein; ſie entzündet in allen und jeden ohne Unterſchied die Liebe zur Gewalt.

Dieſe Begierde erzeugt bey allen und jeden, wie ich in den folgenden Kapiteln darthue, den Neid, die Liebe zum Reichthume, zu Ehrenſtufen, zum Ruhme, zum Anſehen, zur Gerechtigkeit, zur Tugend, zur Intoleranz, kurz, alle ſelbſtgemachte Leidenſchaften, deren Daſeyn das Daſeyn der Geſellſchaften vorausſetzt.

Dieſe verſchiedentlichen Leidenſchaften dienen zwar, die gleichgute Anlage, welche alle Menſchen zum Verſtande haben, in Thätigkeit zu ſetzen; aber ſie ſind an ſich ſelbſt weiter nichts, als die unter verſchiednen Namen verkleidete Liebe zur Gewalt.

V. Kap. Von der Liebe zum Reichthum und zum Ruhme, . . S. 277

Sie iſt eine unmittelbare Folge der Liebe zur Gewalt.

VI. Kap. Vom Neide, . . 280

Er iſt eine unmittelbare Folge der Liebe zur Gewalt.

VII. Kap. Von der Gerechtigkeit, 290

VIII. Kap. Von der Gerechtigkeit, in Rückſicht auf den Menſchen im Stande der Natur betrachtet, 291

VIIII. Kap. Von der Gerechtigkeit, in Rückſicht auf den geſitteten Menſchen und geſittete Völker betrachtet, . . 295

X. Kap. Der einzelne Menſch ſchätzt, ſo gut wie die Nationen, an der Gerechtigkeit weiter nichts, als das Anſehen und die Macht, die ihm ſelbige verſchafft, . . 301

XI. Kap. Bey jeder Art von Regierungs-Form iſt Liebe zur Gewalt das einzige Triebrad de Menſchen, . . 306

XII. Kap. Von der Tugend, . S. 311

Sie iſt eine unmittelbare Folge von der Liebe zur Gewalt.

XIII. Kap. In was für Achtung die Tugend bey den Europäern meiſtentheils ſtehe, 316

Sie verehren ſie in der Theorie; dieß iſt eine Folge von ihrer Erziehung.

Daß ſie ſich aber in der Praxis nichts aus der Tugend machen, iſt eine Wirkung von ihrer Regierungs-Form.

Ihre Liebe zur Tugend richtet ſich immer nach Maasgabe des Intereſſe, das ſie davon haben, wenn ſie Tugend ausüben. Hieraus folgt, daß man die Liebe zur Tugend jederzeit aus der Liebe zur Gewalt und zum Anſehen herzuleiten habe.

XIIII. Kap. Die Liebe zur Gewalt iſt bey dem Menſchen die vortheilhafteſte Anlage zur Tugend, 319

XV. Kap. Von der bürgerlichen Intoleranz, 321

Sie iſt eine unmittelbare Folge von der Liebe zur Gewalt.

Dieſe Intoleranz droht den Regierungen den Untergang.

XVI. Kap. Die Intoleranz iſt oftmals den Fürſten höchſt ſchädlich, . . 326

XVII. Kap. Schmeicheley iſt den Völkern eben ſo willkommen, als den Fürſten, . 333

XVIII. Kap. Von der Religions-Intoleranz, 338

Sie iſt eine unmittelbare Folge von der Liebe zur Gewalt.

XVIIII. Kap. Intoleranz und Verfolgung ſind nicht von GOtt geboten, . 344

XX. Kap. Intoleranz iſt der Grund, worauf die Größe der Geiſtlichkeit ruht, 352

XXI. Kap. Die Neigung zur Intoleranz beym Menſchen zu erſticken, iſt keine Möglichkeit; Mittel, ihren Wirkungen vorzubeugen, 360

Man kann aus dem, was ich geſagt habe, dieſe Folgerung ziehen, daß alle ſelbſtgemachte Leidenſchaften bey uns eigentlich weiter nichts ſind, als die unter verſchiednen Namen verkleidete Liebe zur Gewalt; und daß dieſe Liebe zur Macht ſelbſt nichts andres iſt, als eine bloße Wirkung der phyſiſchen Empfindlichkeit.

XXII. Kap. Genealogie der Leidenſchaften, S. 367

Aus dieſer Genealogie folgt, daß alle Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, auch zu der Art von Leidenſchaft aufgelegt ſeyn, welche erfoderlich iſt, die gleichgute Anlage, die ſie zum Verſtande haben, in Thätigkeit zu ſetzen.

Laſſen ſich aber dieſe Leidenſchaften auch bey allen und jeden in gleich hohem Grad entzünden? Meine Antwort auf dieſen Zweifel iſt: eine ſolche Leidenſchaft, wie zum Exempel die Liebe zum Ruhm iſt, läßt ſich beym Menſchen zu eben dem Grade von Stärke erheben, wie das Gefühl der Liebe zu ſich ſelbſt.

XXIII. Kap. Von der Stärke des Gefühls der Selbſtliebe, . . 369

Die Stärke dieſes Gefühls iſt bey allen Menſchen überflüßig hinreichend, ſie mit dem Grade von Aufmerkſamkeit zu verſehen, den die Entdeckung der erhabenſten Wahrheiten erfodert.

XXIIII. Kap. Große Gedanken ſind Wirkungen einer anhaltenden Aufmerkſamkeit, 372

Aus dieſem Abſchnitt ergiebt ſich, daß die Ungleichheit der Köpfe bey den Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſirt ſind, weiter nichts ſeyn könne, als eine bloße Folge von dem Unterſchied in ihrer Erziehung; und zu dieſem Unterſchiede rechne ich auch den Unterſchied in den Lagen, worein ſie das Ungefähr ſetzt.

Vom Menſchen, von deſſen geiſtigen Kräften, und von der Erziehung deſſelben.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.
Von den verſchiedentlichen Geſichtspuncten, woraus man den Menſchen betrachten kann; und wie viel die Erziehung über ihn vermag.

Die Wiſſenſchaft vom Menſchen iſt, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, unermeßlich; und ſie zu ſtudiren, eine langwierige und mühſame Beſchäfftigung. Der Menſch iſt ein Modell, das dem Anblicke verſchiedentlicher Artiſten offen ſteht; ein jeder ſieht und betrachtet es von einigen Seiten; keiner aber hat es um und um geſehen.

Der Maler und der Tonkünſtler kennen den Menſchen; aber im Verhältniß gegen die Wirkung, welche die Farben und die Töne auf ſeine Augen und auf ſeine Ohren thun.

Corneille, **Racine** und **Voltaire** ſtudiren ihn; aber in Beziehung auf die Eindrücke, welche Handlungen der Größe, der Zärtlichkeit, des Mitleidens, der Wuth u. ſ. w. bey ihm machen.

Die **Moliere** und die **La-Fontaine** haben die Menſchen aus noch andern Geſichts-Puncten betrachtet.

Wenn der Philoſoph die Menſchen ſtudirt; ſo iſt ſein Zweck ihre Glückſeligkeit. Dieſe Glückſeligkeit aber hängt theils von den Geſetzen, unter denen ſie leben, und theils von den Unterweiſungen ab, die ſie bekommen.

Die Vollkommenheit dieſer Geſetze und dieſer Unterweiſungen ſetzt die vorläufige Kenntniß vom menſchlichen Herzen, von ſeinem Verſtande, von den verſchiedentlichen Operationen beider, und endlich von den Hinderniſſen voraus, die dem Fortgange der Wiſſenſchaften, der Sittenlehre, der Staats-Klugheit, und der Erziehungs-Kunſt im Wege ſtehen.

Wie wäre es auch ohne dieſe Kenntniß möglich, die Menſchen beſſer und glücklicher zu machen? Demnach muß der Philoſoph bis zu dem einfachen Principium hinaufſteigen, welches ihre geiſtigen Kräfte und ihre Leidenſchaften erzeugt; zu jenem einigen Principium, welches ihm den Grad von Vollkommenheit, zu dem ſich ihre Geſetze und ihre Unterweiſungen bringen laſſen, offenbaren, und ihm entdecken kann, wie weit die Macht der Erziehung bey ihnen reiche.

Bey dem Menſchen habe ich den Verſtand, die Tugend und das Genie als die Frucht des Unterrichtes betrachtet. Dieſer Gedanke iſt im **Diſcurs über den Geiſt des Menſchen** auseinander geſetzt worden, und ich halte ihn noch immer für richtig; aber vielleicht iſt er nicht zur Genüge bewieſen. Man iſt mit mir einig geweſen, daß die Erzie-

hung größern Einfluß auf das Genie, auf den Charakter der Menſchen und der Völker habe, als man geglaubt hatte; das iſt alles, was man mir zugegeben hat.

Dieſe Meynung zu prüfen, ſoll der erſte und vornehmſte Zweck des gegenwärtigen Werkes ſeyn. Wenn man den Menſchen erheben, wenn man ihn unterrichten, und glücklich machen will; ſo muß man wiſſen, was für eines Unterrichtes, und was für einer Glückſeligkeit er fähig iſt.

Bevor ich alſo zur Hauptſache ſchreite, will ich vorläufig ein paar Worte ſagen,

Erſtlich, von der Wichtigkeit dieſer Frage;

Zweytens, von der verkehrten und irrigen Wiſſenſchaft, der man noch immer den Namen Erziehung beylegt; und

Drittens, von der Trockenheit dieſer Materie, und wie viel Schwierigkeit es macht, ſie gehörig zu behandeln.

Zweytes Kapitel.

Wichtigkeit dieſer Frage.

Wenn es wahr iſt, daß mit den Talenten und Tugenden eines Volkes ſo wohl ſeine Macht, als ſeine Glückſeligkeit, unausbleiblich verknüpfet ſind; ſo kann keine Frage wichtiger ſeyn, als dieſe.

Es wird gefragt:

Ob bey jedwedem einzelnen Menſchen die Talente und die Tugenden die Folge von ſeiner Organiſation, oder von dem Unterrichte ſind, den man ihm giebt? Dieſer letztern Meynung bin ich; und ich habe mir vorgenommen, hier zu beweiſen, was im **Diſcurs über den Geiſt des Menſchen** vielleicht nur ſchlechtweg behauptet iſt.

Bewieſe ich nun, daß der Menſch in Wahrheit weiter nichts ſey, als wozu ihn die Erziehung macht; ſo würde ich hiermit den Nationen außer Zweifel eine große Wahrheit geoffenbart haben. Sie würden erfahren, daß ſie das Werkzeug zu ihrer Größe und Glückſeligkeit in ihren Händen haben; und wenn eine Nation glücklich und mächtig seyn wollte, ſo werde dazu weiter nichts erfordert, als daß ſie die Erziehungs-Wiſſenſchaft zur gehörigen Vollkommenheit bringe.

Wie erkennen wir, ob der Menſch wirklich das iſt, wozu ihn der Unterricht, den er hat, macht? Durch eine gründliche, völlig durchgedachte Unterſuchung dieſer Frage. Sollte uns dieſe Unterſuchung ja nicht die Auflöſung, die wir ſuchen, gewähren; ſo müßte man die nämliche Unterſuchung von vorn anſtellen: es würde nützlich ſeyn, es würde uns nöthigen, uns ſelbſt zu ſtudiren.

Der Menſch iſt dem, der ihn lenkt und regiert, nur gar zu oft unbekannt. Gleichwohl, wer es unternimmt, den Bewegungen der menſchlichen Puppe ihre Richtung zu geben, der müßte wohl billig die Fäden kennen, durch welche ſie in Bewegung geſetzt wird. Iſt man dieſer Kenntniß beraubet, ſo erſtaune man nur ja nicht, wenn ihre Bewegungen oftmals denen, die der Geſetzgeber von ihr erwartet, ſo ſehr entgegen ſind.

Eine

1) Die Wiſſenſchaft vom Menſchen iſt die Wiſſenſchaft der Weiſen. Heimliche Intriguen-Krämer meynen in dieſem Punct immer den Philoſophen ſehr weit zu überſehen. In der That kennen ſie auch wohl beſſer, als er, den Anhang von Vertrauten, den der Miniſter hat; dem zu Folge machen ſie ſich die größten Gedanken von ihren wichtigen Verdienſten. Wenn ſie neugierig ſind, zu erfahren, was für einen Werth ihre wichtigen Einſichten haben; ſo mögen ſie nur über den Menſchen ſchreiben, und mögen ihre Gedanken öffentlich herausgeben: dann wird die Achtung, die das Publicum gegen dieſelben bezeigt, ihnen ganz deutlich ſagen, wie ſie ſie ſelbſt zu ſchätzen haben.

2) Auf das Umſtändliche in den Geſchäfften verſteht ſich der Miniſter beſſer, als der Philoſoph. Seine Kenntniſſe in dieſem Stükke

Eine Schrift, in welcher vom Menſchen gehandelt wird, ſollten ſich auch einige Irrthümer darinnen eingeſchlichen haben, iſt doch immer eine Schrift, die einen großen Werth hat.

Welch eine Maſſe von Lichtſtralen würde nicht die Kenntniß des Menſchen auf die verſchiedentlichen Zweige der Staats-Verwaltung werfen!

Die Geſchicklichkeit des Bereiters beruht darauf, daß er ſich auf alles und jedes verſteht, was er dem Thiere, das er zureitet, dergeſtalt beybringen ſoll, daß es das Thier hernach thun und leiſten könne; und die Geſchicklichkeit des Miniſters, daß er alles und jedes einſieht, was er den Völkern, die er regiert, beybringen will, daß ſie es hernach thun, und ſich darnach richten können.

Die Kenntniß des Menſchen 1) macht einen Theil von der Regierungs-Wiſſenſchaft aus. Nächſt derſelben muß der Miniſter auch die Kenntniß der Geſchäffte 2) beſitzen. Alsdann kann er gute Geſetze einführen.

Alſo mögen die Philoſophen nur immer tiefer und tiefer in den Abgrund des menſchlichen Herzens dringen, mögen immer alle Grundgeſetze ſeiner Bewegung in demſelben aufſuchen; der Miniſter mag auch ihre Entdeckungen nutzen, und mag ſie, je nachdem es Zeiten, Orte und Umſtände erfodern, glücklich anwenden.

ke ſind ausgebreiteter; aber der letztre hat mehr Muße, das menſchliche Herz zu ſtudiren, und kennt es beſſer, als der Miniſter. Beide ſind vermöge der verſchiedentlichen Gattungen ihres Studiums beſtimmet, einer dem andern Licht zu geben. Der Mann, der in einem hohen Poſten ſteht, und das Gute will, werde ein Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften. Ehe es in Paris verboten wurde, daß man nichts als Katechiſmen und Kalender drucken ſollte, hatte Frankreich, wie man ſagt, der vielfältigen Menge kleiner Schriften von einſichtsvollen Leuten die Wohlthat zu danken, daß es ſein Getreide ausführen konnte. Die Gelehrten erwieſen den mannichfaltigen Nutzen der Ausfuhr; und der Miniſter, der damals an der Spitze der Finanz-Verwaltung ſtand, machte ſich ihre Einſichten zu Nutze.

Betrachtet man die Kenntniß des Menſchen als etwas, das dem Geſetzgeber ſchlechterdings nöthig iſt; ſo kann nichts wichtiger ſeyn, als die Unterſuchung einer Frage, welche dieſe Kenntniß vorausſetzt.

Sollten auch die Menſchen, denen dieſe Frage für ihre Perſon gleichgültig wäre, dieſelbe bloß in ihrer Beziehung auf das allgemeine Beſte betrachten; ſo würden ſie doch erkennen, daß unter allen den Hinderniſſen, die der Verbeſſerung des Erziehungs-Weſens im Wege ſtehen, das größte iſt, Talente und Tugenden als eine Folge der Organiſation zu betrachten. Es giebt keine Meynung, welche die Trägheit und Nachläßigkeit der Lehrer unſrer Jugend mehr begünſtigte, als eben dieſe. Wenn uns die Organiſation beynahe völlig zu demjenigen macht, was wir ſind; mit was für Rechte können wir wohl dem Lehrmeiſter die Unwiſſenheit und Dummheit ſeiner Schüler zur Laſt legen? Warum will man denn, wird er ſagen, dem Unterrichte zurechnen, was die Natur verſehen hat? Was kann man ihm antworten? Und wenn man einmal das Principium annimmt; wie will man die Folgerung läugnen, die aus demſelben unmittelbar fließt?

Beweiſt man hergegen, daß Talente und Tugenden erworbene Güter ſind; ſo wird man damit den Fleiß und die Arbeitſamkeit eben dieſes Lehrmeiſters rege gemacht, und ſeiner Saumſeligkeit vorgebeugt; man wird ihn ſorgſamer gemacht haben, nicht nur die Laſter ſeiner Jünger zu erſticken, ſondern auch ihre Tugenden anzubauen und auszubilden.

Das Genie wird deſto eifriger werden, die Werkzeuge der Erziehung zu verbeſſern, und wird vielleicht in unzähli-
chen

3) Zu was für einem hohen Grade von Vollkommenheit man auch die Erziehungskunſt bringen möchte; ſo laſſe man ſich jedoch nicht einfallen, daß man aus allen den Menſchen, welche Gelegenheit finden, dieſelbe zu genieſſen, lauter Leute von Genie ziehen wolle. Man kann mit Hülfe derſelben die Nacheiferung der Bürger rege machen, ſie zur Aufmerkſamkeit angewöhnen, ihre Herzen der Menſchlichkeit, ihren Verſtand der Wahrheit öffnen, mit einem Wort aus-

chen ſolchen einzelnen, kleinen Bemerkungen, welche fürizt als unnütz betrachtet werden, die verborgenen Keime von unſern Laſtern, von unſern Tugenden, von unſern Talenten und von unſrer Albernheit wahrnehmen. Und wer kann ſagen, wie weit das Genie alsdann ſeine Entdeckungen treiben würde 3)? Was man am zuverläßigſten weis, iſt, daß wir dermalen die wahren Grundſätze der Erziehung nicht wiſſen, und daß dieſelbe heut zu Tage faſt gänzlich auf das Studium einiger vermeyntlichen Wiſſenſchaften heruntergekommen iſt, denen die völlige Unwiſſenheit noch wohl vorzuziehen ſeyn möchte.

Drittes Kapitel.

Von der verkehrten, irrigen Wiſſenſchaft, oder der erworbenen Unwiſſenheit.

Der Menſch kömmt unwiſſend zur Welt; er wird nicht als ein Thor gebohren, und es geht auch nicht einmal ohne Mühe ab, ehe er zu einem Thoren wird. Daß er einer werde, daß er es dahin bringe, ſelbſt das natürliche Licht in ſich zu erſticken, dazu wird erſt Kunſt und Methode erfodert; der Unterricht muß erſt Irrthümer über Irrthümer in uns gehäuft, und wir müſſen erſt durch vielfältiges Leſen unſre Vorurtheile vervielfältiget haben.

Wenn unter den geſitteten Völkern die Thorheit der gewöhnliche Zuſtand der Menſchen iſt, ſo iſt dieß die Folge von einer anſteckenden Erziehung; ſo rührt es davon her, daß man

aus allen Bürgern des Staats, wo nicht Leute von Genie, wenigſtens Leute von Verſtand und Vernunft machen. Allein wie ich in der Folge dieſes Werkes beweiſen werde, ſo iſt dieß auch alles, was die verbeſſerte Erziehungs-Wiſſenſchaft leiſten kann; und das iſt genug. Eine Nation, die durchgängig aus lauter ſolchen Menſchen beſtünde, würde unſtreitig die vornehmſte Nation in der ganzen weiten Welt ſeyn.

man da von falſchgeprieſenen Gelehrten erzogen wird, daß man da thörichte Bücher lieſt. Nun giebt es aber unter Büchern ſo gut, wie unter Menſchen, gute und ſchlechte Geſellſchaft. Das gute Buch iſt beynah überall das verbotene Buch 4). Verſtand und Vernunft dringen auf deſſen öffentliche Bekanntmachung; die Scheinheiligkeit aber ſetzt ſich dawider; ſie will über die ganze Welt herrſchen: mithin iſt ihr daran gelegen, die Thorheit fortzupflanzen. Ihre Abſicht iſt, die Menſchen blind zu machen, ſie im Labyrinth einer falſchgeprieſenen Wiſſenſchaft irre zu führen. Daß der Menſch unwiſſend iſt, hat wenig zu bedeuten. Die Unwiſſenheit iſt der mittlere Stand zwiſchen der wahren und der verkehrten Erkenntniß. Der Unwiſſende ſteht eben ſo hoch über den falſchgeprieſenen, verkehrten Gelehrten, als er tief unter dem Manne von Verſtande ſteht. Was der Abergläubiſche verlangt, iſt nichts andres, als daß der Menſch ungereimt ſeyn ſoll; und wovor er ſich fürchtet, iſt, daß ihm die Augen aufgehen. Wem vertraut man nun die Sorge an, ihn dumm zu machen? Schulgelehrten. Unter allen Kin-

4) In **Wien**, in **Paris**, in **Liſſabon**, und in allen katholiſchen Ländern verſtattet man den Verkauf der Opern, der Komödien, der Romane, und ſo gar einiger guten geometriſchen und mediciniſchen Bücher. In jedweder andern Gattung iſt ein Werk, das ſich vor andern ausnimmt, und das von dem ganzen übrigen Europa als ein vorzügliches Buch geprieſen wird, ein verboten Buch. Dergleichen ſind die Schriften der **Voltaire**, der **Marmontel**, der **Rouſſeau**, der **Montesquieu** u. ſ. w. In Frankreich iſt das Imprimatur des Cenſors faſt allemal ein Certificat der Thorheit für den Autor. Es verſpricht uns ein Buch, das keine Feinde hat, von dem man anfänglich alles Gute ſagen wird, weil man nichts Gutes davon zu denken hat; weil es keinen Neid erregen, Niemands Stolz beleidigen, und bloß wiederholen wird, was alle Welt längſt weis. Der Lobſpruch, der ſo ganz allgemein, und ſo augenblicklich iſt, ſchließt faſt allemal Lobſprüche in der Zukunft aus.

5) Der Schulgelehrte, ſagt das Engliſche Sprüchwort, iſt weiter nichts, als ein bloßer Eſel, der weder die Sanftmuth des wahren Chriſten, noch die Vernunft des Philoſophen, noch die gefällige Leutſeligkeit des Hofmanns hat, und

Kindern Adams ſind dieß die dümmſten und hochmüthigſten 5). „Der bloße Schulgelehrte,“ ſagt Rabelais, „behauptet unter den Menſchen den Platz, den unter den „Thieren dasjenige behauptet, das nicht ackert wie der Ochſe, „nicht Laſten trägt wie der Mauleſel, nicht Diebe anbellt wie „der Hund, ſondern das, gleich dem Affen, alles beſudelt, „alles zerbricht, den Vorübergehenden beißt, und allen und „jeden ſchadet.“

Je mächtiger der Schulgelehrte in Worten iſt, deſto ſchwächer iſt er in vernünftigen Urtheilen: und was bringt er denn alſo zu Markte? Menſchen, die auf eine gelehrte Art ungereimt 6), und auf eine hochmüthige Art dumm ſind. Was Dummheit anlangt, ſo giebt es davon, wie ich bereits geſagt habe, zweyerley Arten; die eine iſt natürlich, die andre iſt erworben; jene iſt die Folge der Unwiſſenheit, dieſe die Wirkung des Unterrichtes. Welche unter dieſen beiden Arten von Unwiſſenheit oder Dummheit iſt nun wohl die unheilbarſte? Unfehlbar die leztre. Der Menſch, der nichts

und mithin nur ein lächerlicher Gegenſtand iſt.

6) Worinnen beſteht die Wiſſenſchaft der Schulgelehrten? Darinnen, daß ſie die Worte mißbrauchen, und die Bedeutung derſelben ungewiß machen. Durch die Kraft gewiſſer barbariſcher Worte baueten vor Zeiten die Zauberer bezauberte Schlöſſer, oder doch wenigſtens den Schein davon. Auf gleiche Weiſe haben die Schulgelehrten, als Erben von der Macht der alten Zaubrer, durch die Kraft gewiſſer unverſtändlichen Worte, den ungereimteſten Träumereyen das Anſehen einer Wiſſenſchaft gegeben. Giebt es noch ein Mittel, ihre Bezauberungen zu zerſtören; ſo beſteht es darinnen, daß man ihnen von den Worten, deren ſie ſich bedienen, eine beſtimmte Bedeutung abfodert. So bald ſie gezwungen werden, beſtimmte Begriffe damit zu verknüpfen; ſo hört die Bezauberung auf, und das Blendwerk der Wiſſenſchaft verſchwindet. Man traue demnach ja keiner Schrift, in welcher die Schulſprache gar zu häufig gebrauchet wird. Zu deutlichen Begriffen langt die gewöhnliche Sprache faſt immer zu. Wer die Menſchen belehren, und ſie nicht täuſchen will, der muß mit ihnen in ihrer Sprache reden.

weis, kann noch etwas lernen; es kömmt bloß darauf an, daß man in ihm die Begierde dazu entzündet. Wer aber etwas ſchlecht weis, und ſeine Vernunft ſtufenweis, indem er ſie zu verbeſſern dachte, verlohren hat; der hat die Thorheit ſchon viel zu theuer erkaufet, als daß er ſich jemals von ihr losſagen könnte *). Hat ſich der Verſtand einmal mit dem Gewicht einer gelehrten Unwiſſenheit beladen; dann ſchwingt er ſich nicht mehr bis zur Wahrheit empor. Er hat den Hang, der ihn zu derſelben leitete, ſchon verlohren. Die Kenntniß von dem, was er wußte, klebt zum Theil an der Vergeſſenheit deſſen, was er weis. Um einer gewiſſen Anzahl von Wahrheiten Platz in ſeinem Gedächtniſſe zu verſchaffen, müßte man oft eine eben ſo große Anzahl von Irrthümern erſt aus dem Platze vertreiben, den ſie darinne haben. Nun erfodert aber dieſes Vertreiben Zeit; und kömmt man damit auch endlich zu Stande, ſo iſt es zu ſpät, daß man ein Menſch wird. Man erſtaunt, in was für einem Alter es die Griechen und die Römer wurden. Was für verſchiedentliche Talente legten ſie nicht ſchon in ihren Jünglingsjahren zu Tage! Als ein zwanzigjähriger Jüngling war Alexander ſchon ein gelehrter Mann und ein großer Feldherr, und unternahm die Eroberung des Orients. In eben dieſem Alter entwarfen die Scipio und die Hannibal die größten Anſchläge, und führten die wichtigſten Unternehmungen aus. Ehe Pompejus zu reifen Jahren gelangte, war er ſchon Sieger in Europa, in Aſien und in Africa, und erfüllte die ganze Welt mit ſeinem Ruhme. Wie gieng es nun zu, daß dieſe Griechen und dieſe Römer auf einmal gelehrte Leute, Redner,

*) Ein junger Maler malt ein Gemälde nach der ſchlechten Manier ſeines Lehrmeiſters, und zeigt es dem Raphael. „Was denken Sie „von dieſem Gemälde,“ ſagt er? Sie könnten in weniger Zeit etwas lernen, iſt Raphaels Antwort, wenn Sie noch nichts wüßten.

7) Es giebt wenig Länder, in denen man die Wiſſenſchaft der Sittenlehre und der Staatsklugheit ſtudirt. Man verſtattet auch den jungen Leuten nur ſelten, ihren Verſtand in Materien dieſer Art zu üben. Die Prieſterſchaft kann es nicht leiden, daß ſie ſich das Ver-

Redner, Feldherren, Staatsmänner wurden; daß ſie ſich zu allen verſchiedentlichen Aemtern bey ihren Republiken tüchtig machten; daß ſie dieſelben auch wirklich verwalteten, und ſie oftmals ſo gar in einem Alter, wo heut zu Tage kein Bürger fähig ſeyn würde, ſie anzunehmen, ſchon wieder niederlegten? Waren die vormaligen Menſchen andre Leute, als die itzigen? War ihre Organiſation vollkommener? Ganz gewiß nicht: denn in den Wiſſenſchaften der Schiff-Fahrt, der Naturkunde, der Uhrmacher-Arbeit, der Mathematik u. ſ. f. weis man ja wohl, daß es die Neuern weiter gebracht haben, als die Alten.

Der Vorzug, den dieſe letztern in der Sittenlehre, in der Staats-Klugheit und in der Geſetzgebung ſo lange behauptet haben, muß demnach als die Folge ihrer Erziehung betrachtet werden. Damals waren es nicht Schulgelehrte, denen man den Unterricht der Jugend anvertraute; es waren Philoſophen. Der Zweck dieſer Philoſophen war, Helden und große Bürger zu bilden. Der Ruhm des Schülers ſtralte auf den Lehrer zurück; das war ſeine Belohnung.

Der Zweck eines Lehrmeiſters iſt itzt gar nicht mehr, was er damals war. Was iſt ihm daran gelegen, die Seele und den Geiſt ſeiner Lehrlinge zu erheben? Nichts. Wonach ſtrebt er nun? ihren Charakter zu ſchwächen, abergläubiſche Leute aus ihnen zu machen, die Flügel ihres Genies, wenn ich ſo ſagen darf, aus ihren Fugen zu recken, jede wahre Erkenntniß in ihrem Verſtand 7), und jede gemeinnützige Tugend in ihrem Herzen zu erſticken.

Das

Vernünfteln zur Gewohnheit machen. Das Wort vernünftig hat heut zu Tage mit dem Wort ungläubig einerley Geltung bekommen. Allem Anſehen nach ſteht die Geiſtlichkeit in dem Argwohne, daß die Bewegungsgründe zum Glauben, wie die kurzen Flügel, die dem Merkur gegeben worden, zu ſchwach ſind, ihn gehörig zu erhalten. „Will man „ein Philoſoph ſeyn“, ſagt Malebranche; „ſo muß man mit „völliger Deutlichkeit ſehen: und „wenn man ein Gläubiger ſeyn „will, ſo muß man blindlings „glau-

Das goldne Zeitalter der Schulgelehrten waren jene Jahrhunderte der Unwiſſenheit, deren Finſterniſſe vor **Luthers** und **Calvins** Zeiten die Erde bedeckten. „Da„mals“, ſagt ein engländiſcher Philoſoph, „herrſchte der Aber„glaube über alle Völker. Die Menſchen waren, wie Ne„bucadnezar, in unvernünftige Thiere und Mauleſel verwan„delt; ſie wurden geſattelt und gezäumt; man lud ihnen „ſchwere Laſten auf, und ſie ſeufzten unter der Bürde des „Aberglaubens: da aber endlich einigen von den Mauleſeln „einfiel, ſich zu bäumen, ſo warfen ſie mit einmal die Laſt, „und den Reiter dazu ab.“

Es iſt keine Reformation in der Erziehung zu hoffen, ſo lange dieſe den Schulgelehrten anvertraut bleibt. Die Wiſſenſchaft, die unter ſolchen Anführern gelehret wird, wird niemals etwas anders, als eine Wiſſenſchaft von Irrthümern ſeyen; und die Alten werden über die Neuern ſo wohl in der Sittenlehre, als in der Staats-Klugheit und in der Geſetzgebung, einen Vorzug behalten, den ſie aber keinesweges einer größern Vollkommenheit der Organiſation, ſondern, wie ich bereits geſagt habe, der beſſern Beſchaffenheit ihres Unterrichtes zu danken haben.

Bisher habe ich gezeigt, wie leer verkehrte und irrige Wiſſenſchaften ſind.

Ich habe auch die ganze Wichtigkeit dieſes Werkes vor Augen gelegt.

Nun iſt mir noch übrig, etwas von der Trockenheit meines Gegenſtandes zu ſagen.

Vier-

„glauben“. Mallebranche bedenkt nicht, daß er ſeinen Gläubigen zu einem Thoren macht. Denn in der That, worinnen beſteht die Thorheit? Darinnen, daß man glaubt, ohne hinlänglichen Bewegungsgrund, zu glauben. Man wird mir hierinnen den Glauben des bekannten Köhlers als Muſter anführen; aber dieſer

Viertes Kapitel.

Von der Trockenheit dieſer Materie, und wie viel Schwierigkeit es macht, ſie gehörig zu behandeln.

Die Erörterung der Frage, die ich mir vorgenommen habe, erfodert eine feine und tief durchgedachte Unterſuchung; und jedwede Unterſuchung von dieſer Art iſt langweilig.

Wenn ein Mann, der wirklich Freund der Menſchheit, und einer ermüdenden Aufmerkſamkeit bereits gewohnt iſt, dieſes Buch ohne Ueberdruß durchleſen kann; ſo werde ich mich darüber nicht wundern. Seine Hochachtung würde für mich ohne Zweifel befriedigend genug ſeyn, wenn ich mir nicht, um dieſes Werk nützlich zu machen, gleich anfangs vorgeſetzt hätte, demſelben auch Anmuth zu geben. Aber mit was für Blumen kann man nun wohl eine ſo wichtige und ernſthafte Frage beſtreuen? Ich möchte gern dem gemeinen Menſchen Licht geben; und dieſe Art Menſchen iſt faſt bey allen Nationen der Aufmerkſamkeit nicht einmal fähig; was Anſtrengung erfodert, das ekelt ihr; und in Frankreich inſonderheit ſind dergleichen Art Menſchen die gewöhnlichſten.

Ich habe zehn Jahr in Paris zugebracht; damals herrſchte daſelbſt noch nicht der Geiſt der Scheinheiligkeit und der Schwärmerey. Darf ich dem öffentlichen Gerüchte Glauben beymeſſen, ſo gilt in Frankreich dermalen der Witz, der eben mode iſt. Was Weltleute anlangt, ſo werden dieſe gegen Werke voller Raiſonnement immer mehr und mehr gleichgültig.

Nichts

dieſer befand ſich in einem beſondern Fall; er ſprach mit Gott; Gott erleuchtete ihn innerlich. Jedweder Menſch, der nicht dieſer Köhler iſt, und ſich eines blinden Glaubens und eines Zutrauens auf Höreuſagen rühmt, iſt alſo ein Menſch, der ſich mit ſeiner Thorheit groß weis.

Nichts reizt ſie, als das Gemälde von etwas Lächerlichem 8), das ihre Schadenfreude vergnügt, ohne ſie aus ihrer Trägheit zu reißen. Der Hoffnung, daß ich ihnen gefallen würde, entſage ich alſo gänzlich. Wenn ich mir auch noch ſo viele Mühe gäbe, ſo würde ich doch über eine ſogar trockne, ſo gar ernſthafte Materie niemals Anmuth genug verbreiten können.

Jedoch muß ich die Anmerkung machen: wenn man die Franzoſen nach ihren Schriften beurtheilet, ſo iſt dieſes Volk entweder nicht ſo leichtſinnig und nicht ſo läppiſch 9), als man glaubt; oder der Geiſt ſeiner Gelehrten iſt gar ſehr anders, als der Geiſt der Nation. Die Begriffe ihrer Gelehrten haben mir groß und erhaben geſchienen. Alſo mögen ſie immer ſchreiben; denn ſie können, der National-Parteylichkeiten ungeachtet, verſichert ſeyn, daß ſie überall Leſer finden

8) Immerhin beluſtige man ſich einen Augenblick an dem Gemälde von etwas Lächerlichem; es kann nichts beſſer ſeyn. Jede vortreffliche Schilderung von dieſer Art ſetzt bey dem Maler, der ſie zeichnet, vielen Witz voraus. Und was iſt ihm dafür die Geſellſchaft ſchuldig? einen Tribut von Erkenntlichkeit und Lobe nach Maaßgabe des Uebels, von welchem er die Geſellſchaft dadurch befreyt, daß er dieſe oder jene Fehler lächerlich macht. Wollte eine Nation dergleichen Dienſt für etwas Hochwichtiges halten, ſo würde ſie ſich ſelbſt lächerlich machen. „Was „iſt daran gelegen", ſagt ein Engländer, „daß der oder jener reiche „Bürger in ſeiner Laune ein ſelt„ſamer Kerl, der oder jener Stuz„zer in ſeinen Kleidern affectirt iſt, „dieſe oder jene Coquette endlich „liebäugelt und verliebte Gebehr„den macht? ſie kann ihr Geſicht „roth, oder weiß malen, oder mit „Schönfleckchen anputzen, und „mit ihrem Liebhaber zu Bette „gehen, ohne einen Eingriff in „mein Eigenthum zu thun oder „mein Gewerbe zu ſchmälern. „Das langweilige Kniſtern mit ei„nem Fächel, der ohne Unterlaß „auf- und zugeſchlagen wird, er„ſchüttert keinesweges unſre Ver„faſſung". Eine Nation, die ſich gar zu viel um die Coquetterie eines Weibsbildes, oder um die Narrheit eines Stutzers bekümmert, iſt ganz zuverläßig eine läppiſche Nation.

9) Alle Nationen haben den Franzoſen ihren Hang zum läppiſchen Weſen zur Laſt gelegt. „Wenn der Franzoſe", ſagte ehemals der Herr von Saville, „ſo

finden werden, die ihre Verdienſte nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen wiſſen und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nur eins will ich ihnen empfohlen haben; ich meyne, ſie ſollen zuweilen das Herz haben, ſich aus der Hochachtung einer einzigen Nation nichts zu machen, und ſollen nie vergeſſen, daß ein wirklich ausgebreiteter Geiſt ſeinen Fleiß nur an ſolche Materien wendet, die für alle Völker intereſſant ſind.

Die Materie, von der ich hier handle, gehört in dieſe Claſſe. Die Grundſätze, die ich in dem Diſcurs über den Geiſt des Menſchen vorgetragen habe, werde ich bloß wieder in Erinnerung bringen, um ſie noch tiefer zu ergründen, ſie aus einem neuen Geſichts-Puncte vorzuſtellen, und neue Folgerungen daraus zu ziehen.

In

„ſo läppiſch, der Spanier ſo gravitätiſch und abergläubig, der „Engländer ſo ernſthaft und tiefſinnig iſt; ſo iſt dieß eine Folge „von ihrer verſchiedentlichen Regierungs-Form. Ein Mann, „der ein Liebhaber von Tändel-Kram iſt, und gern ſprechen mag, „ohne etwas zu ſagen, muß ſeinen Wohnplatz in Paris aufſchlagen; wer ſein Vergnügen „daran hat, ſich zu geißeln, und „ſeines Gleichen verbrennen zu ſehen, der muß in Madrid oder „in Liſſabon wohnen; und wer „endlich denken, und die Fähigkeit, durch welche ſich der Menſch „hauptſächlich vom unvernünftigen Thier unterſcheidet, brauchen und nutzen will, der muß „in London leben“. Nach der Meynung des Herrn von Saville „giebt es nur dreyerley Gegenſtände, die des Nachdenkens „werth ſind; die Natur, die Religion, und die Regierung. Nun „aber“, fährt er fort, „darf der „Franzoſe nicht über dieſe Gegenſtände denken. Für Männer ſind „ſeine Schriften unſchmackhaft, „und können mithin nur Weibern „zum Zeitvertreibe dienen. Die „Freyheit allein hebt den Geiſt einer Nation, ſo wie der Geiſt „der Nation hinwiederum den „Geiſt ihrer Schriftſteller hebt. „In Frankreich ſind die Seelen „ohne Saft und Kraft. Der einzige ſchätzbare Autor, den ich „von ihnen gern leſen mag, iſt „Montagne. Wenige ſeiner Mitbürger ſind nur werth, ihn zu „bewundern; wer ihn verſtehen „und ihm nachempfinden will, der „muß denken können; und wer „denken ſoll, der muß frey ſeyn“.

In der Geometrie kann jede Aufgabe, die nicht ganz genau aufgelöſt iſt, der Gegenſtand einer neuen Demonſtration werden. In der Sittenlehre und in der Staats-Klugheit geht es gerade eben ſo.

Man verſage demnach ſeine Aufmerkſamkeit ja nicht der Erörterung einer ſolchen wichtigen Frage, deren Auflöſung ohnehin noch erfodert, daß gewiſſe Wahrheiten, die ziemlich unbekannt ſind, erſt aus einander geſetzt werden.

Iſt die Verſchiedenheit der Geiſter und Gemüther eine Folge von der Verſchiedenheit ihrer Erziehung? Dieß iſt der Gegenſtand meiner Unterſuchung.

Erſter Abſchnitt.

Die unvermeidlich verſchiedne Erziehung der verſchiednen Menſchen iſt vielleicht die Urſache von derjenigen Ungleichheit der Geiſter und Gemüther, die man bisher der ungleichen Vollkommenheit der Empfindungs-Werkzeuge beygemeſſen hat.

Erſtes Kapitel.

Niemand genießt einerley Erziehung.

Ich lerne immer noch; mein Unterricht iſt noch nicht vollendet. Und wenn wird er ein Ende nehmen? So bald ich deſſen nicht mehr fähig ſeyn werde: mit meinem Tode. Mein Lebenslauf iſt eigentlich bloß eine langwierige Erziehung.

Wenn ein Paar einzelne Menſchen gerade einerley Unterweiſungen bekommen ſollten, was würde dazu erfoderlich ſeyn? Sie müßten ſich aufs genaueſte in einerley Lagen, in einerley Umſtänden befinden. So etwas aber zu vermuthen, iſt nicht möglich. Mithin iſt es offenbar, daß Niemand einerley Unterweiſungen bekömmt.

Allein warum dehnen wir die Gränze unſrer Erziehung bis an die Gränze unſers Lebens aus? Warum ſetzen wir ſie nicht auf die Zeit, die zum Unterrichte beſonders gewidmet iſt, warum ſetzen wir ſie nicht auf die Zeit der Kindheit und erſten Jugend feſt?

Ich bin willens, mich auf dieſen Zeitraum einzuſchränken. Nächſt dem gedenke ich auch zu beweiſen, es ſey nicht möglich, daß zween Menſchen gerade zu den nämlichen Begriffen gelangen.

Zweytes Kapitel.

Von welchem Augenblicke die Erziehung ihren Anfang nimmt.

In eben dem Augenblicke, da das Kind Bewegung und Leben bekömmt, bekömmt es auch ſeine erſten Unterweiſungen. Zuweilen lernt es ſchon in dem Mutterleibe, worinnen es empfangen iſt, den Zuſtand von Krankheit und von Geſundheit kennen. Indeſſen kömmt die Mutter nieder; das Kind ſtrampelt, und ſtößt ein Geſchrey aus; der Hunger erhitzt es; es empfindet ein Bedürfniß; dieſes Bedürfniß ſchließt ihm die Lippen auf, und macht, daß es die nährende Bruſt faßt und begierig daran ſaugt. So verfließen etliche Monate, da ihm indeſſen die Augen aufgehen, und ſeine Empfindungswerkzeuge zu Kräften kommen, die dann nach und nach aller Eindrücke fähig werden. Alsdann ſind der Sinn des Geſichts, des Gehörs, des Geſchmacks, des Gefühls, des Geruchs, kurz, alle Thore ſeiner Seele, eröffnet. Alsdann ſtürzen alle Dinge in der Natur haufenweis auf dieſelben zu, und prägen unzähliche Begriffe *) in ſein Gedächtniß. Wer können wohl in dieſen erſten Augenblicken die wahren Lehrer der Kindheit ſeyn? Die verſchiedenen Gefühle, welche die Kindheit erfährt. Dieß ſind lauter Unterweiſungen, die ſie bekömmt.

Hat man ein Paar Kindern einerley Lehrmeiſter gegeben; hat ſie dieſer ihre Buchſtaben unterſcheiden, leſen, und ihren Katechiſmus u. d. gl. herſagen gelehret; ſo meynt man ihnen damit einerley Erziehung gegeben zu haben. Der Philoſoph

*) Man ſehe des Herrn von Büffon beredte und bewundernswerthe Abhandlung über den Menſchen.

**) Die Sinnen betrügen uns niemals; ſondern die Gegenſtände machen auf uns jederzeit den Eindruck, den ſie machen ſollen. Kommt mir ein viereckiger Thurm in einer gewiſſen Entfernung rund vor; ſo rührt es davon her, weil ſich

loſoph urtheilt darüber ganz anders. Nach ſeinen Gedanken ſind die Gegenſtände, welche die Kindheit umgeben, die eigentlichen Lehrer derſelben. Dieſen Lehrmeiſtern hat ſie faſt alle ihre Begriffe zu danken.

Drittes Kapitel.

Von den Lehrmeiſtern der Kindheit.

Eine kurze Geſchichte der Kindheit des Menſchen wird ihn uns kennen lehren. So bald hat er nicht das Licht der Welt erblicket, ſo rühren tauſenderley Töne ſeine Ohren, und er hört nichts als mancherley verwirrtes Geräuſch. Tauſenderley Körper bieten ſich ſeinen Augen dar, und zeigen ihm nichts als übelbeſchränkte Gegenſtände. Unvermerkt lernt das Kind hören, ſehen, fühlen, und die Irrthümer des einen Sinnes durch einen andern Sinn berichtigen **).

Da es nun bey der Gegenwart der nämlichen Gegenſtände immer von den nämlichen Empfindungen gerührt wird, ſo erwirbt es ſich von denſelben ein deſto deutlicheres Andenken, je öfter die nämliche Wirkung oder Action, welche die Gegenſtände auf ſeine Empfindungswerkzeuge thun, wiederholet wird. Mithin muß man die Action oder Wirkung der Gegenſtände als den beträchtlichſten Theil ſeiner Erziehung betrachten.

Mittlerweile wird das Kind größer, es fängt an zu laufen, und lernt alleine laufen. Wenn es nun unzähliche mal gefallen iſt; dann lernt es ſeinen Leib im Gleichgewicht erhalten, und auf ſeinen Beinen ſicher gehen. Je ſchmerzhafter

ſich in dieſer Entfernung die Lichtſtralen, die vom Thurme zurück gebrochen werden, mit einander vermengen und mir ihn ſo erſcheinen laſſen müſſen; ſo giebt es mithin Fälle, in welchen ſich die eigentliche Form der Gegenſtände nicht anders ausmachen läßt, als durch das einſtimmige Zeugniß mehrerer Sinne.

die Fälle ſind, die es thut, deſto lehrreicher ſind ſie, und deſto geſchickter, aufmerkſamer und vorſichtiger wird es in ſeinem Gange.

Iſt nun das Kind ſtärker geworden; läuft es; iſt es ſchon im Stand, über die kleinen Waſſergräben zu ſpringen, welche zwiſchen den Gebüſchen eines Gartens hinfließen und dieſelben wäſſern; dann lernt es, durch wiederholtes Probiren und Fallen, ſeinen Sprung nach der Breite dieſer Gräben abmeſſen.

Reißt ſich ein Stein von den Rändern derſelben los; und ſieht es ſelbigen bis in den Grund des Waſſers ſinken, indem zugleich ein Stück Holz auf der Oberfläche deſſelben hinſchwimmt; ſo erwirbt es ſich in dieſem Augenblicke den erſten Begriff von der Schwere.

Fiſcht es in ſolchen Gräben dieſen Stein und dieſes leichte Holz wieder auf, und fallen ihm beide von ungefähr, oder wegen ſeiner Unvorſichtigkeit, auf ſeinen Fuß; ſo wird der ungleiche Grad von Schmerzen, den ihm das Fallen dieſer beiden Körper verurſacht, den Begriff von ihrer ungleichen Schwere und Härte ſeinem Gedächtniſſe noch tiefer einprägen.

Wirft es eben dieſen Stein an einen von den Blumenſcherbeln, oder an einen von den Orangerie-Käſten, welche längſt dieſer nämlichen Gräben ausgeſtellt ſind; ſo erfährt es dadurch, daß gewiſſe Körper von eben dem Stoße zerbrechen, welchem andre widerſtehen.

Mithin giebt es keinen Menſchen von Einſicht, der nicht an allen vorfallenden Dingen lauter Lehrmeiſter fände, denen die Erziehung unſrer Kindheit aufgetragen iſt *).

Allein ſind denn dieſe Lehrmeiſter nicht immer die nämlichen für alle Menſchen? Nein; das Ungefähr iſt für Niemanden ganz genau das nemliche: und geſetzt auch, daß zwey

*) Wenn ich die verſchiedentlichen Zuſtände der Kindheit nur flüchtig, und obenhin beſchreibe; ſo geſchieht es deswegen, weil ich auſſer dem befürchten müßte, dem Leſer Langeweile zu machen. Was liegt ihm daran, wie viel Zeit das

zwey Kinder ihre Geſchicklichkeit, zu laufen und zu ſpringen, ihrem Fallen zu danken haben; ſo ſage ich doch noch, es iſt nicht möglich, wenn ſie gleich ganz genau die nämliche Anzahl Fälle, und eben ſo ſchmerzhafter Fälle thun, daß ihnen allen das Ungefähr einerley Unterweiſungen an die Hand geben ſollte.

Man bringe nur zwey Kinder auf eine Ebne, in ein Gehölz, zu einem Schauſpiel, in eine Geſellſchaft, oder endlich in eine Kram-Bude; ſo werden dieſe Kinder, bloß ihres phyſiſchen Standortes wegen, weder gerade von den nämlichen Gegenſtänden gerührt werden, noch auch folglich die nämlichen Empfindungen haben. Und wie viel verſchiedentliche Schauſpiele werden ſich nicht überdieß durch tägliche Zufälle den Augen dieſer nämlichen Kinder unaufhörlich darbieten!

Zween Brüder reiſen mit ihren Aeltern; und ehe ſie nach Hauſe gelangen können, haben ſie lange Ketten von Bergen vor ſich, die ſie zurück legen müſſen. Der älteſte folgt dem Vater über ſteile und kurze Wege. Was ſieht er? Die Natur in allen Geſtalten des Entſetzens; Eißgebürge, die ſich bis in die Wolken verlieren; Maſſen von Felſen, die über dem Haupte des Wanderers hangen; Abgründe, deren Tiefe nicht zu erkennen iſt, und endlich die Spitzen von unfruchtbaren Steinklippen, von welchen die Ströme mit einem ſchrecklichen Geräuſch herabſtürzen. Der jüngere iſt indeſſen mit ſeiner Mutter über Heerſtraßen gereiſt, die fleißiger bereiſet werden, und wo ſich die Natur in den anmuthigſten Geſtalten ſehen läßt. Was für Gegenſtände ſind ihm nun vorgekommen? Ueberall Gebürge, die mit Weinſtöcken und Obſtbäumen bepflanzet ſind; überall Thäler, wodurch ſich Bäche hinſchlängeln, deren durch einander geſchlungene Gänge die Thäler in Wieſen abtheilen, welche mit Vieh-Heerden bevölkert ſind.

das Kind zubringt, durch dieſe verſchiedentlichen Zuſtände hindurch zu wandern? Es iſt nicht nöthig, daß mein Bericht eben ſo lang ſey, als die Kindheit des Menſchen.

Dieſe beiden Brüder werden auf einerley Reiſe ganz verſchiedne Gemählde geſehen, und ganz verſchiedne Eindrücke bekommen haben. Nun können tauſenderley Zufälle von ähnlicher Art die nämlichen Wirkungen hervorbringen. Unſer ganzes Leben iſt, ſo zu ſagen, nichts, als ein langes Gewebe von dergleichen Zufällen. Mithin ſchmeichle man ſich nur nie, daß man im Stande ſeyn werde, zwey Kindern ganz genau einerley Unterweiſungen zu geben.

Aber was für Einfluß kann denn auf die Geiſter und Gemüther eine Verſchiedenheit im Unterricht haben, welche bloß von einiger geringen Verſchiedenheit in den Gegenſtänden, wovon ſie umgeben ſind, herrührt? — Ey! wie? weis man etwan noch nicht, was für einen großen Unterſchied eine kleine Anzahl von verſchiedentlichen Begriffen, die mit denen verknüpfet werden, welche zween Menſchen bereits mit einander gemeinſchaftlich haben, in ihrer ganzen Art und Weiſe zu ſehen und zu urtheilen verurſachen kann?

Endlich will ich auch ſetzen, daß das Ungefähr zween Menſchen ſo gar immer einerley Gegenſtände darböte; wird es ihnen dieſelben auch eben in dem Augenblicke darbieten, da ſich ihre Seele gerade im nämlichen Zuſtande befindet, und da dieſe Gegenſtände folglich auf ſie den nämlichen Eindruck machen müſſen?

Viertes Kapitel.

Von dem verſchiedentlichen Eindrucke, den die Gegenſtände auf uns machen.

Daß verſchiedne Gegenſtände bey uns verſchiedne Empfindungen erzeugen, iſt eine ausgemachte Sache. Was uns die Erfahrung ferner lehrt, iſt, daß auch die nämlichen Gegenſtände bey uns verſchiedne Eindrücke machen, je nachdem der Augenblick iſt, in dem ſie uns vorkommen; und vielleicht muß man aus dieſer Verſchiedenheit des Eindruckes vornehmlich nicht nur den Unterſchied, ſondern auch die große Un-

Ungleichheit am Verſtand herleiten, welche man unter Menſchen gewahr wird, die in einerley Ländern aufgewachſen, in einerley Gebräuchen und bey einerley Sitten erzogen ſind, und die im übrigen beynah einerley Gegenſtände vor Augen gehabt haben.

Es giebt für die Seele Augenblicke der Stille und der Ruhe, worinnen ihre Fläche auch nicht von dem geringſten Lüftchen der Affecten beunruhiget wird. Die Gegenſtände, die uns alsdann das Ungefehr darbietet, halten zuweilen unſre ganze Aufmerkſamkeit feſt; man unterſucht die verſchiednen Seiten derſelben mit mehrerer Muße, und um deſto deutlicher, ſo wie zugleich deſto tiefer, iſt auch der Eindruck, den ſie auf unſer Gedächtniß machen.

Die Zufälle von dieſer Art ſind ſehr gewöhnlich, zumal in der erſten Jugend. Ein Kind begeht einen Fehler; und um es zu ſtrafen, ſperrt man es in ſeine Kammer; nun iſt es darinnen alleine. Was ſoll es machen? Es ſieht Töpfe voll Blumen auf dem Fenſter; es bricht ſie ab; es betrachtet die Farben daran, es beobachtet die Schattirungen darunter; der einzige Umſtand, daß es ſonſt nichts zu thun hat, ſcheint dem Sinne des Geſichtes mehrere Feinheit zu ertheilen. Alsdann geht es dem Kinde gerade, wie dem Blinden. Wenn dieſer gemeiniglich einen feinern Sinn des Gehörs und des Gefühls hat, als andre Menſchen; ſo rührt dieß davon her, daß er nicht, wie ſie, durch die Wirkung des Lichtes auf ſein Auge zerſtreuet wird: daher iſt er um ſo viel mehr aufmerkſam, um ſo viel mehr in ſich ſelbſt auf Einen Punct geſammlet; und mit einem Wort, um den Sinn, der ihm abgeht, zu erſetzen, iſt er, wie Herr Diderot anmerkt, mit allem Recht aufs eifrigſte befliſſen, die Sinnen, die er noch hat, recht vollkommen zu machen.

Der Eindruck, den die Gegenſtände auf uns machen, beruht hauptſächlich auf dem Augenblicke, da dieſe Gegenſtände auf unſre Sinnen treffen. In obigem Exempel iſt es die Aufmerkſamkeit, die der Zögling den einzigen Gegenſtänden, welche er vor Augen hat, zu gönnen gleichſam gezwungen

gen iſt, die da macht, daß er an den Farben und der Geſtalt der Blumen feine Unterſchiede entdeckt, die ihm ein zerſtreutes Anſchauen, oder ein ungefährer Blick obenhin, nicht wahrzunehmen verſtattet hätte. Dergleichen Beſtrafung oder dergleichen Ungefähr iſt es oft, was dem Geſchmack eines jungen Menſchen den Ausſchlag giebt, was ihn zum Blumen-Maler macht, was ihm anfänglich einige Kenntniß von ihrer Schönheit, und endlich die Liebe zu Gemälden von dieſer Art beybringt. Wie viel ähnlichen Zufällen und ungefähren Umſtänden iſt nun nicht die Erziehung der Kindheit unterworfen? wie will man ſich demnach einbilden, daß ſie bey zween verſchiednen Menſchen ganz einerley ausfallen könne? Und wie viel andre Urſachen ſtehen nicht noch außerdem im Wege, daß die Kinder, es ſey nun auf der Schule, oder auch in der Aeltern Hauſe, nicht einerley Unterweiſungen bekommen!

Fünftes Kapitel.

Von der Erziehung auf Schulen.

Man meynt, die Kinder haben einerley Unterweiſungen genoſſen, ſo bald ſie auf einerley Schulen ſind erzogen worden. Allein in was für einem Alter kommen ſie auf Schulen? im ſiebenten oder achten Jahre. Nun haben ſie aber in dieſem Alter ihr Gedächtniß bereits mit Begriffen angefüllt, die ſie theils dem Ungefähr zu danken, theils in der Aeltern Hauſe ſich erworben haben, und die mithin von dem Stande, von dem Charakter, von dem Vermögen und den Reichthümern ihrer Aeltern abhängen. Darf man es ſich alſo wohl Wunder nehmen laſſen, wenn die Kinder, die oft mit ſo verſchiednen Begriffen auf die Schule gekommen ſind, mehr

*) Ich muß auch nächſtdem anmerken, daß wir unſern Unterricht zum größten Theile dem Ungefähr, das iſt, dem, was der Lehrer nicht lehrt, zu danken haben. Die Perſon, deren ganzes Wiſſen ſich einzig und allein auf die Wahrheiten, welche ſie von

mehr oder weniger Begierde zum Studiren, mehr oder weniger Neigung zu gewiſſen Gattungen von Wiſſenſchaft zu Tage legen; und wenn ſich dann ihre ſchon erworbenen Begriffe mit denen, die man ihnen auf den Schulen gemeinſchaftlich beyzubringen ſucht, vermiſchen, ſie beträchtlich verändern und verunſtalten? Verknüpfen ſich nun Begriffe, die auf ſolche Art verändert worden, von neuem unter einander; ſo müſſen ſie oftmals ganz unerwartete Producte geben. Hieraus erwächſt dann jene Ungleichheit des Verſtandes, und jene Verſchiedenheit in den Neigungen, die man an den Lehrlingen auf einer und eben derſelben Schule wahrnimmt *).

Hat es vielleicht mit der Erziehung im Hauſe gleiche Bewandtniß?

Sechſtes Kapitel.

Von der Erziehung in der Aeltern Hauſe.

Dieſe Erziehungs-Art iſt ohne Zweifel die einförmigſte; ſie iſt mehr die nämliche. Ein Paar Brüder, die bey ihren Aeltern im Hauſe erzogen werden, haben einerley Lehrmeiſter, haben beynah einerley Gegenſtände vor Augen; ſie leſen auch einerley Bücher. Den einzigen Unterſchied, der noch übrig bleibt, machen die Jahre aus; und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſie auch einigen Unterſchied in ihrer Unterweiſung nach ſich ziehen werden. Will man ſo gar noch dieſen aus dem Wege räumen; will man zu dem Ende ein Paar Zwillingsbrüder ſetzen, ſo thue man es: aber werden ſie einerley Amme haben? — Was liegt daran? — Daran liegt gar viel. Wie kann man daran zweifeln, daß der

von ihrer Hofmeiſterinn oder von ihrem Lehrer gehöret hat, und auf die Sachen einſchränkte, welche in der kleinen Anzahl von Büchern, die man in den Claſſen lieſt, vorkommen, würde unſtreitig das einfältigſte Kind von der Welt ſeyn.

Charakter der Amme einen Einfluß auf den Charakter des Säuglings hat? In Griechenland wenigſtens zweifelte man hieran nicht; und das wiſſen wir mit Gewißheit aus dem Umſtande, daß daſelbſt die lacedämoniſchen Ammen durchgängig ſo ſehr geſucht wurden.

In der That, ſagt Plutarch, wenn der Spartaner, der noch an der Bruſt liegt, nicht ſchreyt; wenn die Furcht bey ihm keinen Eingang findet, und er ſchon Schmerzen geduldig aushält; ſo lehrt ihn dieß ſeine Amme. So nach kann in Frankreich, wo ich wohne, die Wahl einer Amme eben ſo wenig etwas Gleichgültiges ſeyn, als ſie es in Griechenland war.

Doch ich will auch annehmen, es hätte dieſe Zwillinge die nämliche einige Amme aufgeſäugt, und ſie mit der nämlichen Sorgfalt groß gezogen. Bildet man ſich wohl ein, wenn die Kinder nun von ihr den Aeltern wieder übergeben werden, daß Vater und Mutter gegen dieſe beyden Kinder gerade den nämlichen Grad von Zärtlichkeit hegen, und der Vorzug, den ſie, ohne es ſelbſt wahrzunehmen, dem einen von beiden geben, keinen Einfluß auf deſſen Erziehung haben werde? Wollte man gar noch ſetzen, daß Vater und Mutter beide Kinder in gleichem Grad, eins wie das andre, lieb hätten; wird es bey den Bedienten auch ſo gehen? wird nicht, bey dem Lehrmeiſter, Einer der Liebling ſeyn? wird die Zuneigung, die er gegen eines von den beiden Kindern bezeigt, dem andern lange unbekannt bleiben? werden der Verdruß oder die Gedult des Lehrmeiſters, die liebreiche oder die verdrüßliche Mine in ſeinen Lehrſtunden, keine Folgen bey ihnen nach ſich ziehen? und werden dieſe beiden Zwillinge endlich alle beide einer gleich guten Geſundheit genießen?

Wird auf der Laufbahn der Künſte und Wiſſenſchaften, welche alle beide anfänglich mit gleichem Schritte durchzuwandern anfiengen, der erſtre durch eine Krankheit aufgehalten, und muß den andern einen gar zu großen Vorſprung über ſich gewinnen laſſen; ſo wird ihm das Studiren verhaßt. Verliert ein Kind die Hoffnung, ſich hervorzuthun; ſieht es

ſich gezwungen, in dem oder jenem Artikel eine gewiſſe Anzahl von ſolchen zu erkennen, die ihm überlegen ſind: ſo wird es, in eben dieſem Artikel, unfähig zu arbeiten und eifrigen Fleiß anzuwenden. Alsdann iſt ſo gar die Furcht vor der Züchtigung ohne Kraft. Dieſe Furcht hilft zwar vielleicht ſo viel, daß ſich das Kind zur Aufmerkſamkeit gewöhnt, daß es leſen lernt, daß es alles thut und verrichtet, was man ihm befiehlt; allein ſie flößt ihm auf keine Weiſe jene unermüdete Begierde zu ſtudiren ein, die allein die Gewährleiſtung giebt, daß es ein Kind weit bringen werde. Was die Genies ans Tageslicht bringt, iſt der Wetteifer; und was Talente erzeugt, iſt die Begierde, ſich einen Namen zu machen. So bald ſich Liebe zum Ruhm an einem Menſchen äußert und ſich in ihm entwickelt; da kann man das Wachsthum ſeines Geiſtes, und den Fortgang ſeines Verſtandes von ſelbigem Augenblick an rechnen. Ich habe von jeher geglaubt, die Erziehungs-Wiſſenſchaft ſey vielleicht weiter nichts, als die Wiſſenſchaft von den Mitteln, den Wetteifer oder die Nacheiferung rege zu machen. Ein einziges Wort erſtickt oder entzündet ſie. Der Lobſpruch, den man der Sorgſalt, mit welcher ein Kind dieſe oder jene Sache unterſucht, und dem genauen Berichte macht, den es davon ablegt, iſt zuweilen ſchon hinreichend geweſen, daſſelbe mit der Art von Aufmerkſamkeit zu begaben, der es in der Folge ſeinen vorzüglichen Verſtand zu danken gehabt hat. Demnach iſt weder die Erziehung, die man auf Schulen, noch die man in der Aeltern Hauſe bekömmt, jemals für zween einzelne Menſchen einerley.

Von der Erziehung der Kindheit wollen wir weiter gehen, und nunmehr die Erziehung der Jugend betrachten. Man achte dieſe Unterſuchung nur nicht für überflüßig. Dieſe zweyte Erziehung iſt die wichtigſte. Der Menſch hat alsdenn ſchon andre Anführer; und es iſt gar nützlich, uns mit dieſen bekannt zu machen. Ueberdieß ſind die Jugendjahre gerade die Zeit, die unſern Neigungen und unſern Talenten den Ausſchlag geben. Dieſe zweyte Erziehung iſt am wenigſten einförmig, und dem Ungefähr am meiſten überlaſſen;

zugleich

zugleich aber dient ſie auch am meiſten, die Richtigkeit meiner Meynung zu beſtätigen.

Siebentes Kapitel.
Von der Erziehung der Jugend.

Wenn wir von Schulen kommen, wenn wir anfangen in die Welt zu treten; dann nimmt die Erziehung der Jugend ihren Anfang. Sie iſt weit weniger die nämliche; ſie iſt um vieles mannichfaltiger, als die Erziehung der Kindheit, hängt aber auch weit mehr vom Ungefähr ab, und iſt zweifelsohne von größrer Wichtigkeit. Der Menſch wird alsdann von einer größern Menge von Empfindungen wie belagert. Alles, was um ihn her iſt, rührt ihn; und zwar rührt es ihn lebhaft.

Eben die Jahre, in welchen gewiſſe Leidenſchaften in ihm aufwachen, ſind auch gerade diejenigen Jahre, worinnen alle äußre Dinge am meiſten auf ihn wirken und am ſtärkſten auf ihn drücken. Dieß iſt für ihn die Zeit, da er den wirkſamſten Unterricht empfängt, da ſeine Neigungen und ſein Charakter beſtimmter werden, und da mit einem Worte, weil er ſchon freyer und mehr Er ſelbſt iſt, die Leidenſchaften, die ſich in ſeinem Herzen entzünden, ſeinen Angewöhnungen und oftmals der ganzen Führung ſeines fernern Lebens, ihre Richtung geben.

Bey Kindern fällt der Unterſchied des Verſtandes und des Charakters eben nicht allemal ſo ganz deutlich in die Augen. So lange ſie mit einerley Gattung von Studien beſchäftiget, einerley Regel, einerley Zucht unterworfen, und übrigens ohne Leidenſchaften ſind; ſo lange ſind ſie auch dem Aeußerlichen nach ſo ziemlich auf einerley Ton geſtimmt. Der Keim, deſſen Entfaltung mit der Zeit einen ſo großen Unterſchied in ihren Neigungen machen ſoll, hat entweder noch gar nicht

*) Sucht man die Geſellſchaft von einſichtsvollen Männern; macht man es ſich zur Gewohnheit, mit denen umzugehen, die uns

nicht ſeine Geſtalt, oder iſt auch noch ſchwerlich wahrzunehmen. Nun vergleiche ich ein Paar Kinder mit ein Paar Männern, die mit einander auf einerley Hügel ſitzen, aber in verſchiedner Richtung. Stehen ſie beide auf, gehen fort und der Richtung nach, in der ſie ſich befinden, ſo werden ſie unvermerkt weit von einander abkommen, und binnen kurzem wird einer den andern gar aus dem Geſichte verlieren; es wäre denn, daß ſie ihre Richtung von neuem änderten, und dann dieſer oder jener Zufall ſie wieder näher zuſammen brächte.

Daß die Kinder auf Schulen mit einander ſo viel Aehnliches haben, iſt die Wirkung des Zwanges. Kommen ſie aber heraus; dann hört der Zwang auf. Und nunmehr nimmt, wie ich bereits geſagt habe, die zweyte Erziehung des Menſchen ihren Anfang; eine Erziehung, die dem Ungefähr um deſto mehr unterworfen iſt, weil ſich der Jüngling, indem er in die Welt tritt, mitten unter einer großen Menge von Gegenſtänden befindet. Je vielfältiger und mannichfaltiger nun die Gegenſtände ſind, die ihn umgeben; deſto weniger kann ſich der Vater oder der Hofmeiſter verſichert halten, was der Erfolg von dem Eindrucke, den ſie auf ihn machen, ſeyn werde; deſto weniger hat auch der eine ſowohl, als der andre, großen Antheil an der Erziehung eines Jünglings.

Die neuen und hauptſächlichſten Lehrer des jungen Menſchen ſind die Regierungs-Form, unter der er lebt, nebſt den Sitten, welche dieſe Form von Regierung einer Nation beybringt.

Lehrer und Schüler, alles iſt dieſen Lehrmeiſtern unterworfen; ſie ſind die hauptſächlichſten Anführer der Jugend, ſage ich: jedoch ſind ſie nicht die einzigen. Unter die Anzahl dieſer Lehrmeiſter rechne ich auch noch den Rang, den ein junger Menſch in der Welt behauptet; ſeinen Zuſtand in Abſicht auf Dürftigkeit oder Reichthum; die Geſellſchaften, in die er ſich einläßt *); und endlich ſeine Freunde, ſeine Bücher, die er

uns an Verſtand übertreffen; ſo wird unſer eigner Verſtand immer mehr und mehr aufgeklärt. „Meiner Begierde, die ich beſtändig „ge-

er lieſt, und ſeine Schönen, die er liebt. Nun beruht es in der That auf dem Ungefähr, daß er von einer bemittelten oder armen, dürftigen Familie iſt; das Ungefähr regiert die Wahl ſeiner Geſellſchaften 10), ſeiner Freunde, ſeiner Bücher, die er lieſt, und ſeiner Schönen, die er liebt. Mithin ernennt er ſich die meiſten ſeiner Anführer ſelbſt. Noch mehr, es iſt ein Ungefähr, was ihn in dieſe oder jene Lage von Umſtänden bringt, was ſeine Neigungen und ſeine Leidenſchaften entzündet, auslöſcht oder abändert, und was folglich den größten

„gehabt habe, mich mit ſolchen „Männern zu unterreden,“ ſagte einſtmals ein berühmter Schriftſteller zu mir, „habe ich meine „geringen Talente zu danken“. —

10) Die Jeſuiten liefern uns an ihrem Exempel einen augenſcheinlichen Beweis von der Macht der Erziehung. Wenn ihr Orden wenig Männer von Genie in den Künſten und Wiſſenſchaften hervorgebracht hat; wenn ſie keinen Newton in der Naturkunde, keinen Racine im Tragiſchen, keinen Huygens in der Sternkunde, keinen Pot in der Scheidekunſt, keinen Locke, Bacon, Voltaire, La-Fontaine u. d. gl. gehabt haben; ſo iſt dieſen Geiſtlichen die Schuld in ſo fern nicht beyzumeſſen, daß ſie unter den Schülern in ihren Collegien nicht diejenigen zu Recruten auserleſen hätten, die am meiſten Genie verſprachen. Nächſtdem iſt ja bekannt, daß die Jeſuiten in ihren ſtillen Wohnungen durch keinerley zerſtreuende Sorge in ihrem Studiren geſtört wurden; daß mit einem Wort ihre Lebensart die vortheilhafteſte war, ſich Talente zu erwerben. Warum haben ſie denn gleichwohl der Welt ſo wenig berühmte Männer geliefert? Deßwegen, weil ſie mit Schwärmern und Abergläubiſchen überall umgeben ſind, und weil ein Jeſuit nicht anders denken darf, als wie ſeine Obern gedacht haben; nächſtdem auch deswegen, weil er gezwungen iſt, ſich einige Jahre lang auf das Studium der Caſuiſten und der (ſcholaſtiſchen) Theologie zu legen; weil dergleichen Studium der geſunden Vernunft widerſtreitet, und alſo ſelbige in ihm verderben muß. Wie kann man auf den Diſputir-Bänken ſeinen richtigen Menſchenverſtand behalten? Die Angewöhnung, ihn ſophiſtiſch zu machen, macht ihn endlich falſch und unſicher.

11) Wenn alle Savoyarden in gewiſſen Betrachtungen einerley Charakter haben; ſo rührt dieſes davon her, weil ſie das Ungefähr in beynahe gleiche Umſtände ſetzt, und

ten Antheil ſelbſt an der Bildung ſeines Charakters hat. Der Charakter iſt an dem Menſchen die unmittelbare Folge von ſeinen Leidenſchaften; und ſeine Leidenſchaften ſind oftmals die unmittelbare Folge von den Situationen, worinnen er ſich befindet.

Die ausnehmendſten Charakter ſind manchmal die Frucht einer unzählichen Menge von geringfügigen Zufällen. Aus unzählichen Hanf-Fäden werden die dickſten Ankerſeile gedreht 11). Es giebt keine Veränderung, die nicht ein Unge-

und ſie alle ſo ziemlich auf einerley Fuß erzogen werden. Warum ſind ſie alle zuſammen Wandersleute? Deßwegen, weil ſie Geld brauchen, wenn ſie leben wollen, und doch zu Hauſe keines haben. Warum ſind ſie ſo arbeitſam? Deßwegen, weil ſie alle dürftig ſind; weil ſie ohne Beyſtand und Schutz in dem Lande, worein ſie ſich verpflanzen, verhungern müßten, und kein Brod anders zu erwerben iſt, als durch Arbeit. Warum ſind ſie ſo getreu und dienſtfertig? Deßwegen, weil ſie die Leute aus der Nation, unter der ſie leben wollen, an Dienſtfertigkeit und Treue übertreffen müſſen, wenn ſie verlangen, daß man ſich von ihnen lieber bedienen laſſen ſoll, als von Dienſtboten aus der Nation. Aus welchem Grund endlich ſind ſie alle zuſammen ſo gute Wirthe? Deßwegen, weil ſie, wie alle Menſchen, eine vorzügliche Neigung zu ihrem Vaterland haben, und da ſie als Bettler aus demſelben weggehen, gern reich wieder heimkehren, um dann daſelbſt von demjenigen leben zu können, was ſie ſich erſparet haben. Nun wollen wir annehmen, es ſey uns alles in der Welt daran gelegen, einem jungen Menſchen die Tugenden des Savoyarden einzuflößen: was haben wir zu dem Ende zu thun? Wir müſſen ihn in eben die Lage ſetzen, und müſſen ſeine Erziehung eine Zeitlang dem Unglück und der Dürftigkeit überlaſſen. Mangel und Noth ſind unter allen Lehrmeiſtern die einzigen, deren Lehren der Menſch allemal Gehör giebt, und deren gute Rathſchläge allemal ihre Wirkung thun. Verſtatten nun aber die National-Sitten nicht, dem jungen Menſchen eine ſolche Erziehung zu geben; was für eine andre ſoll man an deren Stelle ſetzen? Das weiß ich nicht; ich kenne keine, die ſo zuverläßig wäre. Alſo darf man ſich auch gar nicht wundern, wenn er ſich keine von den Tugenden erwirbt, die man an ihm zu ſehen wünſchte. Wer kann über den geringen Erfolg einer unzulänglichen Erziehung erſtaunen?

Staatliche Bibliothek Regensburg

Ungefähr in dem Charakter eines Menſchen veranlaſſen könnte. Aber warum gehen dieſe Veränderungen faſt allemal ohne ſein Wiſſen vor? Das rührt davon her, weil er mit dem ſtrengſten und ſcharfſichtigſten Auge auf ſich ſelbſt Acht haben müßte, wenn er dieſelben wahrnehmen ſollte. Von dieſer genauen Beobachtung ſein ſelbſt aber machen ihn das Vergnügen, der tändelnde Leichtſinn, der Ehrgeiz, die Armuth u. d. gl. eines ſo gut, wie das andre, abwendig. Alles zieht ſeine Aufmerkſamkeit von dem Achtung=geben auf ſich ſelbſt ab. Zudem heegt man immer ſo viel Ehrerbietung für ſich ſelbſt, ſo viel Ehrfurcht für ſein eigen Verhalten; man betrachtet daſſelbe als die Frucht von ſo weiſen und gründlichen Ueberlegungen, daß man ſich ſelten die Zeit nimmt, ſelbiges zu prüfen. Der Hochmuth will nicht daran; und dem Hochmuthe leiſtet man treulich Gehorſam.

Mithin hat das Ungefähr einen unvermeidlichen und beträchtlichen Einfluß auf unſre Erziehung. Die Begebenheiten unſers Lebens ſind oftmals das Werk der geringſten ungefähren Vorfälle. Ich weis wohl, daß unſrer Eitelkeit dieſe Behauptung widerſtreitet; denn bey den Wirkungen, welche die Eitelkeit als groß betrachtet, ſeẓt ſie allemal große Urſachen voraus. Und eben um die Blendwerke des Hochmuthes zu zerſtreuen, werde ich meine Beweisgründe aus geſchehenen Dingen hernehmen, und darthun, daß die berühmteſten Weltbürger manchmal den geringſten Zufällen ihre Talente zu danken gehabt haben. Daraus werde ich dann die Folgerung ziehen: wenn die Wirkungen des Ungefährs, da daſſelbe auf alle Menſchen ohne Unterſchied wirkt, bey gemeinen Geiſtern gleichwohl eben nicht ſo ſehr in die Augen fallen; ſo rühre dieſes bloß davon her, weil dergleichen Geiſter überhaupt nicht ſo merkwürdig ſind.

Achtes

Staatliche Bibliothek Regensburg

Achtes Kapitel.

Von den ungefähren Zufällen, denen wir oftmals berühmte Männer zu danken haben.

Das erſte Beyſpiel, auf das ich mich berufen will, mag der Herr von Vaucanſon ſeyn. Seine andächtige Mutter hatte einen Gewiſſens-Rath, der im Kloſter eine Celle bewohnte, welcher der Saal, worinnen die Uhr hieng, zum Vorgemache diente. Die Mutter machte dieſem Gewiſſens-Rathe ſehr fleißige Beſuche; und ihr Sohn gieng allemal mit ihr bis ins Vorgemach. Hier war er allein, hatte nichts zu thun, und weinte vor Langeweile, da ſeine Mutter indeſſen Thränen der Buße weinte. Jedoch, da man immer ſo wenig, als möglich, weinen und ſich die Zeit, ſo wenig als möglich, lang werden laſſen mag; da es auch in dem Zuſtande, wenn man müßig iſt, keine Empfindungen giebt, die ganz gleichgültig wären: ſo erregt die immer gleiche Bewegung einer Unruhe bey dem jungen Vaucanſon Aufmerkſamkeit, und er will die Urſache davon wiſſen. Nun wacht ſeine Neugier auf. Dieſe zu befriedigen, nähert er ſich dem Gehäuſe, worinnen die Uhr verſchloſſen iſt. Durch die Ritzen ſieht er, wie die Räder in einander greifen, entdeckt einen Theil von dieſem Mechaniſmus, und das Uebrige erräth er. Er geräth auf den Anſchlag, eine ſolche Maſchine nachzumachen, führt ſeinen Vorſatz mit einem Meſſer und mit Holz aus; und endlich glückt es ihm, daß er eine mehr oder minder vollkommene Uhr zu Stande bringt. Daß ihm dieſes ſein erſtes Unternehmen gelungen iſt, dient ihm zur Aufmunterung; nun iſt ſeine Neigung zur Mechanik entſchieden; ſeine Talente entwickeln ſich, und eben das Genie, das ihn geleitet hatte, eine Uhr von Holze zu Stande zu bringen, lehrt ihn auch ſchon von weitem die Möglichkeit des Flötenſpielers im Uhrwerk erkennen.

Ein Zufall von eben der Art entzündete **Milton's** Genie. **Cromwel** ſtirbt; ſein Sohn folgt ihm in der Regierung; er wird aus England verjagt. **Milton** wird in deſſen Unglück mit verwickelt; er verliert ſeine Stelle als Secretair des Protectors; er wird gefangen geſetzt, kömmt nachher wieder los, und dann iſt er gezwungen, ins Elend zu gehen. Endlich begiebt er ſich aufs Land, und faßt daſelbſt in der Muße der Einſamkeit, die ihm die Ungnade des Hofes giebt, das Gedicht ab, das er ſchon in ſeiner Jugend entworfen hatte, und durch das er ſich eine Stelle unter den größten Männern erworben hat.

Wäre **Shakeſpear**, wie ſein Vater, zeitlebens ein Wollhändler geblieben; hätte ihn ſein ſchlechtes Verhalten nicht gezwungen, ſeinen Handel aufzugeben, und ſeinen Geburts-Ort zu verlaſſen; hätte er ſich nicht zu lüderlichen Buben geſellt; hätte er nicht im Thiergarten eines Lords Dammhirſche geſtohlen; hätte man ihm dieſes Diebſtahles wegen nicht nachgeſetzt; wäre er nicht gezwungen geweſen, ſich nach London in Sicherheit zu begeben, und ſich bey einer Truppe Komödianten anwerben zu laſſen; wäre es ihm endlich nicht zum Verdruſſe geworden, einen mittelmäßigen Schauſpieler 12) vorzuſtellen: er würde kein Schriftſteller geworden ſeyn. Wäre **Shakeſpear** mit einem Worte von Jugend auf ein geſetzter, vernünftiger Menſch geweſen, ſo wäre er nimmermehr der berühmte **Shakeſpear** geworden; und hätte er auch ſeinen Wollhandel mit noch ſo vieler Geſchicklichkeit getrieben, ſo würde doch ſein Name nimmermehr ſeinem Vaterlande Ehre gemacht haben.

Es war beynah ein ähnlicher ungefährer Zufall, der **Moliere'ns** Neigung zum Theater den Ausſchlag gab. Sein

12) **Shakeſpear** ſpielte nur eine einzige Rolle gut; und dieſe war das Geſpenſt im Hamlet.

13) Man ſehe den Extrait du Dictionnaire de *Moreri*, und den Extrait de la République des Lettres, Janvier 1685. In dem letztern Werke heißt es: „Den „großen **Corneille** hat Frankreich einer Dame zu danken, der „man zu Rouen den Namen **Melite** beylegte". Auf gleiche Weiſe

Sein Großvater war ein Liebhaber von der Komödie; er nahm ihn oftmals mit hinein; der junge Menſch lebte in der Zerſtreuung; der Vater wird es inne, und fragt voller Unwillen, „ob man aus ſeinem Sohn einen Komödianten ziehen wollte“? — Warum nicht? — antwortete der Großvater; wollte der Himmel, er würde ein ſo guter Acteur, wie Montroſe! Dieſes Wort merkt ſich der junge Moliere; er faßt einen Widerwillen gegen ſeine Handthierung, und Frankreich hatte dieſer zufälligen Antwort ſeinen größten Luſtſpiel-Dichter zu danken. Wäre Moliere als ein Tapezirer auch noch ſo geſchickt geweſen, ſo wäre doch ſein Name nimmermehr unter den großen Männern ſeiner Nation genannt worden.

Corneille verliebt ſich; er macht ſeiner Geliebten zu Ehren Verſe 13), wird ein Dichter, ſchreibt die Melite, dann den Cinna, ferner die Rodogune u. ſ. f. kurz, er wird der Ruhm ſeines Vaterlandes, und für die Nachwelt ein Gegenſtand der Nacheiferung. Wäre Corneille ein geſetzter Mann nach dem gewöhnlichen Schlage geweſen, ſo würde er Advocat geblieben ſeyn; er würde Klagen und Deductionen geſchrieben haben, die itzt eben ſo gut vergeſſen wären, als die Proceſſe, worinnen er gedient hätte. Und ſo nach haben die Andacht einer Mutter, der Tod Cromwels, ein Diebſtahl an Dammhirſchen, die Exclamation eines alten Mannes, und die Schönheit eines Frauenzimmers, in Europa fünf berühmte Männer von ganz verſchiedner Gattung hervorgebracht *).

Ich würde nimmermehr fertig werden, wenn ich alle die Schriftſteller, die ſich durch ihre Talente berühmt gemacht haben, und die eben dieſe Talente dergleichen ungefähren Zu-

Weiſe hat England ſeinen berühmten Hogarth ebenfalls der Liebe zu danken.

*) Man wird mir vermuthlich die Einwendung machen, dergleichen ungefähre Zufälle thäten dergleichen Wirkung auch nur bey Menſchen, die auf gewiſſe Art organiſiret wären. Ich werde aber auf dieſen Einwurf im folgenden Abſchnitt antworten.

fällen zu danken hatten, nach der Reihe namhaft machen wollte. Unterſchiedliche Philoſophen ſind in dieſem Puncte meiner Meynung. Bonnet *) denkt hierinnen gerade, wie ich; er vergleicht das Genie mit einem Brennglaſe, das gemeiniglich nur in Einem Puncte brennt. Unſern Gedanken nach, kann das Genie nichts anders ſeyn, als die Frucht einer ungemeinen, und auf Eine Kunſt oder auf Eine Wiſſenſchaft concentrirten Aufmerkſamkeit. Aber woher rührt nun dieſe Aufmerkſamkeit? Aus der lebhaften Neigung, die man zu dieſer Kunſt oder zu dieſer Wiſſenſchaft in ſich verſpürt. Nun iſt aber dieſe Neigung keinesweges ein bloßes Geſchenk der Natur **). Giebt es keine angebohrne Ideen, ſo findet auch keine angebohrne Neigung Statt. Mithin kann man ſie als Acquiſitionen ***) betrachten, die man der Lage von Umſtänden, in der man ſich befindet, zu danken hat. Und mithin iſt das Genie eine entfernte Frucht von zufälligen Bege-

*) Man ſehe deſſen Eſſai analitique des facultés de l' ame. (oder die Ueberſetzung davon, welche 1770. und 1771. zu Bremen unter dem Titel herausgekommen iſt: Karl Bonnets analytiſcher Verſuch über die Seelenkräfte, aus dem Franzöſiſchen überſetzet, und mit Zuſätzen vermehrt von M. Chr. Gottfr. Schützen, 2 Bände in 8vo.)

**) Wenn die Kinder nur ſelten die Neigung und den Geſchmack annehmen, den man ihnen beybringen will, ſo liegt die Schuld an den Lehrern derſelben, und nicht an ihrer Organiſation.

***) Die einzige Diſpoſition, die der Menſch zur Wiſſenſchaft mit auf die Welt bringt, iſt die Fähigkeit, Vergleichungen anzuſtellen, und Ideen mit einander zu verbinden. In der That ſind alle Operationen ſeines Geiſtes nothwendiger Weiſe auf die Bemerkung derer Verhältniſſe oder Beziehungen eingeſchränkt, welche die Gegenſtände unter ſich, einer auf den andern, und auf ihn ſelbſt haben. Was es mit dieſer Fähigkeit in uns zu bedeuten habe, werde ich im folgenden Abſchnitt unterſuchen.

14) Die meiſten Männer von Genie wollen vorgeben, es ſolle ſich ſchon von ihrer früheſten Jugend an haben ſpüren laſſen, was dereinſt aus ihnen werden würde; das iſt eine Thorheit von ihnen. Meynen Sie von einem höhern Geſchlechte zu ſeyn, als andre Menſchen; ſo mögen ſie es meinethal-

Begebenheiten oder Umſtänden, die denenjenigen, welche ich bisher angeführt habe, beynah ähnlich ſind 14).

Herr Rouſſeau will dieſer Meynung nicht beypflichten. Gleichwohl iſt er ſelbſt ein Beyſpiel von der Macht des ungefähren Zufalles.

Da er in die Welt tritt, nöthigen ihn ſeine Glücks-Umſtände, in die Dienſte eines Abgeſandten zu treten. Mit dieſem Miniſter geräth er in Uneinigkeit; dieß veranlaßt ihn, die Laufbahn der Staatskunſt zu verlaſſen 15), und dagegen in die Laufbahn der Künſte und Wiſſenſchaften zu treten. Er hat die Wahl zwiſchen der Beredtſamkeit und der Muſik. Bey einer gleich großen Geſchicklichkeit, es in dieſen beiderley Künſten hoch zu bringen, bleibt ſeine Neigung eine zeitlang unentſchieden. Eine beſondre Verkettung von Umſtänden macht, daß endlich die Beredtſamkeit bey ihm den Vorzug behält; eine Verkettung von andrer Art hätte ihn können

nethalben thun. Ueber dieſen Punct ſtreite man nur nicht mit ihrer Eitelkeit; man würde ſie doch nur unwillig machen: aber man glaube ihnen auch ja nicht auf ihr Wort; denn man würde ſich irren. Nichts iſt betrüglicher und unzuverläßiger, als dergleichen frühzeitige Ankündigungen von Genie. Newton und Fontenelle waren als Schüler nur mittelmäßige Knaben. Die Claſſen in den Schulen ſind voller artigen Kinder, und doch iſt die Welt voll dummer Männer.

15) Das Leben oder der Tod, die Gnade oder die Ungnade eines Patrons entſcheidet oftmals über unſern Zuſtand und über unſre Profeßion. Wie viel Männer von Genie haben wir nicht Zufällen von dieſer Art zu danken! Herrſchen an einem Hofe Lügen, Niederträchtigkeit und tändelnder Leichtſinn; lebt man an demſelben ohne Ehrerbietung für Wahrheit, Menſchenliebe und Nachwelt: wer zweifelt alsdann, ob eine Ungnade, eine Ungerechtigkeit nicht zuweilen heilſam für einen Hofmann ſey; ob eine Verbannung, die ihn an dasjenige, was der Menſch ſich ſelbſt ſchuldig iſt, erinnert, die ihn der Zerſtreuung des Hoflebens, dem leeren Gewäſche der Hofgeſpräche entführt, und ihn mit einem Worte zum Studiren und Nachdenken zwingt, nicht zuweilen in ihm die Entwickelung der größten Talente veranlaſſen könne?

zum Tonkünſtler machen. Wer kann ſagen, ob nicht vielleicht die Gunſtbezeigungen einer ſchönen Sängerinn dieſe Wirkung bey ihm gethan haben möchten 16)? Wenigſtens kann doch Niemand mit Gewißheit behaupten, daß die Liebe in ſolchem Fall aus Frankreichs **Plato** nicht Frankreichs **Orpheus** gemacht hätte. Aber was für ein beſondrer Zufall Herrn **Rouſſeau** veranlaſſet habe, in die Laufbahn der Beredtſamkeit zu treten, das weis er am beſten; mir iſt es nicht bekannt. Alles, was ich ſagen kann, iſt, daß ſein erſter glücklicher Erfolg in dieſem Stück hinreichend war, ſeiner Wahl den Ausſchlag zu geben.

Die Akademie zu Dijon hatte einen Preis der Beredtſamkeit ausgeſetzt. Die Materie war ſeltſam genug *). Es ſollte unterſucht werden, **ob die Wiſſenſchaften für die Geſellſchaft mehr Schaden, als Nutzen ſtifteten?** Die einzige Manier, dieſe Frage ſo abzuhandeln, daß man eine Schrift darüber mit Vergnügen leſen konnte, war keine andere, als Partey wider die Wiſſenſchaften zu nehmen. Das ſah Herr **Rouſſeau** wohl ein. Nach dieſem Plane faßte er eine beredte Abhandlung ab, welche die größten Lobſprüche verdiente, die ſie auch erhielt. Dieſer glückliche Erfolg machte in ſeinem Leben Epoche. Von der Zeit an ſchrieben ſich

16) Herr Rouſſeau iſt nichts weniger als unempfindlich; und der Beweis davon ſind ſelbſt die Schmähungen, die er dem Frauenzimmer auf den Kopf hinſagt. Eine jede kann den Vers auf ihn anwenden:

„Tout juſqu' à tes mepris,
m'a prouvé ton amour".

(Auch die Verachtung ſelbſt bewies mir deine Liebe.)

*) Der Mann, der dieſe Preisfrage aufgab, ſtand allem Anſehen nach in den Gedanken, das einzige Mittel, eben ſo ſchätzbar zu ſeyn, wie ein jeder andrer wäre, daß jeder andrer eben ſo unwiſſend ſeyn müßte, als Er.

17) Es iſt mir immer ſo vorgekommen, als wenn ſich Herr Rouſſeau in ſeinen Schriften nicht ſo wohl angelegen ſeyn ließe, ſeine Leſer zu unterrichten, als vielmehr ſie zu blenden. Er iſt immer Redner, und nur ſelten Philoſoph; und dabey vergißt er, wenn es bey

ſich ſein Ruhm, ſeine Unglücksfälle, und ſeine paradoxen Meynungen her.

Er war ſo verblendet von den Schönheiten ſeiner eignen Rede, daß die Maximen des Redners 17) binnen kurzem bey ihm Maximen des Philoſophen wurden; von ſelbigem Augenblick an hat er ſich der Liebe zum Paradoxen ſo gänzlich ergeben, daß es ihn gar nichts koſtet, dergleichen Meynungen zu behaupten. Muß er auch, ſeine Meynung zu vertheidigen, behaupten, daß der bloß thieriſche Menſch, der Menſch, der ohne Kunſt, ohne geſchäfftigen Fleiß, und ſchlechter lebt, als jeder uns bisher bekannte Wilde, gleichwohl nicht nur tugendhafter, ſondern auch glücklicher ſey, als der geſittete Bürger von London und Amſterdam; ſo behauptet er es.

Von ſeiner eignen Beredtſamkeit getäuſcht, und zufrieden mit dem Titel eines Redners, entſagt er dem Titel eines Philoſophen, und nun werden ſeine Irrthümer die Folgen von dem Glücke, das er zuerſt mit ſeiner Beredtſamkeit gehabt hat. Es hat wohl geringere Urſachen gegeben, die oft noch größre Wirkungen gethan haben. Weil Herrn Rouſſeau nachher der Widerſpruch ärgerte, oder er ſich ins Sonderbare vielleicht zu ſehr verliebet hatte; ſo verläßt er Paris

 und

bey philoſophiſchen Unterſuchungen ja noch zuweilen erlaubt iſt, Beredtſamkeit anzuwenden, daß dieſes einzig und allein alsdann Statt finde, ſo bald es darauf ankömmt, die ganze Wichtigkeit einer ſchon als wahr erkañten Meynung recht lebhaft vorzuſtellen. Sollen zum Exempel die Athenienſer aus ihrer trägen Unthätigkeit geriſſen werden, daß ſie wider einen Philipp zu den Waffen greifen; alsdann muß Demoſthenes die ganze Stärke ſeiner Beredtſamkeit aufbieten. Kömmt es aber auf eine neue Meynung an, ſo erfodert die Unterſuchung derſelben eine deutliche Entwickelung der Begriffe; wer alsdann beredt ſeyn will, verirrt ſich. Wer weis, ob in dem Hauſe der Gemeinen von England immer gehörig auf den Unterſchied geachtet wird, zu welcher Zeit Beredtſamkeit, oder kaltblütige Unterſuchung erforderlich ſey?

und ſeine Freunde, und begiebt ſich nach Montmorency 18). Da ſchreibt er ſeinen Aemil; da giebt er ihn heraus; da wird er vom Neide, von der Unwiſſenheit und von der Heucheley angetaſtet. Hochgeſchätzt von ganz Europa wegen ſeiner Beredtſamkeit, wird er in Frankreich verfolget. Man wendet auf ihn die Stelle an: cruciatur vbi eſt, laudatur vbi non eſt *). Endlich iſt er genöthigt, ſich nach der Schweiz in Sicherheit zu begeben, wo er den berufnen Brief an den Erzbiſchof von Paris ſchreibt. Und auf dieſe Art finden ſich oftmals alle Ideen eines Menſchen, aller ſein Ruhm und ſeine Unglücksfälle durch die unſichtbare Macht eines Vorfalles in ſeinen frühern Jahren unter einander verkettet. Man kann demnach Herrn Rouſſeau, (ſo gut, wie unzähliche andre berühmte Männer) als eines von den größten Werken des ungefähren Zufalles betrachten.

Man

18) Zu Montmorency lernte Herr Rouſſeau den Marſchall von Luxemburg kennen. Dieſer Herr liebte ihn, ehrte an ihm die Talente, ſchützte ihn, und erwarb ſich durch dieſen Schutz ein Recht an die Erkenntlichkeit aller Gelehrten. Die Gelehrten brauchen ſich nicht zu ſchämen, einen Mann von Stande zu rühmen. Warum ſollten ſie ihm die Lobſprüche verſagen, die er verdient? Sollten ſie wohl vergeſſen, wenn die Nationen Aufklärung und Einſicht nöthig haben, daß den Gelehrten auch Gönner und Beſchützer vonnöthen ſind? Der Marſchall von Luxemburg konnte zwar Herrn Rouſſeau, bey aller ſeiner Freundſchaft gegen ihn, der Verfolgung nicht aus den Klauen reißen; aber vielleicht war dieſer Herr von etwas nachgebender Gemüthsart. Vielleicht iſt auch die Heucheley böſer Menſchen mächtiger, als der Schutz der Gutgeſinnten und der Großen. Man kann zum Lobe des Marſchalls von Luxemburg auch noch das hinzuſetzen, daß er ſeine Wohlthaten niemals an ſolche Inſecten der Litteratur verſchwendete, welche die Schande ihres Gönners ſind. „Eine allgemeine Gnade“, ſagt Mylord Shaftesbury, „die ein großer „Mann ohne Unterſchied ſolchen „mittelmäßigen und verächtlichen „Scribenten gönnt, welche ſich „aus Niederträchtigkeit zu ſeinem Umgang einſchleichen, iſt „gar kein Beweis von ſeiner Liebe „zu der Gelehrſamkeit. Ich habe „Männer in anſehnlichen Poſten „gekannt“, fährt er fort, „die „ſich

Man lege mir es nicht zur Laſt, daß ich mich bey Betrachtung der Urſachen, denen die großen Männer ſo oft ihre Talente zu danken hatten, etwas verweilet habe, mein Zweck nöthigte mich dazu. Wenigſtens habe ich mich doch nicht bey unbedeutenden einzelnen Umſtänden aufgehalten. Ich wußte wohl, daß das Publicum ein Liebhaber von großen Talenten iſt; daß ihm aber an den kleinen Urſachen, denen dieſelben ihren Urſprung zu danken haben, wenig liegt. Mit Vergnügen ſehe ich einen Strom ſeine Wellen majeſtätiſch über die Ebne hinwälzen; aber es erfodert Anſtrengung, ehe meine Einbildungskraft bis zu ſeinen Quellen zurück geht, um daſelbſt die Menge von Waſſern zu ſammeln, die zu ſeinem Laufe nöthig ſind. Nur im Ganzen fallen uns die Gegenſtände in die Sinne; aber es geſchieht mit Mühe, daß man ſich damit abgiebt, ſie aus einander zu nehmen und theilweiſe zu betrachten. Es hält ſchwer, ehe ich mich überreden

 kann,

„ſich für Gönner der Gelehrten „ausgaben, und ſich vermöge dieſes Titels zu Großmeiſtern des „Ordens der Gelehrten aufwarfen. Ihre Wohlthaten wurden nur gar zu oft an mittelmäßige Köpfe verſchwendet, und „waren ſo nach den Wiſſenſchaften noch ſchädlicher, als ihren „ihre Gleichgültigkeit geweſen „wäre. Wenn man Belohnungen „am unrechten Ort austheilt, ſo „verlieren wahre Talente den „Muth. Vergebens mag man „ſagen, das gelehrte Verdienſt „könne Leuten, die in hohen Poſten ſtehen, nicht bekannt ſeyn, „ob ſie es gleich lieben und ſich „darnach umſehen. Das Publicum kennet es gewiß; es wird „ihnen immer den Mann nennen, „den ſie mit ihrer Gnade ehren „ſollen. Das Verdienſt leidet „nicht incognito; es iſt nicht incognito bloßgeſtellt, weder auf „dem Strohlager des Elends, noch „unter dem Dolche des Aberglaubens. Die Großen finden immer Gelegenheit, ihm aufzuhelfen, und können alſo immer einen Anſpruch auf die Hochachtung und Erkenntlichkeit des gelehrteſten und aufgeklärteſten „Theiles vom menſchlichen Geſchlechte machen". Man ſehe, in den Characteriſticks, Advice to an Author, Part. II. Sect. I. zu Ende.

*) Dieſe Sentenz läßt ſich beynah auf alle die Philoſophen anwenden, deren Schriften ſich den Beyfall des Publicums erworben haben.

kann, daß der Komet, der mit Ungeſtüm unſer Welt-Syſtem durchwandert und es mit Verderben bedroht, nichts anders ſey, als ein mehr oder minder großes Compoſitum von unſichtbaren Atomen.

In der Moral ſo gut, wie in der Phyſik, rührt uns einzig und allein das Große. Bey großen Wirkungen ſetzt man immer große Urſachen voraus. Zeichen am Himmel ſollen, nach unſern Gedanken, den Fall oder die Staats-Veränderungen der Reiche ankündigen. Gleichwohl wie viel Kreuz-Züge ſind nicht durch die Intriguen eines Prieſters, eines Weibes oder eines Miniſters unternommen oder unterbrochen, wie viel Revolutionen ſind nicht dadurch zu Stande gebracht oder verhindert, wie viel Kriegsfeuer angezündet oder gelöſcht worden! Bloß aus Mangel an Wiedererinnerung, oder an geheimen Anekdoten, findet man nicht jedesmal den Handſchuh der Herzoginn von Marlborough wieder *).

Man wende nur einmal auf bloße Bürger an, was ich von ganzen Reichen ſage. An ihnen ſieht man ebenfalls, daß ihre Erhöhung oder ihre Erniedrigung, ihr Glück oder ihr Unglück, die Frucht einer gewiſſen Zuſammenkunft von Umſtänden, und einer unzähligen Menge von nicht vorhergeſehenen, und dem Anſcheine nach unfruchtbaren Zufällen iſt. Ich vergleiche die kleinen Zufälle, welche die großen Begebenheiten unſers Lebens vorbereiten, mit dem faſerigen Theil einer Wurzel, der ſich unvermerkt in den Ritzen eines Felſen einniſtelt, und dann darinnen groß wächſt, um dereinſt den Augen einen Baum darzuſtellen.

Es

*) Eine große Schärfe in der Materie des Saamens entzündete, wie die Aerzte ſagen, bey Heinrich dem Achten jene unmäßige Neigung zu den Weibern. Dieſer Schärfe hatte demnach England die Zerſtörung des Pabſtthums zu danken. Die Geſchichte würde vielleicht etwas an ihrem Adel und an ihrer Würde verlieren, wenn man ſich allemal die Mühe nehmen wollte, auf dieſe

Es hat alſo das Ungefähr *) Theil an unſrer Erziehung, beſonders aber an Erziehung der Männer von Genie; und es wird auch jederzeit Theil daran haben. Will man nun die Anzahl ſolcher Männer bey einer Nation vermehren; ſo beobachte man die Mittel, deren ſich das Ungefähr bedient, den Menſchen die Begierden einzuflößen, daß ſie ſich hervorthun. Hat man dieſe Beobachtung gemacht, ſo ſetze man ſie mit Vorſatz und fleißig in die nämlichen Lagen, worein ſie das Ungefähr nur ſelten ſetzt: dieß iſt das einzige Mittel, ſie zu vermehren.

Die moraliſche Erziehung des Menſchen wird dermalen faſt gänzlich dem Ungefähr überlaſſen. Wollte man ſie verbeſſern und gewiſſer Maaßen zur Vollkommenheit bringen; ſo müßte man den Plan dazu in Beziehung auf den allgemeinen Nutzen entwerfen, und ſie auf einfache und unveränderliche Grundſätze bauen. Dieß iſt die einzige Weiſe, den Einfluß, den das Ungefähr auf dieſelbe hat, zu verringern, und die Widerſprüche zu heben, die ſich zwiſchen den verſchiedentlichen Vorſchriften der gegenwärtigen Erziehung finden, und nothwendig finden müſſen.

Neuntes Kapitel.

Von den vornehmſten Urſachen, warum die Vorſchriften zur Erziehung einander widerſprechen.

Wenn in Europa, und beſonders in den katholiſchen Ländern, alle Grundſätze der Erziehung einander widerſpre-

dieſe Art den geheimen Urſachen großer Begebenheiten nachzuſpüren; aber ſie würde auch dadurch weit lehrreicher werden.

*) Ich muß den Leſer benachrichtigen, daß ich unter dem Wort Ungefähr jene unbekannte Verkettung derer Urſachen verſtehe, welche erfoderlich ſind, dieſe oder jene Wirkung hervorzubringen. In einer andern Bedeutung brauche ich dieſes Wort niemals.

ſprechen; ſo rührt es daher, weil darinnen der öffentliche Unterricht zweyerley Mächten anvertrauet iſt, deren Intereſſe einander entgegen ſteht, und deren Vorſchriften folglich einander zuwider und ganz verſchieden ſeyn müſſen.

Die eine iſt die geiſtliche Macht;
Die andre iſt die weltliche Macht.

Die Stärke und Größe dieſer letztern beruht auf der Stärke und ſelbſt auf der Größe des Reichs, über das ſie gebietet. Der Fürſt iſt anders nicht wirklich ſtark oder mächtig, als durch die Stärke oder Macht ſeiner Nation. So bald es mit der Achtung, worinnen die Nation ſteht, ein Ende hat; ſo bald hat es auch ein Ende mit der Macht des Fürſten. Er wünſcht, daß ſeine Unterthanen beherzt, arbeitſam, aufgeklärt und tugendhaft ſeyn ſollen; und das muß er wünſchen. Hat es wohl mit der geiſtlichen Macht gleiche Bewandtniß? Mit nichten; ihr Intereſſe iſt gar nicht das nämliche. Die Gewalt des Pfaffen klebt an dem Aberglauben und an der dummen Leichtgläubigkeit der Völker. Ob dieſe Völker aufgeklärt ſind, daran iſt ihm nicht viel gelegen; je weniger Einſicht ſie haben, deſto folgſamer ſind ſie gegen ſeine Urtheilsſprüche. Das Intereſſe der geiſtlichen Macht iſt nicht mit dem Intereſſe einer Nation, ſondern mit dem Intereſſe einer Secte verknüpfet.

Zwey Völker führen Krieg mit einander; was liegt dem Pabſte daran, welches von beiden Sklav oder Herr ſeyn ſoll, wenn ihm der Sieger eben ſo gut unterworfen ſeyn muß, wie der Beſiegte? Erliegen die Franzoſen unter den Heldenthaten der Portugieſen, und beſteigt das Haus Braganza den Thron der Bourbons; ſo ſieht in einem ſolchen Vorfalle der Pabſt weiter nichts, als einen neuen Zuwachs zu ſeiner Autorität. Was verlangt die Prieſterſchaft von einer Nation? eine blinde Unterwürfigkeit, eine unbegränzte Leichtglaubigkeit,

19) Die zwölf bis funfzehn Millionen, die man in Spanien zween Jeſuiter-Procuratoren aus Paraguai abgenommen hat, beweiſen,

keit, und eine kindiſche Furcht, ein paniſches Schrecken. Ob ſich übrigens dieſe Nation durch ihre Talente, oder durch ihre patriotiſchen Tugenden berühmt macht, dieß iſt eine Sache, um die ſich die Cleriſey wenig bekümmert. Große Talente und große Tugenden ſind in Spanien, in Portugall, und überhaupt an allen Orten, wo die geiſtliche Macht am meiſten gefürchtet wird, faſt ganz unbekannt.

Beiderley Mächte haben zwar die Ehrſucht mit einander gemein; aber die Mittel, ſelbige zu befriedigen, ſind ſehr verſchieden. Um ſich zum höchſten Gipfel der Hoheit aufzuſchwingen, muß die eine im Menſchen die Leidenſchaften erhöhen, und die andre ſie in ihm zerſtören.

Sind es Liebe zum gemeinen Beſten, zur Gerechtigkeit, zum Reichthum, zur Ehre des Landes, denen die weltliche Macht ihre Krieger, ihre Obrigkeiten, ihre Negocianten und ihre Gelehrten zu danken hat; ſind es die Gewerbe ſeiner Städte, die Tapferkeit ſeiner Truppen, die Billigkeit ſeines Senats, das Genie ſeiner Gelehrten, durch die der Fürſt ſeine Nation vor andern Nationen ehrwürdig macht; ſo dienen folglich ſtarke Leidenſchaften, wenn ſie aufs allgemeine Beſte gelenkt werden, zur Grundlage von ſeiner Größe und Hoheit.

Dahingegen erbaut die geiſtliche Macht den ganzen Grund zu ihrer Größe und Hoheit auf die Ausrottung eben dieſer Leidenſchaften. Der Pfaffe iſt ehrſüchtig; aber am Layen iſt ihm die Ehrſucht verhaßt; denn ſie widerſteht ſeinen Abſichten. Das Vorhaben des Pfaffen iſt, in dem Menſchen jede Begierde auszurotten, ihm ſeine Schätze ſo wohl, als ſeine Gewalt ekelhaft zu machen, und dann ſeinen Ekel zu nutzen, um beides ſich ſelber zuzueignen 19). Was man mit Gewißheit behaupten kann, iſt, daß das Mönchs-Syſtem von je her nach dieſem Plan und zu dieſer Abſicht eingerichtet geweſen iſt.

Was

weiſen, daß die Jeſuiten zwar die Entſagung vom Reichthume ganz gut gepredigt haben, aber doch niemals dumm genug geweſen ſind, an ihre eignen Predigten zu glauben.

Was predigte das Chriſtenthum von dem erſten Augenblick an, da es eingeführet wurde? die Gemeinſchaft der Güter. Wer meldete ſich zum Verwalter der Güter, die zu gemeinſchaftlichem Gebrauch hergegeben wurden? der Prieſter. Wer griff dieſe anvertrauten Güter an, und machte ſich zum Eigenthümer derſelben? der Prieſter. Da ſich das Gerüchte von dem nahe bevorſtehenden Ende der Welt ausbreitete, wer verſchafte ihm Glauben und Anſehen? der Prieſter. Dieſes Gerüchte kam ſeinen Abſichten zu Statten; er machte ſich Hoffnung, die Menſchen würden ſich von einem paniſchen Schrecken befallen laſſen, und ſich nun einzig und allein um Eine Sache, (eine wahrhaftig wichtige Sache,) um die Sorge für ihre Seligkeit, bekümmern. Das Leben, predigte man ihnen, iſt nur eine Wanderſchaft. Der Himmel iſt der Menſchen wahres Vaterland; warum wollten wir uns irdiſchen Neigungen ergeben? — Wenn nun ſchon dergleichen Reden den Layen von der Sorge fürs Zeitliche nicht ganz abwendig machten; ſo fühlten ſie doch wenigſtens in ihm die Liebe zu ſeiner Verwandtſchaft, zum Ruhme, zum gemeinen Beſten und zum Vaterland ab. Die Helden wurden nunmehr ſeltner; und die Regenten, denen die Hoffnung zu einer großen Macht im Himmelreich am Herzen lag, hatten manchmal die Gefälligkeit, der Prieſterſchaft einen Theil ihrer

20) Unter allen Mährchen ſind wohl diejenigen die lächerlichſten, welche die Mönche von ihren Stiftern erzählen. Sie ſagen zum Exempel, „der heilige Lomer hätte bey dem Anblick einer Hirſchkuh, die von Wölfen „verfolget worden wäre, dieſen „Wölfen befohlen, ſtille zu ſtehen, welches ſie auch auf der „Stelle gethan hätten.

„Der heilige Florens hätte, „in Ermangelung eines Schäfers, „einem Bäre, der ihm begegnet „ſey, befohlen, ſeine Lämmer auf „die Weide zu führen; und der „Bär habe ſie darauf Tag vor „Tag auf die Weide geführt.

Der heilige Franciſcus hätte „die Vögel gegrüßt, mit denſelben geredet, und ihnen das Gebot gegeben, GOttes Wort zu „hören; dieſe Vögel hätten ſich „auch, wenn ſie den heiligen „Franz ſprechen gehöret, auf eine wunderbare Weiſe gefreut, „hätten einen langen Hals gemacht,

ihrer Gewalt auf Erden zu überlaſſen. Dieſer Gewalt bemeiſterte ſich der Pfaffe; und um ſich dabey zu behaupten, verkleinerte er die wahre Ehre und die wahre Tugend. Er litt es nicht weiter, daß man das Andenken der **Minos**, der **Lykurgus**, der **Kodrus**, der **Ariſtides**, der **Timoleons**, kurz aller Vertheidiger und Wohlthäter ihres Vaterlandes; in Ehren halten durfte. Was er zu Muſtern der Nachahmung vorſtellte, waren andre Leute. Er führte andre Namen im Kalender ein; und nun mußte man die Stelle der Namen jener alten Helden, von dem Namen eines heiligen **Antonius**, eines heiligen **Criſpinus**, einer heiligen **Clara**, eines heiligen **Felix**, eines heiligen **Franciſcus**, mit einem Worte von dem Namen aller jener Einſiedler vertreten ſehen, die der Geſellſchaft durch das Beyſpiel ihrer närriſchen Tugenden ſchädlich waren, indem ſie ſich in Klöſter und einſame Wüſteneyen begaben, um daſelbſt ein Pflanzenleben zu führen, und als unnütze Menſchen zu ſterben 20).

Solchen Muſtern zu folge ſchmeichelte ſich die Prieſterſchaft, die Menſchen dazu zu gewöhnen, daß ſie das Leben als eine kurze Reiſe betrachten ſollten. Denn alsdann würden ſie, wie man glaubte, ohne alle Begierden nach irdiſchen Gütern, ohne alle Liebe zu denen, die ihnen auf ihrer Durchreiſe

„macht, und den Schnabel aufgeſperrt.

„Eben dieſer heilige Franz „hätte ganze acht Tage bey einer „Heuſchrecke zugebracht, hätte einen ganzen Tag mit einer Nachtigall geſungen, hätte einen raſenden Wolf geheilt, und zu ihm „geſagt: Mein lieber Bruder „Wolf, du mußt mir verſprechen, „daß du künftighin nicht mehr ſo „räuberiſch ſeyn willſt, wie du „bisher immer geweſen biſt; welches der Wolf auch verſprochen, „und dazu mit dem Kopfe genickt habe. Darauf hätte Sanct „Franz zu ihm geſagt: Gieb mir „dein Wort, und indem Sanct „Franz dieſes geſagt hätte, habe „er dem Wolfe die Hand geboten „das Verſprechen von ihm anzunehmen; und der Wolf hätte „ganz ſanft ſeine rechte Klaue aufgehoben, und ſie Sanct Franzen in die Hand gelegt“. Wir finden auch Nachrichten von verſchiednen andern Heiligen, die ſich ein Vergnügen daraus gemacht haben, mit den unvernünftigen Thieren zu ſchwatzen.

reiſe begegneten, eben ſo gleichgültig gegen ihre eigne, als gegen ihrer Nachkommen Glückſeligkeit werden. Und in der That, wenn das Leben bloß ein Nachtlager iſt, warum ſoll man denn die Dinge hienieden ſo zu Herzen nehmen? Ein Reiſender wird doch die Mauern eines Wirthshauſes nicht ausbeſſern laſſen, wo er nur eine Nacht zubringen ſoll.

Wollten nun die geiſtlichen und weltlichen Mächte ihre Hoheit auf einen ſichern Grund bauen und ihre Ehrſucht befriedigen; ſo mußten ſie in allen Ländern hierzu ganz verſchiedne Mittel anwenden. Da ihnen der öffentliche Unterricht gemeinſchaftlich aufgetragen war; ſo konnte es mithin nie anders kommen, als daß ſie den Herzen und den Köpfen lauter Vorſchriften einprägten, die einander widerſprachen; weil der einen daran gelegen war, die Leidenſchaften rege zu machen, und der andern, ſie zu erſticken *).

Unterdeſſen predigen dieſe beiden Mächte, eine ſo gut wie die andre, die Redlichkeit; das gebe ich zu. Allein weder die eine, noch die andre, können mit dieſem Wort einerley Bedeutung verknüpfen; und unter der Regierung des Pabſtes hat das neuere Rom von der Tugend gewiß nicht mehr den nämlichen Begriff, den das alte Rom unter dem Conſulat des älteſten **Brutus** von ihr hatte.

Die

*) Wer die Leidenſchaften in den Menſchen ausrotten will, der thut nichts anders, als daß er die Thätigkeit bey ihnen auszurotten ſucht. Will der Theolog der Leidenſchaften ſpotten, ſo iſt er ein Perpendicul, der ſeines Triebrades lacht, und eine Wirkung, die ihre Urſache mißkennt.

21) Man verbindet mit dem Worte Leidenſchaften ganz gewiß keinen deutlichen Begriff, wenn man ſie als ſchädlich an und für ſich betrachtet; und dann wird daraus bloß ein eigentlicher Wortſtreit. Haben doch die Theologen ſelber noch niemals geſagt, daß die lebhafte Leidenſchaft der Liebe zu GOtt ein Verbrechen ſeyn ſollte. Sie haben einen Decius nicht verdammet, weil er ſich in den Kriegsfeldern den Höllen-Göttern widmete. Sie haben einem Pelopidas keinen Vorwurf über jene feurige Liebe zum Vaterlande gemacht, die ihm die Waffen wider die Tyrannen in die Hände gab, und ihn zu dem gefährlichſten Unternehmen verleitete. Unſre Begierden ſind unſre

Die Morgenröthe der Vernunft fängt an hervorzubrechen; die Menſchen wiſſen bereits, daß einerley Worte nicht für alle Menſchen einerley Begriffe enthalten. Und was verlangen ſie, zu folge deſſen, heutiges Tages von einem Schriftſteller? Daß er mit den Ausdrücken, deren er ſich bedient, einen deutlichen Begriff verbinden ſoll. Das Reich der ſcholaſtiſchen Dunkelheit kann verſchwinden; die Theologen werden den Völkern und den Regierungen vielleicht nicht ewig ein Blendwerk machen. Wenigſtens kann man die ſichre Gewähr dafür leiſten, daß ſie ihre Macht durch die nämlichen Mittel, wodurch ſie ſelbige erworben haben, nicht behaupten werden; die Zeiten ſo wohl, als die Umſtände, haben ſich geändert. Man wird endlich heut zu Tage über die Nothwendigkeit der Leidenſchaften einig; man weis, daß auf Beybehaltung derſelben die Erhaltung der Reiche beruht. Die Leidenſchaften ſind eigentlich lebhafte Begehrungen; ſolche Begehrungen können dem gemeinen Beſten eben ſo gut gemäß, als demſelben entgegen ſeyn. Sind gleich Geiz und Intoleranz ſchädliche und ſtrafbare Leidenſchaften; ſo hat es doch eine ganz andre Bewandtniß mit der Begierde, ſich durch Talente und patriotiſche Tugenden hervorzuthun 21). Vernichtet man die Begierden, ſo vernichtet man die Seele; und

ſre Anführer; und bloß die Stärke unſrer Begierden entſcheidet die Stärke unſrer Laſter und unſrer Tugenden. Ein Menſch ohne Begierden und ohne Bedürfniß iſt ein Menſch ohne Verſtand und ohne Vernunft. Kein Bewegungsgrund kann ihn reizen, weder ſeine Begriffe zu verbinden, noch ſie unter einander zu vergleichen. Je näher der Menſch dieſem Stande der Fühlloſigkeit iſt, deſto dümmer iſt er. Wenn die Regenten des Orients insgemein Leute von ſo geringer Einſicht ſind; ſo rührt es daher, weil der Verſtand ein Sohn der Begierde und des Bedürfniſſes iſt. Nun empfinden aber die Sultane weder die eine, noch das andre. Da iſt kein Vergnügen, das ihnen nicht eine einfache Handlung ihres Willens verſchaffte; mithin iſt ihnen der Verſtand beynah immer unnütz. Der einzige Fall, worinnen er ihnen nöthig wird, iſt der, wenn ſie von einer heftigen Begierde nach dem Titel eines Eroberers befallen werden, daß ſie den Scepter eines mächtigen Nachbars antaſten wollen.

und jedweder Menſch, der ohne alle Leidenſchaften iſt, hat in ſich weder Triebwerk zur Thätigkeit, noch Bewegungsgrund, ſich zu regen.

Ihr ſeyd, o katholiſche Geiſtliche! reich und mächtig auf Erden; aber eure Gewalt kann mit der Gewalt der Nationen, denen ihr gebietet, zerſtöret werden. Vergrößert nur immerhin ihre thieriſche Dummheit; ſo werden dieſe Nationen von andern überwunden werden, und dann aufhören, euch unterworfen zu ſeyn. Selbſt zu eurem eignen Beſten müſſen die Leidenſchaften und Bedürfniſſe fortfahren, den Menſchen zu beleben. Wolltet ihr dieſelben in ihm erſticken, ſo müßtet ihr ſeine Natur ändern.

O! ihr ehrwürdigen Theologen! o ihr unvernünftigen Thiere! o meine Brüder! laſſet doch dieſen lächerlichen Anſchlag fahren. Studiret das menſchliche Herz; unterſuchet die

wollen. Will man in irgend einer andern Lage von Umſtänden Einſicht von einem Deſpoten verlangen; ſo will man damit eine Wirkung ohne Urſache. Rechnet man bey einer willkührlichen Regierung auf den Verſtand eines Monarchen, der auf dem Throne gebohren iſt; ſo iſts Thorheit. Den Zufall einer ſonderbaren Erziehung abgerechnet, giebt es daher auch nur wenig unumſchränkte Regenten von aufgeklärtem Verſtande; daher rechnet auch die Geſchichte gemeiniglich unter die Zahl der großen Könige nur die Heinrich der Vierte, die Friedrich, die Katharina die Andre, u. d. gl. und ſolche unter den Fürſten, deren Erziehung hart war, die auch überdieß ihr Glück erſt zu machen, und tauſend Hinderniſſe zu überwinden hatten.

22) Ein Betbruder kann es in der Geometrie, in einer gewiſſen Gattung von Malerey weit gebracht haben: erwägt man aber, in was für großem Widerſpruche dermalen das gemeine Beſte mit dem Beſten des Pfaffen ſteht; ſo kann man vernünſtiger Weiſe nicht zugleich fromm und ein Staats-Mann, ein andächtiger Menſch und ein guter Bürger, dieß heißt, ein rechtſchaffener Mann ſeyn. Dieß iſt eine Wahrheit, welche in der Folge dieſes Werkes erwieſen werden wird.

23) Vor dieſem wars der Petit-Maitre, der alles wußte, ohne das Geringſte gelernt zu haben; heut zu Tage iſt es der Theolog. Befragt man ſich bey ihm über die Natur der Thiere; ſo ſind dieß, ſagt er, bloße Maſchinen. Allein auf was für einen

die Triebfedern, die daſſelbe in Bewegung ſetzen: und habet ihr noch keinen deutlichen Begriff von der Sittenlehre und Staats-Kunſt 22); ſo enthaltet euch doch, Unterricht darinnen zu geben. Der Stolz hat euch ſchon allzulange auf Irrwege verleitet. Denket doch an die ſinnreiche Fabel von der Geburt des **Momus**. So bald er das Licht erblickte, ſagt ein großer Dichter, erfüllte der kindiſche Gott augenblicklich den Olymp mit ſeinem Geſchrey. Die ganze himmliſche Hofſtatt wurde davon betäubet; und um ihn zu beſänftigen, machte ihm jeder Gott ein Geſchenk. **Jupiter** hatte damals nur ſo eben den Menſchen geſchaffen; mit ihm beſchenkte er den **Momus**, und ſeitdem iſt der Menſch immer die Puppe der Thorheit geweſen. Nun iſt aber unter den Puppen dieſer Art die traurigſte, die hochmüthigſte und lächerlichſte, ein Doctor 23) geweſen. O theologiſche Puppe!

D 2 beſte-

nen Grund baut er denn ſeinen Ausſpruch? Hat er wohl, als ein Jäger, oder doch als Beobachter, die Natur und die Sitten der Thiere ſtudiret? Nein; er hat weder Hund, noch Katze, ja nicht einmal einen Sperling aufgezogen: aber er iſt Doctor der Sorbonne; und ſo bald er den Doctor-Hut angenommen hat, achtet er ſich, wie der chineſiſche Kaiſer, vermöge der Etiquette ſeines Standes für verbunden, auf alles, was man ihm berichtet, zu antworten: ich habe es lange gewußt. Dem Weiſen der Stoiker legte man ehemals Fertigkeit und Erfahrung in allen Künſten und Wiſſenſchaften bey; er war ein Mann von allgemeiner Vollkommenheit. Gerade nicht anders geht es mit dem Theologen; er iſt Dichter, Meßkünſtler, Naturkündiger, Uhrmacher u. ſ. f. Meinethalben mag er alle dieſe Talente beſitzen, ich habe nichts dawider; aber man nöthige mich nur nicht, ſeine Verſe zu leſen, und ihm ſeine Uhren abzukaufen. Und wenn er mir erlauben wollte, daß ich ihm einen guten Rath geben dürfte; ſo wäre es dieſer: ehe er von den Thieren ſchwatzte, möchte er doch erſt die Schriften des Herrn von Büffon, und drey oder vier Briefe leſen, die ein gewiſſer ſcharfer Beobachter, der zugleich ein guter Scribent iſt, ins Journal étranger hat einrücken laſſen. Nächſtdem enthalte er ſich, meine Grundſätze über dieſen Punct anzutaſten. — Ich ſoll den Thieren, wie es heißt, Verſtand und Vernunft beygelegt haben. Dieß war ein höfliches Compliment, das ich den Herren Doctoren machte. Wie ſchlecht habet ihr mir es verdanket, o ihr Undankbaren!

beſtehe doch ja nicht länger ſo hartnäckig auf dem Vorſatze, daß du die Leidenſchaften ausrotten willſt; ſie ſind die Lebens-Principien eines Staats 24). Laß dir vielmehr die Sorge angelegen ſeyn, dieſelben zum allgemeinen Beſten zu lenken; und beeifre dich zu dem Ende, den Plan zu einer Unterweiſung zu entwerfen, deren einfache und deutliche Grundſätze alleſammt auf die öffentliche Glückſeligkeit abzwecken.

Wie weit ſind wir noch von einem ſolchen Plane zur Unterweiſung entfernt! Aeltern und Lehrmeiſter ſind darüber mit ſich ſelbſt ſo uneinig, daß die einen ſo wenig, wie die andern, wiſſen, was ſie die Kinder lehren ſollen. Sie haben von der Erziehung nur noch verwirrte Begriffe; und daher rührt auch der höchſt ärgerliche Widerſpruch unter allen ihren Vorſchriften.

Zehntes Kapitel.

Beyſpiel von den eingeführten widerſprechenden Begriffen oder Vorſchriften in der früheſten Jugend.

Man wird mir es zu Gute halten, wenn ich, um den Widerſpruch aller unſrer Erziehungs-Regeln deſto lebhafter vorzuſtellen, genöthigt bin, mich zu einem etwas unedlen Ton herunter zu laſſen; die Sache erfodert es. In den Non-

24) Deſpotiſchen Regierungen iſt es eigen, die Regung der Leidenſchaften im Menſchen zu ſchwächen. Daher iſt immer Auszehrung die tödtliche Krankheit ſolcher Reiche; daher beſitzen auch die Völker, die einer ſolchen Regierungsform unterworfen ſind, weder die Kühnheit, noch den Heldenmuth der Republicaner. Selbſt dieſe letztern haben auch unſre Bewunderung nur in jenen kritiſchen Augenblicken rege gemacht, da ihre Leidenſchaften am meiſten in Gährung waren. Zu was für Zeiten war es, daß die Holländer und die Schweizer übermenſchliche Thaten verrichteten? Zu den Zeiten, da ſie von zwo mächtigen Leidenſchaften beſeelet wurden; die eine war Rachgier, und die andre Haß gegen die Tyrannen. Leidenſchaften ſind einem Volk unentbehrlich; dieß iſt eine

Nonnen-Klöſtern, die zumal zur Unterweiſung junger Mädchen beſtimmet ſind, fallen dieſe Widerſprüche am meiſten in die Augen. Ich trete demnach ins Kloſter, und zwar früh um acht Uhr; dieß iſt die Zeit der Zuſammenkunft und Unterredung; die Zeit, da die Superiorinn in einem Geſpräche von der Schaamhaftigkeit beweiſt, daß eine Koſtgängerinn niemals die Augen auf eine Mannsperſon werfen dürfe. Es ſchlägt neun Uhr; und nun iſt der Tanzmeiſter im Sprachſaale. „Meſſen Sie Ihre Pas recht ab“, ſpricht er zu ſeiner Schülerinn; „heben Sie den Kopf in die Höhe, und ſehen „Sie beſtändig Ihren Tänzer an“. Wem ſoll ſie nun folgen, dem Tanzmeiſter oder der Priorinn? Die Koſtgängerinn weis das nicht; und ſo nach erwirbt ſie ſich weder die Annehmlichkeiten, die ihr der erſtre beybringen will, noch die Zurückhaltung, die ihr die andre predigt. Was für einer Urſache ſoll man nun dergleichen Widerſprüche im Unterrichte beymeſſen, außer bloß dem widerſprechenden Begehren der Aeltern, wenn ſie verlangen, daß ihre Tochter anmuthig, und doch zugleich auch zurückhaltend ſeyn, daß ſie die Sprödigkeit des Kloſters mit der Anmuth des Theaters verbinden ſoll? Sie wollen Dinge vereinbaret wiſſen, die ſich nicht mit einander vereinbaren laſſen *).

Die türkiſche Unterweiſung iſt vielleicht die einzige, die mit demjenigen zuſammen hängt, was man in ſelbigem Lande vom Frauenzimmer verlangt 25).

 Die

eine Wahrheit, die gegenwärtig Niemanden mehr unbekannt iſt, außer dem Guardian der Capuciner.

*) Ein Mädchen, verlangt man, ſoll die Wahrheit reden und aufrichtig ſeyn. Nun bietet man ihr einen Gemahl an; er gefällt ihr nicht; ſie ſagt es, und das nimmt man übel. Alſo wollen die Aeltern haben, ſie ſoll aufrichtig oder falſch ſeyn, je nachdem ihnen daran gelegen iſt, daß ſie das eine, oder das andre ſey.

25) Der Türke glaubt, das Weib ſey zum Vergnügen des Mannes gebildet, und bloß dazu geſchaffen, daß es ſeine Begierden reizen ſoll. Dieſe Abſicht, ſpricht er, hat die Natur augenſcheinlich. Wenn man alſo in der Türkey geſchehen läßt, daß die Reizungen der Weiber durch die Kunſt erhöhet werden; wenn man

Die Erziehungs-Regeln werden ſo lange ſchwankend und unzuverläßig bleiben, bis man ſie nach einem einzigen Zweck einrichtet, und ſie dieſem anpaßt. Und was kann dieſer Zweck ſeyn? der größte Nutzen fürs Publicum; dieß heißt, das größte Vergnügen und die größte Glückſeligkeit für die größte Anzahl von Bürgern.

Setzen die Aeltern dieſe Abſicht aus den Augen; ſo wanken ſie auf den verſchiedenen Wegen der Unterweiſung hin und her. Die Mode allein iſt ihre Führerinn. Von ihr hören ſie, wenn ſie aus ihrer Tochter eine Tonkünſtlerinn machen wollen, müſſen ſie ihr einen Muſik-Meiſter halten; ſie wiſſen aber nicht, wenn ſie ihr richtige Begriffe von der Tugend beybringen wollen, daß ſie ihr auch eben ſowohl einen Meiſter in der Sittenlehre halten ſollten.

Hat eine Mutter die Erziehung ihrer Tochter ſelbſt übernommen, ſo ſagt ſie zu ihr des Morgens, indem ſie ihre rothe Schminke auflegt, „die Schönheit iſt nichts, ein gutes

„Herz

man ihnen ſo gar befiehlt, daß ſie an ſich ſelbſt die Mittel, zu bezaubern, immer mehr verbeſſern ſollen: ſo iſt nichts natürlicher, als dieſes. Wie kann die Schönheit in dem Serrail, worinnen ſie eingeſchloſſen iſt, gemißbraucht werden? Nun nehme man auf der andern Seite, wenn man will, ein Land an, wo die Weiber gemeinſchaftlich ſind. Je mehr ſie in einem ſolchen Lande Mittel erdächten, zu reizen, deſto mehr würden ſie die Vergnügungen des Mannes vervielfältigen. Wäre auch der Grad von Vollkommenheit, zu dem ſie es in dieſem Stücke brächten, noch ſo groß; ſo kann man doch ſicher glauben, daß ihre Coquetterie nichts an ſich haben würde, das der allgemeinen Glückſeligkeit widerſtritte. Alles, was man ja noch von ihnen würde verlangen können, wäre dieſes: ſie müßten ihre Schönheit und ihre Gunſtbezeigungen ſo hoch in Ehren halten, daß ſie ſichs zur Pflicht machten, nur ſolchen Männern einen Antheil daran zu gönnen, die ſich durch ihr Genie, durch ihren Heldenmuth, oder durch ihre Rechtſchaffenheit bereits hervorgethan hätten. Dadurch würden ihre Gunſtbezeigungen ein Mittel der Aufmunterung werden, ſich Talente und Tugenden zu erwerben. Allein wenn ſchon die Weiber in der Türkey alle Künſte der Wolluſt ohne den geringſten Nachtheil erlernen können; würde es wohl gleiche Bewandtniß in einem Lan-

de

„Herz hingegen und Talente ſind alles“ *). Einen Augenblick darauf bekömmt die Mutter verſchiedne Beſuche bey ihrem Nachttiſch; ein jeder ſchwatzt dem kleinen Mädchen vor, daß ſie artig ſey; das ganze Jahr hindurch lobt man ſie kaum ein einziges mal wegen ihrer Talente **) und ihrer Menſchenliebe. Ueberdieß ſind die einzigen Belohnungen, die man ihr für ihren Fleiß und für ihre Tugenden verſpricht, ſchöne Kleider und Putzkram; und gleichwohl verlangt man, daß das kleine Mädchen ſeine Schönheit mit Gleichgültigkeit anſehen ſoll. Was für Verwirrung muß nicht ein ſolches Verhalten in ihren Begriffen anrichten!

Die Unterweiſung eines Jünglings iſt um nichts zuſammenhängender, als jene. Die erſte Pflicht, die man ihm vorſchreibt, iſt die Beobachtung der Geſetze; die zweyte, iſt die Verletzung derſelben, ſo bald man ihn beleidigt; denn in dem Falle, daß ihn jemand beſchimpft, muß er ſich, bey Strafe der Entehrung, herumſchlagen. Ueberzeugt man ihn

 wohl,

de haben, wo ſie, wie in Europa, weder eingeſperrt, noch gemeinſchaftlich ſind, und wo alle Häuſer, wie in Frankreich, offen ſtehen? Bildet man ſich wohl ein, wenn man bey den Weibern die Mittel zu gefallen vervielfältigt, daß man dadurch die Glückſeligkeit der Ehemänner ſonderlich vergröſſern werde? Ich zweifle daran; und ſo lange man noch keine Reformation in den Eheſtands-Geſetzen gemacht hat, dürfte wohl alles, was die Kunſt den natürlichen Reizungen des andern Geſchlechtes zuſetzen könnte, der Art und Weiſe widerſprechen, wie es ihnen vermöge der europäiſchen Geſetze vergönnet iſt, dieſelben anzuwenden.

*) Verſichert man auch ein Mädchen noch ſo oft, daß ſie ohne Talente und Geſchicklichkeiten keinen Mann bekommen werde, was hilft es? Sie wird morgen doch wohl hören, daß die einfältigſte unter allen ihren Geſpielinnen eine vortrefliche Heirath gethan habe, weil ſie ſo und ſo viel zur Ausſteuer mitbekommen hat, und man heutiges Tages nur nach der Mitgabe heirathet.

**) Wenn man an einem Mädchen insgemein bloß ihre Schönheit lobt; ſo rührt dieſes daher, weil die Schönheit wirklich die intereſſanteſte und wünſchenswertheſte Eigenſchaft an derjenigen iſt, der man Beſuche macht, und von der man weder Mann, noch Freund iſt; und weil bey dem Frauenzimmer die Mannsperſonen niemals anders, als bloß zum Beſuche ſind. : : :

wohl, daß man durch Dienſte, die man dem Vaterlande leiſtet, die Achtung der Welt und die himmliſche Herrlichkeit erlange? Und was für Leute ſtellt man ihm zum Muſter der Nachahmung vor? Einen Mönch, einen fanatiſchen Tagedieb von Derwiſch, der durch ſeine Intoleranz Unruh und Verwüſtung in den Reichen angerichtet hat.

Kaum hat ein Vater noch dieſen Augenblick ſeinem Sohne die Pflicht empfohlen, ſein Wort getreulich zu halten, ſo kömmt ein Theolog dazu, und ſagt eben dieſem Sohne, gegen die Feinde Gottes ſey man hierzu nicht gehalten; aus dieſem Grunde hätte **Ludwig der Vierzehnte** das Edict von Nantes, welches von ſeinen Vorfahren gegeben worden wäre, wiederrufen; der Pabſt habe dieſe Streitfrage ſchon lange entſchieden, indem er jeden Vergleich, der zwiſchen kätzeriſchen und katholiſchen Fürſten geſchloſſen worden, für null und nichtig erkläret, und mit einem Worte den letztern verſtattet hätte, dergleichen Verträge, ſo bald ſie der ſtärkere Theil wären, ohne Bedenken zu verletzen.

Jetzt beweiſt ein Prediger auf der Kanzel, daß der Gott der Chriſten ein Gott der Wahrheit ſey; daß man die Anbeter deſſelben an ihrem Haſſe gegen die Lügen erkenne 26): und

26) Es giebt Männer, die ſich ehrlich und aufrichtig dünken, weil ſie andern Uebles nachreden. Nichts iſt ſo verſchieden, als die Wahrheit ſagen und Uebles nachreden. Die Wahrheit iſt allemal glimpflich, und wird von der Menſchenliebe beſeelet; die Verläumdungsſucht iſt immer bitter, iſt eine Tochter des Hochmuthes, des Haſſes, des Verdruſſes und des Neides. Der Ton und die Gebärden der Verläumdung verrathen jedesmal, wer ihr Vater ſey.

27) Wenn man die Wahrheit vor den Völkern und vor den Regenten nicht ohne Verbrechen verſchweigen kann, welcher Menſch iſt dann wohl in dieſer Betrachtung allemal gerecht und untadlich geweſen?

28) Wenn ein junger Italiäner bey der Lectüre der Kirchengeſchichte über die Miſſethaten und ſchändlichen Bosheiten der Päbſte in Unwillen geräth, und an ihrer Unfehlbarkeit zweifelt: „welch ein gottloſer Zweifel!“ ruft der Lehrmeiſter aus. — „Aber“, antwortet der Lehrling, „ich

und kaum iſt er von der Kanzel herunter geſtiegen, ſo giebt er zu, daß es ſehr klug gehandelt ſey, die Wahrheit zu verſchweigen 27); daß er ſelbſt die Wahrheit zwar rühme, aber ſich ſehr hüte, ſie zu ſagen 28). In der That würde auch der Mann, der in katholiſchen Landen die wahre Geſchichte ſeiner Zeiten ſchriebe, alle Anbeter dieſes Gottes der Wahrheit wider ſich in Harniſch jagen 29). In ſolchen Ländern iſt der Mann, der ſich vor der Verfolgung geſichert halten darf, kein andrer, als der Stumme, der Einfältige und der Lügner.

Man laſſe es auch durch viele Mühe und Sorgfalt einem Lehrmeiſter endlich glücken, daß er ſeinem Lehrlinge Sanftmuth und Menſchenliebe beybringt; ſo kömmt der Gewiſſens-Rath, und ſagt dieſem nämlichen Schüler, man könne den Menſchen wohl ihre Laſter, aber nicht ihre Irrthümer vergeben; im letztern Falle ſey Nachſicht ein Verbrechen, und wer nicht dächte, wie Er, den müſſe man verbrennen.

Die Unwiſſenheit und das Widerſprechende geht bey dem Theologen ſo weit, daß er noch in eben dem Augenblicke, da er bey ſeinem Lehrlinge die Nacheiferung rege zu machen ſucht, wider die Leidenſchaften eifert. Er vergißt alsdann, daß

 Nach-

„ich ſage, was ich denke; haben „Sie mir nicht immer verboten, „zu lügen?“ — „Ja, in alltäglichen Fällen; aber zu Gunſten „der Kirche iſt Lügen eine „Pflicht“. — „Nun, was liegt „Ihnen denn an der Ehre des „Pabſtes?“ — „Alles Mögliche“, wird der Lehrer erwiedern“: „wenn der Pabſt für unfehlbar „erkannt wird, ſo darf ſich Niemand ſeinen Befehlen widerſetzen. Die Völker müſſen ihm „blindlings unterworfen ſeyn. „Und wie viel Achtung fließt nicht „aus dieſer Ehrfurcht gegen den „Pabſt auf die ganze geiſtliche „Gemeinſchaft, und folglich auch „auf mich?“

29) Wer die Geſchichte ſchreibt, und die eigentlichen Begebenheiten falſch vorſtellt, iſt ein ſchlimmer Bürger. Er hintergeht das Publicum, und bringt es um den unſchätzbaren Nutzen, den es aus dem Leſen der Geſchichte ſchöpfen könnte. Aber in welchem Reiche ſollen wir einen aufrichtigen Geſchichtſchreiber finden, der wirklich ein Anbeter des GOttes der Wahrheit iſt? Etwan in Frankreich, in Portugall, oder in Spanien? Nein, ſondern in einem freyen und reformirten Lande.

Nacheiferung ſelbſt eine Leidenſchaft, und, nach ihren Wirkungen zu ertheilen, ſo gar eine ſehr heftige Leidenſchaft iſt.

Mithin iſt bey der Erziehung lauter Widerſpruch. Und was iſt ſchuld daran? Nichts andres, als daß man in den wahren Grundſätzen dieſer Wiſſenſchaft unwiſſend iſt; denn man hat davon bloß verwirrte Begriffe. Man ſollte den Menſchen die Augen aufthun; aber hierwider ſetzt ſich der Pfaffe. Leuchtet ihnen die Wahrheit nur einen Augenblick; ſo gleich begräbt er ihre Stralen in den Finſterniſſen der Schulgelehrſamkeit. Irrthum und Laſter ſuchen alle beide die Dunkelheit; jener die Dunkelheit der Worte 30), und dieſes die Dunkelheit der Nacht. Im übrigen darf man eben nicht alles Widerſprechende bey unſrer Erziehung der Theologie allein beymeſſen; es finden ſich dabey auch Widerſprüche, die wir den Fehlern der Regierung zu danken haben. Wie will man einen jungen Menſchen bereden, daß er getreu, im Umgange redlich ſeyn, und andrer Leute Heimlichkeiten in Ehren halten ſoll, wenn ſelbſt in England die Regierung, und zwar noch oben drein unter dem nichtigſten Vorwande, die Briefe der Privat-Perſonen aufbricht und an dem öffentlichen Zutrauen zur Verrätherinn wird? Wie will man ſich Hoffnung machen, ihm einen Abſcheu vor dem Angeben und Spioniren bey-

30) Warum können die theologiſchen Streitigkeiten über die Lehre von der Gnade nimmermehr ein Ende nehmen? Deßwegen, weil zu gutem Glücke für die Streiter weder eine, noch die andere Partey deutliche Begriffe von demjenigen hat, worüber ſie ſtreiten. Und liefern ſie uns in ihren Definitionen von der Gottheit wohl klärere Begriffe? Der Cardinal Du-Perron ſagte zu Heinrich dem Dritten, nachdem er ihm in einem Geſpräche das Daſeyn GOttes bewieſen hatte: „wenn es Eure Majeſtät verlangen, ſo will ich Ihnen gerade „eben ſo augenſcheinlich beweiſen, „daß kein GOtt iſt“.

*) Ich will einmal annehmen, man ſey im Ernſte geſonnen, die verliebten Begierden bey den jungen Leuten zu ſchwächen und einzuſchläfern: was ſoll man zu dem Ende thun? Heftige Leibesbewegungen muß man einführen, und der Jugend einen Geſchmack daran beybringen. Ermüdende Bewegung iſt in dieſem Stücke die kräftig-

beyzubringen, wenn er die Spionen ehren, mit Gnadengehalten belohnen, und mit Wohlthaten überhäufen ſieht?

Wenn ein junger Menſch von Schulen kömmt; ſo verlangt man, er ſoll überall in der Welt Bekanntſchaft machen, ſoll ſich in Geſellſchaften beliebt machen, und ſoll in denſelben immer keuſch bleiben: kann nun wohl ein junger Menſch in eben dem Augenblicke, da ſich das Bedürfniß, zu lieben, am lebhafteſten bey ihm regt, bey den Reizungen des Frauenzimmers unempfindlich ſeyn *), und mitten unter ihnen ohne Begierde bleiben? Sollte die Dummheit der Aeltern wohl ſo weit gehen, daß ſie ſich einbildeten, wenn die Regierung Opern-Säle bauen läßt, wenn der Jugend die Mode den Zutritt dazu öffnet, daß dieſelbe voll mißtrauiſcher Wachſamkeit über ihre jungfräuliche Keuſchheit immer mit gleichgültigen Augen ein Schauſpiel ſehen werde, wo die Entzückungen, die Freuden und die Gewalt der Liebe mit den lebhafteſten Farben abgemalt werden, und wo dieſe Leidenſchaft durch die Werkzeuge aller Sinnen in die Herzen dringt **)?

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich die Widerſprüche bey der Erziehung in Europa, beſonders bey der papiſtiſchen Erziehungs-Art, alle nach der Reihe herzählen wollte. Wie iſt es möglich, in dem dicken Nebel ihrer Regeln den Pfad der Tugend zu erkennen? Der Katholik verirrt

kräftigſte Predigt. Je mehr man ausdunſtet, je mehr Lebensgeiſter man aufwenden muß; deſto weniger Kräfte bleiben zur Liebe übrig. Der Kaltſinn und die Gleichgültigkeit der Wilden in Canade hängt mit der Strapaze und mit der Entkräftung zuſammen, welche dieſe Leute bey ihren langwierigen und mühſeligen Jagden auszuſtehen haben.

**) Man ziehe aus meinem Texte nicht ſo gleich den Schluß, als wollte ich die Opern-Säle und Komödien-Häuſer zerſtöret wiſſen. Ich mißbillige hier bloß das Widerſprechende, das ſich zwiſchen unſern Gebräuchen, und den dermaligen Regeln unſrer Sittenlehre findet. Ich bin weder ein Feind der Schauſpiele, noch in dieſem Puncte Herrn Rouſſeau's Meynung. Die Schauſpiele ſind unſtreitig ein Vergnügen. Nun giebt es aber keine Art von Luſtbarkeiten, die nicht in den Händen einer weiſen Regierung eine fruchtbare Quelle von Tugend werden könnte, wenn ſie zur Belohnung von dieſer gemacht wird.

irrt ſich alſo oftmals davon. Da er nun in dieſer Betrachtung ſo ſehr ohne feſtbeſtimmte Grundſätze lebt, ſo hat er ſeine Laſter oder ſeine Tugenden bloß der Lage von Umſtänden, worinnen er ſich befindet, den Büchern, den Freunden, und endlich den Gebieterinnen, die ihm das Ungefähr in den Weg wirft, zu danken. Allein giebt es auch wohl ein Mittel, die Erziehung des Menſchen unabhängiger vom Ungefähr zu machen? und wie iſt es anzufangen, daß man hierinnen ſeine Abſicht erreiche?

Nichts lehren, als Wahrheit. Der Irrthum widerſpricht ſich beſtändig; die Wahrheit niemals.

Die Erziehung der Bürger nicht zweyerley verſchiednen Mächten überlaſſen, die ein getheiltes Intereſſe haben, und die daher jederzeit zweyerley widerſprechende Moralen 31) lehren werden.

Aus was für einem unglücklichen Verhängniſſe, wird man fragen, rührt es denn her, daß beynah alle Völker den moraliſchen Unterricht ihrer Jugend der Prieſterſchaft anvertrauet haben? Was iſt die Moral der Papiſten? Eine Compoſition von abergläubiſchen Meynungen. Gleichwohl giebt es nichts in der Welt, was die Prieſterſchaft nicht mit Hülfe des Aberglaubens zu Stande brächte. Durch ihn entreißt ſie den Obrigkeiten ihr Anſehen, und den Königen ihre rechtmäßige Gewalt; durch ihn macht ſie die Völker dienſtbar; durch ihn erwirbt ſie ſich über dieſelben eine Macht, die oftmals

31) Warum ſind die meiſten aufgeklärten Menſchen der Meynung, daß ſich keine Religion mit einer guten Moral recht vertragen ſoll? Deßwegen, weil ſich die Pfaffen von jedweder Religion zu alleinigen Richtern der Güte oder der Bosheit menſchlicher Handlungen aufwerfen; weil ſie verlangen, daß wir die theologiſchen Ausſprüche für das wahre Geſetzbuch der Sittenlehre erkennen ſollen. Nun iſt ja aber der Pfaffe ein Menſch; und als ein Menſch, urtheilt er ſeinem Intereſſe gemäß. Sein Intereſſe iſt faſt allemal dem Intereſſe des Publicums zuwider. Mithin fällt der größte Theil von ſeinen Urtheilsſprüchen ungerecht aus. Gleichwohl erſtreckt ſich die Macht des Pfaffen über die Gemüther der

mals den Geſetzen überlegen iſt; und durch ihn verderbt ſie endlich alles, ſo gar die Grundſätze der Sittenlehre. Wie iſt dieſem Uebel abzuhelfen? Es giebt nur ein einziges Mittel dawider; und dieß iſt kein andres, als dieſe Wiſſenſchaft gänzlich umzuſchmelzen. Es müßte eine neue Denkungsart, oder gleichſam ein neuer Geiſt die Aufſicht bey Entwerfung ihrer neuen Grundſätze führen, und alle dieſe Grundſätze müſſen auf das gemeine Beſte abzwecken.

Es iſt Zeit, daß unter dem Titel heiliger Diener der Sittenlehre, die Obrigkeiten den Grund derſelben auf einfache, deutliche, dem allgemeinen Beſten gemäße Principien erbauen, von denen ſich alle Bürger Begriffe bilden können, die eben ſo richtig, als genau ſind. Aber würde die Einfachheit und Einförmigkeit dieſer Principien auch wohl den verſchiedentlichen Leidenſchaften der Menſchen anpaſſend ſeyn?

Ihre Begierden können verſchieden ſeyn; aber ihre Art und Weiſe, zu ſehen, iſt weſentlich einerley; ſie thun übel und ſehen richtig. Richtiger Verſtand iſt allen angebohren; ein jeder erkennt die Wahrheit, wenn ſie ihm deutlich vor Augen gelegt wird. Was die Jugend anlangt, ſo iſt ſie nach derſelben um deſto begieriger, je weniger ſie noch die Dinge freventlich zu zerreißen gewohnt, und je weniger ihr daran gelegen iſt, ſie anders zu ſehen, als ſie ſind. Ohne Mühe gelingt es Niemanden, den Verſtand junger Leute zu verfäl-

der Völker ſo weit, daß dieſe gegen die Trugſchlüſſe der Schulen oftmals mehr Ehrerbietung hegen, als gegen die geſunden Grundſätze der Sittenlehre. Was für deutliche Begriffe ſollten ſich wohl die Völker davon machen können? Die Ausſprüche der Kirche ſind eben ſo veränderlich, wie ihr Intereſſe, und erregen mithin darinnen unaufhörlich Verwirrung, Dunkelheit und Widerſpruch. Denn was ſetzt denn die Kirche an die Stelle der wahren Grundſätze der Gerechtigkeit? Obſervanzen und lächerliche Cärimonien. Daher leitet auch Machiavel, in ſeinen Abhandlungen über den Livius, die ausſchweifende Bosheit der Italiäner von der Falſchheit und dem Widerſprechenden in den moraliſchen Grundſätzen der katholiſchen Religion her.

verfälſchen. Will man es dahin bringen, ſo wird hierzu alle Geduld und Kunſt der gegenwärtigen Erziehung erfodert; und troz deß allen werden ſie noch von Zeit zu Zeit, bey dem Schimmer ihrer natürlichen Vernunft, die Falſchheit der Meynungen gewahr, mit denen man ihr Gedächtniß beladen hat. Warum vertilgen ſie ſelbige nicht völlig daraus, und ſetzen an deren Stelle neue Begriffe? Dergleichen Veränderung in den Begriffen ſetzt Zeit und viele Mühe voraus; und dieſe Arbeit iſt viel zu mühſam für die allermeiſten Menſchen, die oftmals zu Grabe getragen werden, ohne daß ſie ſich noch deutliche und richtig beſtimmte Begriffe von der Tugend erworben haben.

Und wann werden ſie denn geſunde Begriffe davon bekommen? So bald das Religions-Syſtem mit dem Syſtem der National-Glückſeligkeit in eins zuſammen ſchmelzt; ſo bald die Religionen, die bis itzt die gewohnten Werkzeuge der prieſterlichen Ehrſucht ſind, Werkzeuge der gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit werden. Iſt es möglich, ſich eine ſolche Religion zu denken? Die Unterſuchung dieſer Frage verdient die Aufmerkſamkeit des Weiſen. Ich will demnach im Vorbeygehen einen Blick auf die falſchen Religionen thun.

Eilftes Kapitel.

Von den falſchen Religionen.

„Jede Religion“, ſagt Hobbes, „die ſich auf die Furcht „vor einer unſichtbaren Macht gründet, iſt ein Mährchen; bekennt ſich eine Nation zu dieſem Mährchen, ſo „führt es den Namen Religion; verwirft es aber eben dieſe „Nation, dann führt es den Namen Aberglaube“. Die neuner-

*) Dieſe Behauptung wird Manchem vielleicht ungereimt vorkommen; aber übrigens habe ich dieſe Ungereimtheit mit allen Menſchen gemein. Dieſes Lächerliche iſt bey mir, ſo gut wie bey ihnen,

neunerley Menſchwerdungen des **Wiſtnou** ſind in Indien Religion, und in Nürnberg Aberglaube.

Ich bin nicht willens, mich auf dieſe Definition zu ſteifen, um die Wahrheit der Religion zu läugnen. Soll ich meiner Amme und meinem Lehrmeiſter Glauben beymeſſen; ſo iſt jede andre Religion falſch: die meinige allein iſt die wahre *). Wird ſie aber auch von der ganzen Welt für die wahre erkannt? Nichts weniger; die Erde ſeufzet noch immer unter einer Menge von Tempeln, die dem Irrthume geheiligt ſind; und es giebt keine einzige Religion, die nicht noch die Religion einiger Gegenden wäre.

Die Geſchichte der **Numa**, der **Zoroaſter**, der **Mohammed**, und vieler andrer Stifter von neuen Arten des Gottesdienſtes lehrt uns, daß ſich alle Religionen als politiſche Stiftungen betrachten laſſen, die einen großen Einfluß auf das Glück der Nationen haben. Ich denke alſo, da der menſchliche Witz noch immer von Zeit zu Zeit neue Religionen zu Markte bringt, ſo ſey uns daran gelegen, damit man dieſelben ſo wenig ſchädlich, als möglich, mache, den Plan anzuzeigen, den man bey Erſchaffung derſelben zu befolgen hat.

Alle Religionen ſind falſch, ausgenommen die chriſtliche Religion; aber ich vermenge ſie durchaus nicht mit dem Pabſtthum.

Zwölf-

*) ihnen, die Wirkung des Hochmuthes. Wenn ein jeder ſeine Religion für die beſte hält; ſo rührt dieſes daher, daß ein jeder bey ſich ſelbſt ſpricht: wer nicht denkt, wie ich, der hat Unrecht. Alſo ſage ich es auch, ſo gut, wie Andre.

Zwölftes Kapitel.
Das Pabſtthum iſt von menſchlicher Einſetzung.

Das Pabſtthum iſt in den Augen eines vernünftigen Mannes nichts anders, als eine bloße Abgötterey 32). Die Römiſche Kirche betrachtete es auch ohne allen Zweifel als eine menſchliche Einſetzung, da ſie dieſe Religion auf eine ſchändliche und ärgerliche Weiſe nutzte, und ſie zum Werkzeug ihres Geizes und ihrer weltlichen Hoheit machte; da ſie ſich ihrer bediente, die ſtrafbaren Anſchläge der Päbſte zu begünſtigen, und deren Heißhunger und Ehrſucht rechtskräftig zu machen. Aber dergleichen Beſchuldigungen ſollen, wie die Papiſten ſagen, lauter Verläumdungen ſeyn.

Die

32) Der Menſch, ſagt Fontenelle, hat ſich ſeinen GOtt nach ſeinem eignen Ebenbilde gemacht, und konnte es nicht anders machen. Nach den morgenländiſchen Höfen haben die Mönche die himmliſche Hofſtatt gemodelt. Der morgenländiſche Fürſt iſt für den größten Theil ſeiner Unterthanen unſichtbar, und bloß ſeine Hofleute haben Zutritt bey ihm. Die Klagen des Volkes gelangen an ihn nicht anders, als durch den Mund ſeiner Favoriten. Auf gleiche Weiſe haben die Mönche unter dem Namen von Heiligen den Thron des Monarchen der ganzen Welt mit Favoriten umgeben, und haben denn vorgegeben, die himmliſchen Gnadengeſchenke ließen ſich anders nicht erlangen, als durch Vorſpruch dieſer Heiligen. Will man nun dieſe zu Gönnern haben, was ſoll man thun? Die Pfaffen, die ſich deßhalb verſammelt hatten, thaten den Ausſpruch, man ſollte Bilder von ausgehauenem, oder auch nicht ausgehauenem Holz in der Kirchen aufſtellen; vor dieſen ſollte man, wie vor den Bildniſſen des Höchſten, die Knie beugen; die äußerlichen Zeichen der Anbetung ſollten für den Ewigen und für ſeine Favoriten einerley ſeyn, und dieſe ſollten mit einem Worte von den Chriſten eben ſo verehret werden, wie die Hausgötter und Fetiſchen von den Heiden und den Wilden. Der heilige Nicolaus in Rußland, zum Exempel, und der heilige Januarius in Neapel, ſollten in größrer Achtung ſtehen, und noch mehr Ehrerbietung genießen, als GOtt ſelbſt.

Auf

Die Wahrheit derſelben darzuthun, frage ich, ob es wahrſcheinlich iſt, daß Oberhäupter von Mönchs-Orden die Religion als göttlich betrachtet haben, wenn ſie ſich und ihre Klöſter zu bereichern, den Mönchen verboten, jeden Menſchen, der mit Tod abgienge, ohne ihnen etwas vermachet zu haben, in heiliger Erde zu begraben? ob ſie ſelber als Dummköpfe einem Glaubens-Artikel, den ſie öffentlich behaupteten, angehangen haben, wenn ſie ſich zu Eigenthümern derjenigen Güter 33) machten, welche ſie, als Verwalter des Vermögens der Armen, unter ſie austheilen ſollten? ob die Päbſte im Ernſte Gerechtigkeit und Demuth zu üben geglaubt haben, wenn ſie ſich zu Austheilern der americaniſchen Königreiche aufwarfen, an die ſie ſelbſt nicht das mindeſte Recht hatten; wenn ſie durch eine Ablöſchungs-Linie dieſen Welt-Theil unter die Spanier und die Portugieſen vertheil-

Auf dergleichen Beſchuldigungen gründen ſich die Klagen, die man wider die griechiſche und die lateiniſche Kirche geführt hat. Der letztern inſonderheit haben wir die Wiederherſtellung des Fetiſchiſmus zu danken. So nach hat Frankreich am heiligen Dionyſius einen National-Fetiſchen, an der heiligen Genovefa eine Fetiſchinn der Hauptſtadt; und es giebt keine Gemeinde und keinen Bürger, der nicht außer dieſen, unter dem Namen Peter, Claudius, oder Martin, noch ſeinen beſondern Fetiſchen hätte.

33) Es giebt keine Argliſt, keine Lügen, keine Gaukeley, keinen Mißbrauch des guten Zutrauens, mit einem Worte kein verächtliches und niederträchtiges Mittel, das die Pfaffen nicht angewendet hätten, ſich zu bereichern. Die Capitularien, welche Balüze (im 2ten Bande) geſammelt hat, unterrichten uns von der Art und Weiſe, wie es vor Zeiten in Frankreich die Geiſtlichen endlich dahin gebracht haben, den Zehndten bezahlet zu bekommen. „Sie ließen „ein Sendſchreiben JEſu Chriſti „vom Himmel herabkommen. In „dieſem Sendſchreiben droht der „Heiland den Heiden, den Zauberern, und denen, die den Zehndten nicht bezahlen, ihre Felder „mit Unfruchtbarkeit zu ſchlagen, „und ihnen geflügelte Schlangen „in die Häuſer zu ſenden, welche „die Brüſte ihrer Weiber auffreſſen ſollen“. Weil es mit dieſem erſten Briefe nicht geglückt hatte, ſo nehmen die Geiſtlichen ihre Zuflucht zum Teufel; ſie laſſen ihn, (man ſehe die nämlichen Capitularien im 1ſten Bande,) in einer Ver-

theilten 34); wenn ſie ſich endlich herausnahmen, den Fürſten zu befehlen, über ihr zeitliches Vermögen zu gebieten, und nach ihrer Willkühr Cronen zu nehmen und zu geben?

O ihr Papiſten! unterſuchet nur, wie das Verhalten eurer Kirche in allen Jahrhunderten beſchaffen geweſen iſt. Hatte ſie ein Intereſſe dabey, daß ſie römiſche Beſatzung in allen Reichen unterhielt, und eine große Menge Menſchen an ſich feſſelte; ſo iſt dieß das Intereſſe jeder ehrſüchtigen Secte. Sie ſtiftete eine große Anzahl von geiſtlichen Orden; ſie ließ eine große Anzahl Klöſter aufbauen und mit Einkünften verſorgen; kurz, ſie hatte die Liſt, dieſe geiſtliche Miliz von den Nationen ſelber, unter denen ſie ſelbige aufrichtete, beſolden zu laſſen.

Der nämliche Bewegungsgrund trieb ſie an, die Vermehrung der weltlichen Geiſtlichkeit zu wünſchen; zu dem Ende vervielfältigte ſie die Sacramente: und wollten ſich die Völker dieſe adminiſtriren laſſen, ſo waren ſie genöthigt, die Anzahl ihrer Pfaffen zu vermehren, welche auch binnen kurzer Zeit dermaßen zunahm, daß ſie den ägyptiſchen Heuſchrecken an

Verſammlung der Nation erſcheinen. Mit einmal wird da der Teufel zum Apoſtel und Mißionarius, und nimmt die Seligkeit der Franzoſen zu Herzen. Er ſucht ſie durch heilſame Züchtigungen zur Beobachtung ihrer Pflicht herum zu holen. „Thut doch endlich die Augen auf“, ſpricht die Geiſtlichkeit; „der Teufel ſelbſt iſt „der Urheber der neulichen Hungersnoth; er ſelbſt hat die Körner in den Halmen aufgefreſſen; „fürchtet euch vor ſeiner Wuth. „Mitten auf den Feldern hat er „ſich mit entſetzlichem Geheul erkläret, er würde die grauſamſten Strafen an den verhärteten „Chriſten vollſtrecken, die uns den „Zehndten verſagen“. Eine ſolche Menge Betrügereyen von Seiten der Geiſtlichkeit iſt ein Beweis, daß zu Carls des Großen Zeiten die einzigen frommen Leute bloß diejenigen waren, die den Zehndten bezahlten. Vorausgeſetzt, daß die Geiſtlichkeit berechtiget geweſen wäre, den Zehndten zu heben, würde ſie ihre Zuflucht nicht zu einem nach dem andern, erſt zu GOtt, und dann zum Teufel genommen haben. Dieſe Begebenheit erinnert mich an eine andre vom nämlichen Schlage; ich meyne die Predigt eines Pfarrers über eben dieſe Materie: „O! meine lieben Pfarrkinder“, ſagte er, „folget nicht dem Beyſpiele „jenes

an Menge gleichkam. Sie fraßen, wie dieſe, die Aerndten auf; und dieſe weltlichen und regulairen Prieſter wurden auf Koſten der katholiſchen Nationen unterhalten. Um nun dieſe Pfaffen deſto genauer an das Intereſſe der Kirche zu feſſeln, und ihrer ungetheilten Zuneigung zu genießen, wollte die Kirche noch obendrein haben, daß ſie ſchlechterdings unverehlicht bleiben, ohne Weiber, ohne Kinder ſeyn, jedoch übrigens in einer Ueppigkeit und Bequemlichkeit leben ſollten, die ihnen ihren Zuſtand von Tage zu Tage immer lieber und angenehmer machte. Noch nicht genug; um ſo wohl ihrem Reichthum, als ihrer Macht einen noch größern Zuwachs zu verſchaffen, unternahm die Römiſche Kirche, unter dem Namen des Peters-Groſchen, oder auch unter einem andern Titel, Schatzungen in allen Königreichen zu heben. Zu dem Ende eröffnete ſie eine Bank zwiſchen Himmel und Erde, und ließ ſich unter dem Namen von Ablaß-Briefen, mit baarer klingender Münze in dieſer Welt, Wechſel auf Ordre bezahlen, welche gerades Weges ins Paradies traſſiret wurden.

„jenes unglückſeligen Cains nach, „aber wohl dem Beyſpiele des gu„ten Abels. Cain wollte niemals „den Zehndten bezahlen, noch auch „in die Meſſe gehen; Abel hin„gegen bezahlte ihn, und zwar „allemal den ſchönſten und beſten; „und er ließ es auch nicht einen „einzigen Tag dran fehlen, in die „Meſſe zu gehen“.

Grotius ſagt bey Gelegenheit ſolcher Zehndten und Schenkungen, wenn die Mönche an die Bedenklichkeit des Tiberius dächten, dergleichen Geſchenke anzunehmen, ſollten ſie ſich in ihr Herz hinein ſchämen.

34) Die Päbſte haben mit ihren lächerlichen Anſprüchen auf America das Exempel der räuberiſchen Ungerechtigkeit gegeben, und dadurch alle die Ungerechtigkeiten, welche die Chriſten daſelbſt ausgeübt haben, für rechtmäßig erkläret.

Eines Tages, da man in der Kammer der Gemeinen über die Frage ſtritt, ob die und die an den Gränzen von Canada gelegene Gegend wohl den Franzoſen gehören ſollte, ſtand eines von den Gliedern des Hauſes der Gemeinen auf, und ſagte: „Dieſe Frage, „meine Herren, iſt um deſto be„denklicher, weil die Franzoſen ſo „gut, wie wir, völlig überzeuget „ſind, daß dieſes Gebiete den Lan„des-Eingebohrnen nicht gehöre.“

Wenn man nun ſieht, daß in allen Jahrhunderten die Prieſterſchaft die Tugend beſtändig der Begierde nach Reichthum aufopfert; wenn man die Geſchichte der Päbſte, ihrer Staats-Kunſt, ihrer Ehrſucht, ihrer Sitten, mit einem Wort ihres ganzen Verhaltens ſtudirt, und ſie ſo ſehr anders befindet, als ſie vom Evangelium vorgeſchrieben iſt: wie kann man ſich vorſtellen, daß die Oberhäupter dieſer Religion ſie für etwas anders gehalten hätten, als für ein Mittel, Eingriffe in die weltliche Macht und in die irdiſchen Schätze zu thun 35)? Aus den Sitten und aus dem Betragen der Mönche, der Geiſtlichkeit und der Päbſte kann, meinen Gedanken nach, ein Reformirter zur Rechtfertigung ſeines Glaubens, und zum Vortheile der Nationen, gar leicht darthun, daß das Pabſtthum nie etwas beßres, als eine menſchliche Stiftung, geweſen iſt. Allein warum ſind die verſchiedentlichen Religionen bisher bloß local, warum ſind ſie nur an gewiſſe Gegenden gebunden geweſen? Sollte es nicht möglich ſeyn, ſich eine Religion zu denken, die allgemein werden könnte?

Drey-

35) Nach dergleichen Factis mögen ſich die Papiſten meinethalben noch immerhin der großen Vollkommenheit berühmen, zu der es, ihre Religion in den Sitten bringen ſoll; ſie werden keine Proſelyten machen. Sollen uns aber die Augen über dieſes Vorgeben der Papiſten aufgehen; ſo befrage man ſich nur bey ſich ſelbſt, was bey der Wiſſenſchaft der Moral der eigentliche Zweck ſeyn ſolle? Man ſieht leicht, es könne kein andrer ſeyn, als die allgemeine Glückſeligkeit; wenn man von Privatleuten Tugenden verlange, ſo geſchehe es deßwegen, weil auf den Tugenden der Glieder die Glückſeligkeit des Ganzen beruht. Man ſieht leicht, das einzige Mittel, die Völker nicht nur aufgeklärt, ſondern auch tugendhaft und beglückt zu machen, ſey kein andres, als daß man durch gute Geſetze das Eigenthum der Bürger ſicher ſtelle; daß man ihrem Fleiß und ihrer Arbeitſamkeit Aufmunterung verſchaffe; daß man ihnen verſtatte, zu denken und ihre Gedanken Andern mitzutheilen. Iſt nun

Dreyzehntes Kapitel.

Von der allgemeinen oder Univerſal-Religion.

Eine Univerſal-Religion läßt ſich nicht anders gründen, als auf ewige und unveränderliche Grundſätze, die ſo gut, wie die geometriſchen Sätze, der ſtrengſten Demonſtrationen fähig, und aus der Natur des Menſchen und der Dinge geſchöpfet ſind. Giebt es wohl ſoche Grundſätze? Und wenn dieſe Grundſätze bekannt ſind, können ſie auch allen Nationen ohne Unterſchied zu Statten kommen? Ja, ganz unſtreitig: und wenn ſich ja noch Abänderungen finden, ſo iſt es doch nur in einigen Anwendungen derſelben auf die verſchiedentlichen Gegenden, worein das Ungefähr die verſchiedenen Völker ſetzt.

Was iſt aber unter den Grundſätzen oder Geſetzen, die ſich für alle Geſellſchaften ſchicken, das vornehmſte und das heiligſte? Nichts anders, als was einem jeden für das Eigenthum ſeiner Güter, ſeines Lebens und ſeiner Freyheit gut ſagt.

nun wohl die papiſtiſche Religion für dergleichen Geſetze die vortheilhafteſte? Sind wohl die Menſchen in Italien und in Portugall wegen ihres Lebens und ihrer Güter beſſer geſichert, als in England? Genießen ſie dort einer größern Freyheit zu denken? Hat die Regierung dort beßre Sitten? Iſt ſie dort minder hart, und folglich deſto ehrwürdiger? Oder beweiſt nicht vielmehr im Gegentheile die Erfahrung, daß die Lutheraner und die Calviniſten in Deutſchland beſſer regieret werden, und glücklicher ſind, als die Katholiken, und daß die proteſtantiſchen Cantons in der Schweiz reicher und mächtiger ſind, als die papiſtiſchen Cantons? Alſo zweckt die reformirte Religion zuverläßig richtiger auf das gemeine Beſte ab, als die katholiſche; alſo iſt ſie für die Abſicht, welche ſich die Moral zum Ziele ſetzt, unfehlbar vortheilhafter; alſo flößt ſie auch unſtreitig beßre Sitten ein, deren Vortrefflichkeit kein ander Maaß hat, als die Glückſeligkeit der Völker ſelbſt.

Iſt man ein ungewiſſer Eigenthümer ſeines Gutes, ſo pflügt man ſeinen Acker nicht, und man bepflanzt auch ſeinen Weinberg nicht. Durch Hungersnoth wird ſo dann eine Nation in kurzem verheeret und zu Grunde gerichtet. Iſt man ein ungewiſſer Eigenthümer ſeines Lebens und ſeiner Freyheit; ſo iſt der Menſch, weil er immer in Furcht lebt, ohne Muth und ohne Fleiß; er iſt einzig und allein für ſeine perſönliche Erhaltung beſorgt, lebt bloß für ſich, richtet ſeine Ausſichten nie auf das, was außer ſeinem Bezirk iſt, ſtudirt nie die Kenntniß des Menſchen, und giebt weder auf deſſen Begierden, noch auf ſeine Leidenſchaften Acht. Gleichwohl kann man bloß aus dieſer vorläufigen Kenntniß die Kenntniß derer Geſetze ſchöpfen, die dem gemeinen Beſten am meiſten gemäß ſind.

Aus was für einem unglückſeligen Verhängniſſe rührt es denn nun her, daß dergleichen Geſetze, die den Geſellſchaften ſo nothwendig ſind, unter denſelben noch immer unbekannt ſind? Warum hat ſie ihnen denn der Himmel nicht geoffenbart? Der Wille des Himmels, werde ich zur Antwort geben, war, daß der Menſch durch ſeine Vernunft zu ſeiner Glückſeligkeit mitwirkend, und in zahlreichen Geſellſchaften 36) das Meiſterſtück einer vortrefflichen Geſetzgebung, ſo gut wie in andern Wiſſenſchaften, die Frucht der Erfahrung und des Genies ſeyn ſollte.

GOtt hat dem Menſchen geſagt, ich habe dich erſchaffen; ich habe dir fünf Sinne gegeben; ich habe dich mit Gedächtniß, und folglich mit Vernunft begabet. Mein Wille iſt geweſen, daß deine Vernunft zuförderſt durch das Bedürfniß geſchärft, ſo dann durch die Erfahrung aufgeklärt wer-

36) Es giebt große Geſellſchaften; es giebt auch kleine. Die Geſetze dieſer letztern ſind einfach, weil ihr Intereſſe einfach iſt; ſie ſind dem Intereſſe der größern Menge gemäß, weil ſie mit Einwilligung aller gemacht werden; ſie werden endlich aufs allergenaueſte beobachtet, weil auf der Beobachtung derſelben die Glückſeligkeit jedes einzelnen Bürgers beruht. Geſunde Vernunft erfindet

werden ſollte, damit ſie dir Nahrung verſchaffte, und dich lehrte, die Erde fruchtbar zu machen, die Werkzeuge zum Feldbau und zur Acker-Arbeit, und mit einem Worte alle die Kenntniſſe, die zu den erſten Bedürfniſſen des Lebens erfoderlich ſind, immer mehr und mehr zur Vollkommenheit zu bringen. Es iſt mein Wille geweſen, daß du dieſe nämliche Vernunft anbauen, und durch dieſelbe zu der Erkenntniß meiner moraliſchen Gebote, dieß heißt, deiner Pflichten gegen die Geſellſchaft, der Mittel, die Ordnung in derſelben aufrecht zu erhalten, kurz zur Erkenntniß der beſten möglichen Geſetzgebung gelangen ſollteſt.

Dieß iſt der einzige Gottesdienſt, zu dem ſich der Menſch nach meinem Willen erheben ſoll; der einzige, der allgemein werden kann; der einzige, der GOtt anſtändig iſt, und der das Siegel von GOtt, und das Siegel der Wahrheit an ſich trägt. Jeder Gottesdienſt von andrer Art trägt das Gepräge des Menſchen, der Betrügerey und der Lügen an ſich. Der Wille eines gerechten und gütigen GOttes iſt, daß die Erdenſöhne glücklich ſeyn, und aller Vergnügungen, die ſich mit dem gemeinen Beſten vertragen, genießen ſollen.

So iſt der wahre Gottesdienſt, der Gottesdienſt, den die Philoſophie den Nationen offenbaren ſoll, beſchaffen. In einer ſolchen Religion giebt es keine andern Heiligen, als die Wohlthäter der Menſchheit, die **Lykurge**, die **Solons**, die **Sidney**, die Erfinder irgend einer neuen Kunſt, irgend eines neuen Vergnügens, welche jedoch beide dem allgemeinen Beſten gemäß ſeyn müſſen; dagegen giebt es auch keine andern Verdammten, als die Uebelthäter gegen die Geſellſchaft, und die milzſüchtigen Feinde ihrer Vergnügungen.

det die Geſetze für kleine Geſellſchaften; das Genie erfindet ſie für große.

Was konnte aber die Menſchen auf den Entſchluß bringen, ſo zahlreiche Geſellſchaften zu errichten? Das Ungefähr; Mangel an Erfahrung, was für Unbequemlichkeiten mit ſolchen Geſellſchaften verknüpfet ſind; endlich auch wohl die Begierde, zu erobern; die Furcht, unter das Joch gebracht zu werden, u. d. gl.

Werden die Prieſter wohl mit der Zeit einmal die Apoſtel einer ſolchen Religion werden? Das verbietet ihnen der Eigennutz. Die Wolken, die ſich über die Grundſätze der Sittenlehre und der Geſetzgebung, (welche ihrem Weſen nach nur eine und eben dieſelbe Wiſſenſchaft ausmachen,) verbreitet haben, ſind in denſelben durch ihre Staats-Kunſt gehäuft worden. Künftighin wird man in den verſchiednen Reichen den Grund zu einer geſunden Moral bloß noch auf die Zertrümmerung der meiſten Religionen erbauen können. Wollte GOtt, die Prieſter wären eines edlen Ehrgeizes fähig geweſen, und hätten die unveränderlichen Geſetze, auf welche man nach dem Willen der Natur und des Himmels das Glück der Geſellſchaft erbauen ſoll, in den weſentlichen Principien des Menſchen aufgeſucht! Wollte GOtt, die Religions-Syſteme könnten das Palladium der gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit werden! Man würde es den Prieſtern gern zur Verwahrung anvertrauen. Dann würden ſie doch einer Ehre und einer Hoheit genießen, die ſich noch auf die allgemeine Erkenntlichkeit gründete. Sie könnten Tag vor Tag bey ſich ſelbſt ſagen: es iſt unſer Werk, daß die Sterblichen glücklich ſind. Aber eine ſolche Hoheit, eine ſo dauerhafte Ehre, deucht ihnen geringſchätzig und verächtlich. O ihr Diener der Altäre! ihr könntet die Abgötter aufgeklärter und tugendhafter Menſchen werden; allein es iſt euch lieber geweſen, über Abergläubige und Sklaven zu gebieten: Bey den guten Bürgern habet ihr euch verhaßt gemacht, weil ihr die Plage der Nationen, das Werkzeug zu ihrem Unglück, und die Zerſtörer der wahren Sittenlehre ſeyd.

Die

37) Shaftesbury gedenkt in ſeinem Schreiben über den Enthuſiaſmus eines Prälaten, der, weil er im katholiſchen Catechiſmus noch nicht Befriedigung genug für ſeine unerſättliche Leichtglaubigkeit gefunden hatte, auf den Einfall gerieth, noch überdieß an die Feyen-Mährchen zu glauben.

Die Sittenlehre, die auf wahren Grundſätzen ruht, iſt die einzige wahre Religion. Sollte es indeſſen Menſchen geben, deren heißhungrige Leichtgläubigkeit 37) ihre Befriedigung anders nicht, als in einer geheimnißreichen Religion fände; ſo mögen doch die Liebhaber des Wunderbaren zum wenigſten ausfindig machen, welche unter den Religionen von dieſer Art diejenige iſt, deren Einführung den Nationen noch am wenigſten ſchädlich ſeyn würde.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Bedingungen, ohne welche eine Religion die Zerſtörerinn des National-Glückes wird.

Eine intolerante Religion, eine Religion, deren Gottesdienſt einen beträchtlichen Aufwand erfodert, iſt unſtreitig eine ſchädliche Religion. In die Länge kann es nicht anders kommen, als daß ihre Intoleranz das Reich entvölkert, und ihr gar zu koſtbarer Gottesdienſt daſſelbe an den Bettelſtab bringt 38). Es giebt katholiſche Königreiche, worinnen man beynahe funfzehn tauſend Klöſter, zwölf tauſend Prioreyen, funfzehn tauſend Capellen, dreyzehn hundert Abteyen, und neunzig tauſend Prieſter zählt, welche gebrauchet werden, in fünf und vierzig tauſend Pfarrkirchen den Gottesdienſt zu verſehen; ja, worinnen man noch überdieſes eine unendliche Menge Abbe's, Seminariſten und Geiſtliche von allerhand Art zählt. Die Total-Summe von ihnen macht

38) Es hat mit dem Pabſtthume die nämliche Bewandtniß, wie mit dem Deſpotiſmus; ſie freſſen alle beide das Land auf, worinnen ſie ſich einmal niederlaſſen. Das ſicherſte Mittel, die Mächte England und Holland zu ſchwächen, wäre, daß man die katholiſche Religion darinnen einführte.

macht zum wenigſten eine Anzahl von dreymal hundert tauſend Menſchen aus. Der Aufwand, den ſie machen *), würde

*) In jedwedem Lande, wo man an die dreymal hundert tauſend Geiſtliche, ſo wohl Pfarrer, als Biſchöffe, Prälaten, Mönche, Prieſter, Domherren u. d. gl. zählen kann, muß jeder Prieſter an Wohnung, Heizung, Nahrung, Kleidung u. ſ. f. eins ins andre gerechnet, den Staat Tag vor Tag zum wenigſten einen halben Laubthaler koſten. Soll nun aber dieſer Unterhalt beſtritten werden, was für ungeheure Summen hebt dann nicht die Prieſterſchaft von einer Nation an liegenden Gründen, an Renten, an Zehndten, an Jahrgehalten, an Meß-Schatzungen, an Errichtungen von Gebäuden, an Ausbeſſerungen von Pfarrhöfen und Capellen, an Garten-Ländereyen, an Aerarien der Pfarreyen und der Brüderſchaften, an Kirchenſchmuck, an Silberwerk, an Almoſen, an Vermiethungen der Kirchenſtühle, an Taufen, an Opfern bey hohen Meſſen, an Trauungen, an Begräbniſſen, an Frohndienſten, an Armenſteuern, an Diſpenſationen, an Honorarien für die Prediger, an Mißionen u. ſ. w.!

Bloß an Zehndten allein zieht die Geiſtlichkeit aus den angebauten Ländereyen eines Königreiches beynah eben ſo viel Producte, als alle Eigenthumsherren in demſelben zuſammen. In Frankreich bringt der Morgen urbaren Landes, der für ſechs bis ſieben Livres verpachtet wird, ungefähr an die zwanzig bis zwey und zwanzig Minots Getreide ein, viere derſelben auf ein Malter gerechnet. Davon erndtet der Prieſter an ſeinem Zehndten zwey Minots ein. Der Werth von dieſen beiden Minots kann, ein Jahr ins andre gerechnet, auf 9 bis 10 Livres geſchätzt werden. Noch nicht genug; der Prieſter erndtet auch noch funfzig Bund Stroh, die auf 6 Livres geſchätzt werden. Nächſtdem den Zehndten vom Hafer und von deſſen Strohe, welches wir zuſammen auf 40 bis 50 Sols ſchätzen wollen. Summa 17 Livres, 10 Sols, die der Prieſter binnen drey Jahren von eben dem Morgen Landes zieht, aus dem der Eigenthumsherr nicht mehr hebt, als 18 bis 21 Livres, von welcher Summe dieſer Eigenthumsherr noch dazu den Zehndten entrichten, ſein Pachthaus im baulichen Weſen erhalten, Schulden, die ihm nicht eingehen, Bankerotte des Pachters übertragen, und die Frohndienſte beſtreiten muß.

Nach dieſer Berechnung urtheile man von dem unermeßlichen Reichthume der Prieſter. — Will man die Anzahl derſelben auf zwey mal hundert tauſend herunterſetzen; ſo würde ſich doch der Unterhalt derſelben noch immer auf ſechs mal hundert tauſend Livres täg-

würde hinlänglich ſeyn, eine Seemacht, und eine furchtbare Armee zu Lande davon zu erhalten. Eine Religion, die einem Staate

täglich, und mithin auf zwey hundert und zehn Millionen jährlich belaufen. Nun denke man, was für eine Flotte, und was für eine Land-Armee könnte man nicht mit dieſer Summe beſolden? Alſo kann ſich eine weiſe Regierung nimmermehr für die Erhaltung einer Religion intereßiren, die ſo geldfreſſend, und den Unterthanen ſo ſehr zur Laſt iſt. In Oeſterreich, in Spanien, in Bayern, und vielleicht ſo gar in Frankreich, ſind die Prieſter (nach Abzug der Intereſſen, welche an die Rentenirer für vorgeſchoßne Capitalien bezahlet werden müſſen,) reicher, als die Landesherren.

Wie iſt nun dieſem Mißbrauch abzuhelfen? Es giebt nur ein einziges Mittel dawider; dieſes iſt, die Anzahl der Prieſter zu verringern. — Aber es giebt Religionen, (wie denn die katholiſche Religion eine ſolche iſt,) deren Gottesdienſt zu beſtreiten, eine große Menge Prieſter erfodert wird? In ſolchem Falle muß man mit dieſem Gottesdienſt eine Aenderung treffen, und wenigſtens die Anzahl der Sacramente vermindern. Je weniger Prieſter man hat, deſto weniger Capitalien wird man zu ihrem Unterhalte nöthig haben. — Allein dieſe Capitalien ſind heilig, und dürfen nicht angegriffen werden? Warum denn nicht? Etwan deßwegen, weil ſie zum Theile den Armen ſind entriſſen worden, und ihnen widerrechtlich vorenthalten werden? es iſt ja der Geiſtlichkeit bloß die Verwahrung und Verwaltung derſelben aufgetragen und anvertrauet. Alſo kann ſie auch von dieſen nämlichen Gütern weiter nichts abziehen, als die Beſoldungen, die zum Unterhalte der Verwalter unumgänglich nöthig ſind. Ich muß bey dieſer Gelegenheit ſo gar die Anmerkung machen, da der weltlichen Macht vorzüglich obliegt, für die zeitliche Glückſeligkeit der Völker Sorge zu tragen; ſo iſt ſie auch berechtiget, die Verwaltung der Vermächtniſſe, die für Nothleidende ausgeſetzt ſind, ſelber zu übernehmen, und wieder in den Beſitz aller der Capitalien zu treten, welche die Mönche den Armen geſtohlen haben. Aber wie ſollen dann dieſe Capitalien angewendet werden? Man wende ſie aufs genaueſte zum Beyſtande für Nothleidende an, theils durch Almoſen, theils durch Verminderung der Steuern, theils durch Ankaufung kleiner Güter; und dieſe theile man an diejenigen aus, die durch Unglücksfälle und Dürftigkeit um das Ihrige gekommen ſind: ſo macht man ſie dadurch wieder zu nützlichen Bürgern, indem man ihnen ein Eigenthum giebt.

Staate ſo ſehr zur Laſt fällt 39), kann ſchwerlich in die Länge die Religion eines aufgeklärten und geſitteten Reiches bleiben 40). Ein Volk, das ſich derſelben unterwirft, arbeitet nur bloß noch zur Unterhaltung der Ueppigkeit und Bequemlichkeit der Prieſter; und jedermann von den Bürgern iſt weiter nichts, als ein leibeigner Knecht der Prieſterſchaft.

Eine Religion, welche gut ſeyn ſoll, muß nicht viel koſten 41), und tolerant ſeyn. Ihre Geiſtlichkeit muß keine Gewalt über den Bürger haben. Die Furcht vor dem Prieſter erniedrigt den Verſtand und das Herz; jenen macht ſie dumm, und dieſes kriechend. Wollen wir denn die Diener der Altäre immer und ewig mit einem Schwerdte bewaffnen? Wiſſen wir nicht die Barbareyen, die von ihrer Intoleranz ſchon begangen worden ſind? Wie viel Blut hat ſie nicht vergoſſen! der Erdboden wird noch davon getränkt. Soll die Ruhe der Nationen geſichert ſeyn, ſo reicht die bürgerliche Toleranz nicht hin; ſondern der Geiſtliche muß der nämlichen Abſicht

39) Wenn unſre Religion ſo ſehr viel koſtet, ſagen die Papiſten; ſo rührt dieſes daher, weil die Unterweiſungen in derſelben ſo ſehr gehäuft ſind. Das mag ſeyn; aber was iſt denn nun die Frucht von dieſen Unterweiſungen? ſind die Menſchen darum beſſer? Nein. Was ſoll man denn thun, um ſie beſſer zu machen? Man theile den Zehndten aus jedem Kirchſpiel unter die Bauern, die ihre Felder am beſten anbauen und ſich ſonſt durch die tugendhafteſten Handlungen auszeichnen. Die Austheilung dieſes Zehndten wird mehr Arbeiter und rechtſchaffene Menſchen bilden, als die langweiligen Vermahnungen aller Pfarrer.

40) Die Geſchichte von Irland berichtet uns, (man ſehe den 1ſten Band, Seite 303,) daß dieſe Inſel vor Zeiten beſtändig der Gefräßigkeit einer überaus zahlreichen Menge von Geiſtlichen bloßgeſtellt geweſen iſt. Die Poeten genoſſen daſelbſt, als Prieſter des Landes, alle Vortheile, Befreyungen von Abgaben und Privilegien der katholiſchen Prieſter. Sie wurden auf der Inſel ſo gut, wie dieſe letztern, auf Koſten des Publicums ernähret. Die Folge davon war, die Poeten vermehrten ſich dermaaßen, daß Hugh, der damalige König von Irland, die Nothwendigkeit erkannte, ſeine Unterthanen von der drückenden Laſt eines ſo ſehr beſchwerlichen Unterhaltes zu befreyen. Dieſer Prinz liebte ſeine Völker; er war beherzt;

Abſicht auch beytreten. Jedwede Glaubens-Lehre iſt eine Quelle von Zwietracht und Verbrechen, die man unter die Menſchen fließen läßt. Welche Religion iſt wahrhaftig tolerant? Diejenige, die entweder, wie die heidniſche, gar keine Glaubens-Lehre hat, oder die ſich, wie die Religion der Philoſophen, auf eine geſunde und erhabne Moral einſchränkt, welche zweifelsohne mit der Zeit die Religion der ganzen Welt werden wird.

Nächſtdem muß eine Religion ſanft und menſchlich ſeyn;

Ihre Cärimonien müſſen kein trauriges und finſtres Weſen an ſich haben;

Sie muß überall prächtige Schauſpiele, und anmuthige Feſte 42) erblicken laſſen;

Ihr Gottesdienſt muß Leidenſchaften erregen; und zwar ſolche Leidenſchaften, die zum allgemeinen Beſten abzwecken. Die Religion, welche die Leidenſchaften erſtickt, erzeugt wohl Tala-

beherzt; er wagte es, die Prieſter auszurotten, oder doch wenigſtens die Anzahl derſelben aufs äußerſte herunter zu ſetzen; und es gelang ihm.

In Penſylvanien giebt es keine, von der Regierung eingeführte Religion; jeder nimmt daſelbſt eine Religion an, was für eine ihm beliebt. Da koſtet der Prieſter den Staat nichts; ſind die Einwohner der Hülfe eines Prieſters benöthiget, ſo mögen ſie ſich mit einem verſehen, und zu dieſer Abſicht in Gemeinſchaft mit Andern das Ihrige zu ſeinem Unterhalte beytragen. Der Prieſter lebt da, wie der Negociant, auf Koſten deß, der conſumirt. Wer keinen Prieſter hat, und von dergleichen Waare nicht conſumirt, der hat auch nichts zu bezahlen. Penſylvanien iſt ein Muſter, welches nachzuahmen, nicht undienlich ſeyn dürfte.

41) Selbſt Numa hatte nicht mehr als vier veſtaliſche Jungfrauen, und eine ſehr kleine Anzahl von Prieſtern verordnet.

42) „Zwiſchen der heidniſchen „Religion und der papiſtiſchen finde ich“, ſagte ein Engländer, „gerade eben ſo einen Unterſchied, „wie zwiſchen dem Albano und „dem Calot. Der Name des erſtern erinnert mich immer an das „anmuthige Gemälde von der Geburt der Venus, der Name des „andern aber an das groteske Gemälde von der Verſuchung des „heiligen Antonius“.

Talapoinen, Bonzen, und Braminen, aber niemals Helden, niemals berühmte Männer und große Weltbürger.

Iſt eine Religion heiter und fröhlich; ſo ſetzt ihre Fröhlichkeit ein edles Vertrauen auf die Güte des höchſten Weſens voraus. Warum will man denn dieſes Weſen zu einem morgenländiſchen Tyrannen machen, und es geringe Fehler mit ewigen Strafen belegen laſſen? Warum will man denn auf ſolche Weiſe den Namen der Gottheit unter die Abbildung des Teufels ſetzen? Warum will man die Seelen unter dem Gewichte der Furcht erdrücken, ihre Triebfedern zerrütten, und einen Anbeter JEſu zum kriechenden und kleinmüthigen Sklaven machen? Bösartige Menſchen ſind ſie, die uns GOtt ſo bösartig abmalen. Und was iſt ihre Andacht? Weiter nichts, als ein Deckel für ihre Schandthaten.

Eine Religion entfernt ſich von dem politiſchen Zwecke, den ſie ſich zum Ziele ſetzt, wenn der gerechte, gegen ſeines Gleichen menſchlich handelnde Mann, wenn der Mann, der ſich durch ſeine Talente und Tugenden auszeichnet, nicht der Gnade des Himmels verſichert wird; wenn ihn die Begierde eines Augenblicks, eine Regung des Zornes, oder die Verſäumung einer Meſſe, jemals derſelben berauben kann.

Die himmliſchen Belohnungen dürfen in einer Religion keinesweges der Preis einiger geringfügigen Uebungen ſeyn, welche nur niedrige Ideen vom Ewigen, und falſche Begriffe von der Tugend erregen. Dergleichen Belohnungen müſſen nicht durch Faſten, Haarhemden, blinden Gehorſam und Geißelung erlanget werden.

Wer dergleichen Uebungen unter die Zahl der Tugenden ſetzt, der kann auch die Kunſt zu ſpringen, zu tanzen, ſich auf dem Seile zu ſchwingen, darunter ſetzen. Was geht es die Nationen an, ob ſich ein junger Menſch auspeitſcht, oder ob er den gefährlichen Seiltänzerſprung thut?

Da

43) Die Römer heiligten, unter der Regierung des Numa, der Treue einen Tempel; und die Einweihung dieſes Tempels machte, daß ſie ihren Verträgen einige Zeit lang wirklich getreu blieben.

44) Wer ſo viele Demuth affectirt,

Da man vor Zeiten das Fieber vergöttert hat, warum hat man nicht auch das gemeine Beſte vergöttert? Warum hat dieſe Gottheit noch immer nicht ihren Dienſt, ihren Tempel und ihre Prieſter 43)? Kurz, aus welchem Grunde will man denn aus der Verläugnung ſein ſelbſt eine erhabne Tugend machen? Die Menſchenliebe iſt an dem Menſchen die einzige wirklich erhabne Tugend; ſie iſt die vornehmſte, und vielleicht die einzige, welche die Religionen den Menſchen einflößen ſollten; ſie begreift faſt alle andern Tugenden unter ſich.

Wenn man im Kloſter große Ehrerbietung für die Demuth heegt, ſo mag man das immerhin thun; ſie begünſtigt die klöſterliche Niederträchtigkeit und Faulheit 44). Soll aber darum dieſe Demuth die Tugend eines Volkes ſeyn? Mit nichten: edler Stolz iſt von jeher die Tugend eines berühmten Volkes geweſen. Die Verachtung, welche die Griechen und die Römer für ſklaviſche Völker heegten, und das richtige und ſtolze Gefühl ihrer Kräfte und ihres Heldenmuthes war es, was ihnen, mit Beyhülfe ihrer Geſetze, die ganze bewohnte Welt unterwürfig machte. Der Stolz, wird man einwenden, feſſelt den Menſchen an die Erde. Recht gut; alſo hat der Stolz doch ſeinen Nutzen. Die Religion mag doch ja bey dem Menſchen nicht die Anhänglichkeit am Irdiſchen beſtreiten; lieber möchte ſie dieſelbe in ihm verſtärken; möchte ſich doch jeder Bürger das Glück, die Ehre und die Macht ſeines Vaterlandes angelegen ſeyn laſſen; möchte doch die Religion eine Lobrednerinn jeder That ſeyn, die das Beſte der größten Menge Menſchen befördert; möchte ſie doch jede nützliche Stiftung heiligen, und dieſelbe nie zerſtören! Möchte doch das Intereſſe der geiſtlichen und der weltlichen Macht eins, und immer einerley ſeyn; möchten doch dieſe beiden Mächte, wie vor Zeiten zu Rom, in den Händen der obrig-

fectirt, und ſich ſchon frühzeitig angewöhnt, das Leben auf Erden als eine Pilgrimſchaft zu betrachten, aus dem wird nie etwas beſſeres werden, als ein Mönch, und zum Glücke der Menſchheit wird er in ſeinem Leben nichts beytragen. —

obrigkeitlichen Perſonen vereiniget werden 45)! Möchte doch die Stimme vom Himmel künftighin die Stimme des gemeinen Beſten ſeyn, und die Orakel-Sprüche der Götter jedes Geſetz beſtätigen, das dem Volke zum Vortheile gereicht!

Funfzehntes Kapitel.

Welche unter den falſchen Religionen dem Glücke der Menſchen am unſchädlichſten geweſen ſind?

Die erſte Religion, auf die ich mich berufe, iſt die heidniſche. Allein zu der Zeit, da dieſe vermeyntliche Religion eingeführt wurde, war ſie eigentlich nichts andres, als das Syſtem der Natur in einer Allegorie. **Saturnus** war die Zeit, **Ceres** die Materie, **Jupiter** der erzeugende Geiſt 46). Alle Fabeln der Mythologie waren bloß die Sinnbilder von einigen Principien der Natur. Wenn man auch die

45) Die Vereinigung beider Mächte, der geiſtlichen und der weltlichen, ſagt man, würde in den Händen eines Deſpoten gefährlich werden; das glaube ich ſelbſt. Ueberhaupt bekümmert ſich jedweder Deſpote, weil er einzig und allein mit Eiferſucht auf die Befriedigung ſeiner eigenſinnigen Grillen bedacht iſt, wenig oder gar nicht um das National-Glück; die Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen iſt ihm gleichgültig. Er würde ſich oft genug der geiſtlichen Macht bedienen, ſeine grillenhaften Einfälle und ſeine Grauſamkeiten zu rechtfertigen. Allein dieſe ſchlimme Bewandtniß würde es keinesweges haben, wenn man dieſe Macht bloß der geſammten Obrigkeit in Corpore anvertraute.

46) Warum war Jupiter das letzte von den Kindern des Saturnus? Deßwegen, weil die Ordnung und die Zeugung, als Nachfolger des Chaos und der Unfruchtbarkeit, nach der Meynung der Philoſophen die letzte Frucht der Zeit waren. Warum war Jupiter, als der erzeugende Geiſt, der Gott der Luft? Deßwegen, ſagten dieſe Philoſophen, weil die Vegetabilien, die Foßilien, die Mineralien, die Thiere, (mit einem Wort alles, was exſiſtirt,) ausdunſten, ausduften, verweſen, und die Luft mit flüchtigen Principien anfüllen. Wann dieſe Principien durch das Sonnen-Feuer erhitzet werden und in Bewegung gerathen, alsdann muß die Luft die

die Mythologie als Religions-Syſtem betrachtet; war es denn ſo gar ungereimt *), die verſchiedentlichen Eigenſchaften der Gottheit unter verſchiednen Namen zu verehren?

Wen betete man in den Tempeln der **Minerva**, der **Venus**, des **Mars**, des **Apollo** und der **Fortuna** wohl an? Den **Jupiter**, und zwar wechſelsweiſe bald als weiſe, bald als ſchön, bald als ſtark, bald als die Welt erleuchtend und befruchtend betrachtet. Iſt es wohl vernunftmäßiger, unter den Namen eines heiligen **Euſtachius**, eines heiligen **Martinus**, oder eines heiligen **Roch**, dem höchſten Weſen Kirchen zu bauen? — Aber die Heiden beugten vor den hölzernen oder ſteinernen Bildſäulen ihre Knie? Die Katholiken thun deßgleichen: und darf man nach den äußerlichen Zeichen urtheilen; ſo haben ſie oftmals mehr Ehrfurcht vor ihren Heiligen, als vor dem Ewigen.

Im Uebrigen will ich gern zugeben, daß die heidniſche Religion wirklich die ungereimteſte geweſen ſey. Es iſt Unrecht

die Salze und die Lebensgeiſter, welche ſie aus der Fäulniß bekommen hat, zu neuen Zeugungen aufwenden. Die Luft, als das einige Principium der Zeugung und der Verweſung, war alſo nach der Vorſtellung, die ſie ſich davon machten, ein unermeßlicher Ocean, der von zahlreichen und verſchiedentlichen Principien in Bewegung geſetzt ward. In der Luft ſchwammen, nach ihren Gedanken, die Saamen aller Weſen, die immer bereit waren, ſich fortzupflanzen, und die zu dem Ende nur auf den Augenblick warteten, wo ſie das Ungefähr einer ihnen angemeßnen Zeugemutter (matrix) anvertraute. Die Atmoſphäre war, in ihren Augen, immer lebendig, immer mit auflöſender Säure (Acidum) zum Freſſen, und mit Keimen zum Schwängern beladen; ſie war der weitläuftige Recipient aller Lebens-Principien.

Die **Titanen** und **Janus** waren, nach der Meynung der Alten, ebenfalls das Sinnbild vom Chaos; ſo wie **Venus** oder **Amor** das Sinnbild der anziehenden Kraft, eines Principiums, deſſen Frucht die Ordnung und die Harmonie des Weltgebäudes iſt.

*) Wir erſtaunen itzt über die Ungereimtheit der heidniſchen Religion. Ueber die Ungereimtheit der papiſtiſchen Religion wird die Nachwelt dereinſt noch weit mehr erſtaunen.

recht von einer Religion, wenn ſie ungereimt iſt; ihre Ungereimtheit kann die verderblichſten Folgen haben. Unterdeſſen iſt dieſes Unrecht eben nicht unter allen das größte; und wenn ihre Grundſätze nur nicht gänzlich auf die Zerſtörung der öffentlichen Glückſeligkeit abzielen, wenn ſich ihre Maximen nur mit den Geſetzen und dem allgemeinen Nutzen vertragen; ſo iſt ſie immer noch unter allen die unſchädlichſte.

Und von dieſer Beſchaffenheit war die heidniſche Religion. Den Anſchlägen eines patriotiſchen Geſetzgebers hat ſie niemals Hinderniſſe in den Weg gelegt. Sie hatte keine Glaubens-Lehren, und war folglich auch menſchlich und tolerant. Da war kein Zank, kein Krieg unter ihren Anhängern, dem nur die geringſte Aufmerkſamkeit der obrigkeitlichen Perſonen nicht hätte vorbeugen können. Ueberdieß erfoderte ihr Gottesdienſt keine große Anzahl von Prieſtern, und ward auch dem Staate nicht nothwendiger Weiſe zur Laſt.

Die Lares und Hausgötter waren zur täglichen Andacht der Privat-Leute hinlänglich. Zur National-Andacht reichten einige in großen Städten erbaute Tempel, einige Collegien von Prieſtern, einige prächtige Feſte zu. Dieſe Feſte wurden zu ſolchen Zeiten gefeyert, wenn die Arbeiten beym Feldbau vollendet waren, daß die Landleute Muße hatten, ſich in die Städte zu verfügen; und ſie wurden für ſie zu Luſtbarkeiten. Wenn nun auch gleich dieſe Feſte noch ſo herrlich waren, ſo waren ſie doch ſelten, und koſteten folglich nicht viel. Mithin hatte die heidniſche Religion ihrem Weſen nach keine einzige von den Unbequemlichkeiten des Pabſtthums.

Außerdem war auch dieſe Religion der Sinnen für Menſchen am meiſten gemacht; ſie ſchickte ſich am meiſten dazu, diejenigen ſtarken Eindrücke zu erzeugen, welche der Geſetzgeber bey ihnen erregen zu können manchmal vonnöthen hat. Die Einbildungskraft wurde durch ſie immer in Thätigkeit erhalten; ſie machte daher der Poeſie die ganze Natur unterwürfig, belebte alle Theile des Weltgebäudes, und beſeelte alles. Der Gipfel der Gebirge, der Umfang der Ebnen, die Dicke der Wälder, die Quelle der Bäche, die Tiefe der

Seen wurden durch ſie mit **Oreaden**, mit **Faunen**, mit **Napäen**, mit **Hamadryaden**, mit **Tritonen** und mit **Nereiden** bevölkert. Die Götter und Göttinnen lebten in Geſellſchaft mit den Sterblichen, nahmen Theil an ihren Feſten, an ihren Kriegen, an ihren Liebeshändeln. **Neptunus** gieng zum Könige von Aethiopien zur Abendmahlzeit. Die Schönen und die Helden ſetzten ſich unter den Göttern nieder. **Latona** hatte ihre Altäre; der vergötterte **Herkules** vermählte ſich mit der **Hebe**. Die minder berühmten Helden bewohnten die Gefilde und Gebüſche des Elyſiums. Dieſe Gefilde, die nachher durch die glühende Einbildungskraft des Propheten verſchönert wurden, der die **Houris** hinein verſetzte, waren der Aufenthalt der berühmten Krieger und der großen Männer aus allen Ständen. **Achilles, Patroklus, Ajax, Agamemnon**, und alle die Krieger, die vor den Mauern von Troja kämpften, beſchäfftigten ſich da noch immer mit ſoldatiſchen Uebungen; da prieſen auch die **Pindar** und die **Homer** noch immer die olympiſchen Spiele und die großen Thaten der Griechen.

Die Art von Uebung und von Geſange, die auf Erden das Geſchäfte der Helden und der Dichter ausgemacht, mit einem Wort, alle die Neigungen, die ſie hier angenommen hatten, folgten ihnen auch in die Unterwelt. Ihr Tod war eigentlich weiter nichts, als eine neue Fortſetzung ihres Lebens.

Was muß nun wohl, dieſe Religion vorausgeſetzt, das lebhafteſte Verlangen der Heiden, und was konnte ihr mächtigſtes Intereſſe ſeyn? Nichts andres, als ihrem Vaterlande mit ihren Talenten, mit ihrer Herzhaftigkeit, mit ihrer Redlichkeit, mit ihrer Großmuth und ihren übrigen Tugenden zu dienen. Es war ihnen daran gelegen, ſich denenjenigen theuer und werth zu machen, bey denen ſie in der Unterwelt nach ihrem Tode fortfahren ſollten zu leben. Dieſe Religion erſtickte ſo wenig den Enthuſiasmus, den eine weiſe Geſetzgebung zur Bildung der Tugend und der Talente erweckt, daß ſie ihn vielmehr noch lebhafter machte. Die alten Geſetzgeber waren von dem Nutzen der Leidenſchaften überzeuget, und

ließen es ſich gar nicht in die Gedanken kommen, ſelbige zu erſticken. Was kann man bey einem Volke, das keine Begierde hat, finden? Etwann Handelsleute, Feldherren, Soldaten, gelehrte Männer, erfahrne Miniſter? Nichts weniger; aber wohl Mönche.

Ein Volk ohne geſchäfftigen Fleiß, ohne Muth, ohne Reichthum, ohne Wiſſenſchaft, iſt zum Sclaven von jedwedem Nachbar gebohren, der Kühnheit genug beſitzt, ihm Feſſeln anzulegen. Leidenſchaften ſind den Menſchen unentbehrlich; und die heidniſche Religion löſchte das geheiligte und belebende Feuer derſelben in ihnen nicht aus. Die Religion der Scandinavier, die eben nicht viel anders war, als die Religion der Griechen und der Römer, trieb vielleicht die Menſchen noch kräftiger zur Tugend an. Dieſer Völker Gott war der Ruhm. Von dieſem Gott allein erwarteten die Bürger ihre Belohnung. Jedweder wollte der Sohn des Ruhmes ſeyn. Jedweder verehrte an den Barden die Verwalter der Ehre und die Prieſter im Tempel des Ruhms *). Das Schweigen der Barden war den Kriegern, und ſelbſt den Fürſten furchtbar. Verachtung war das Loos eines jeden, der kein Sohn des Ruhms war. Die Sprache der Schmeicheley war den Poeten damals unbekannt. Sie hatten ſich, als ſtrenge und unbeſtechbare Einwohner eines freyen Landes, noch nicht durch die kriechende Niedrigkeit ihrer Lobſprüche verächtlich gemacht. Keiner von ihnen hätte ſich unterſtanden, einen Namen zu preiſen, den nicht die öffentliche Hochachtung bereits hätte geheiligt gehabt. Wer dieſe Hochachtung erlangen ſollte, der mußte dem Vaterlande ſchon Dienſte geleiſtet haben. Die religiöſe und lebhafte Begierde nach einem unſterblichen Ruhme feuerte alſo die Menſchen an, ſich durch ihre Talente und Tugenden hervorzuthun. Was für Vorzüge könnte nicht eine ſolche Religion, die übrigens reiner wäre, als die heidniſche, einer Nation verſchaffen!

Aber

*) Der Vorzug, den dieſe Religion vor andern hat, iſt ganz unſchätzbar; ſie belohnt bloß die Talente und die Handlungen, die dem Vaterlande nützlich ſind; und

bey

Aber wie iſt dieſe Religion in einer Geſellſchaft einzuführen, die ſchon eingerichtet iſt? Man weis, wie ſehr das gemeine Volk an ſeinem Gottesdienſt, und an den Göttern klebt, die es gegenwärtig einmal hat. Wie iſt es möglich, den einmal angenommenen Meynungen in dieſem Stück eine andre Wendung zu geben?

Die Mittel hierzu ſind vielleicht nicht ſo ſchwer, als man denkt. Wenn unter einem Volke die Vernunft geduldet wird, ſo wird dieſe die Religion des Ruhms wohl an die Stelle jeder andern ſetzen. Und ſetzte ſie auch an deren Stelle nur den Deiſmus, wie viel Gutes würde ſie nicht ſchon dadurch der Menſchheit thun! Allein würde ſich auch die Verehrung, die man der Gottheit leiſtete, lange bey ihrer Reinigkeit erhalten? Das Volk iſt ſinnlich und plump; ſeine Religion iſt Aberglaube. Die Tempel, die man anfänglich dem Ewigen gebauet hätte, würden gar bald ſeinen verſchiedentlichen Vollkommenheiten geheiligt werden; und aus dieſen würde die Unwiſſenheit lauter beſondre Götter machen. Möchte ſie doch; und in ſo weit mag ihr die Obrigkeit immerhin ihren Willen laſſen. Hat ſie es aber bis dahin getrieben, ſo laſſe ſich nur eben dieſe Obrigkeit angelegen ſeyn dem Gange der Unwiſſenheit, und beſonders des Aberglaubens, ſeine Richtung zu geben, und ihn nie aus den Augen zu verlieren; ſie gebe genau Achtung, was für eine Geſtalt der Aberglaube annimmt; ſie widerſetze ſich der Einführung jeder Glaubens-Lehre und aller Grundſätze, die den Grundſätzen einer guten Sitten-Lehre, dieß heißt, dem allgemeinen Nutzen, entgegen ſind.

Jeder Menſch hält eifrig über ſeine Ehre. Vereinigt eine obrigkeitliche Perſon, wie ehedem in Rom, das doppelte Amt eines Senators und eines Dieners der Altäre in ſich allein

bey den andern iſt das Paradies bloß eine Belohnung des Faſtens, der einſamen Lebensart, der Caſteyung, und andrer eben ſo thörichter, als für die Geſellſchaft unnützer Tugenden.

lein 47); ſo wird bey ihm der Prieſter allemal dem Senator, und die Religion dem Glücke des Publicums untergeordnet ſeyn.

Der Abbe de Saint-Pierre hat ſchon geſagt: „der „Prieſter kann anders nicht wirklich Nutzen ſchaffen, als „wenn er ein Beamter der Sittenlehre iſt“. Aber wer kann nun wohl dieſem edlen Geſchäffte beſſer vorſtehen, als die Obrigkeit? Wer kann beſſer, als ſie, nicht nur die Bewegungsgründe des allgemeinen Intereſſe, auf welche ſich die beſondern Geſetze gründen, ſondern auch die Unauflöslichkeit des Bandes einſchärfen, welches das Glück der einzelnen Bürger an das allgemeine Glück der ganzen Geſellſchaft verknüpft?

Wie viel Gewalt würde nicht eine moraliſche Unterweiſung, die von einem Senat ertheilet wäre, über die Gemüther haben! Mit wie viel Achtungsbezeigungen würden nicht die Völker die Ausſprüche deſſelben annehmen? In der That läßt ſich einzig und allein von dem geſetzgebenden Corpus eine wohlthätige Religion erwarten, die auch übrigens wenige Koſten machen, tolerant ſeyn, keine andern als große und edle Begriffe von der Gottheit enthalten, nichts, als Liebe zu Talenten und Tugenden, in den Herzen entzünden, und kurz, ſo gut wie die Geſetzgebung, bloß die Glückſeligkeit der Völker zum Zweck haben würde.

Man

47) Die Vereinigung der weltlichen und geiſtlichen Mächte in einerley Händen iſt etwas unumgänglich Nöthiges. Man hat wider das geſammte Corpus der Prieſterſchaft noch nichts gethan, wenn man es bloß gedemüthigt hat. Wer es nicht ganz vernichtet, der unterbricht zwar das Anſehen deſſelben auf eine zeitlang, aber er zerſtört es noch nicht. Ein Corpus, eine ausgebreitete Geſellſchaft iſt unſterblich; ein einziger vortheilhafter Umſtand, das Vertrauen eines Fürſten, eine Bewegung im Staat, iſt hinreichend, ihm ſeine vorige Gewalt aufs neue in die Hände zu geben. Alsdann tritt es wieder hervor, und zwar mit einer Macht gewaffnet, die um deſto fürchterlicher iſt, weil es die Urſachen ſeiner bisherigen Erniedrigung kennt, und ſich nun um deſto mehr angelegen ſeyn läßt, dieſelben zu zerſtören. Die Geiſtlichkeit in England hat heut

zu

Man bekleide nur einſichtsvolle obrigkeitliche Beamte mit der weltlichen und geiſtlichen Macht zugleich, ſo wird gewiß jeder Widerſpruch zwiſchen Religions- und patriotiſchen Vorſchriften verſchwinden; alle Bürger werden einerley Grundſätze der Sitten-Lehre annehmen, und ſich einerley Begriff von einer Wiſſenſchaft bilden, bey welcher ſo ungemein viel daran gelegen iſt, daß alle und jede gleich gut darinnen unterrichtet ſeyen.

Vielleicht können noch verſchiedne Jahrhunderte verflieſſen, ehe die Zeit in den falſchen Religionen die Veränderungen zu Stande bringt, welche das Glück der Menſchheit erfodert. Und wie wird es bis zu dieſem Augenblicke gehen? Ungefähr ſo: die Menſchen werden von der Sitten-Lehre bloß verwirrte Begriffe haben; ſolche Begriffe, die ſie der verſchiedentlichen Lage ihrer Umſtände, und dem Ungefähr zu danken haben, welches niemals zween Menſchen ganz genau in die nämliche Zuſammenkunft von Umſtänden ſetzen, und es ihnen alſo niemals möglich machen wird, einerley Unterweiſungen zu genießen, und einerley Begriffe zu erlangen. Daraus ziehe ich den Schluß, daß die dermalige Ungleichheit, die man zwiſchen dem Verſtande der verſchiednen Menſchen gewahr wird, keinesweges als ein Beweis ihrer ungleichen Tüchtigkeit, Verſtand zu haben, betrachtet werden könne.

zu Tage keine Macht; aber vernichtet iſt ſie darum nicht. Wer kann alſo gut dafür ſagen, ſagte ein gewiſſer Lord, daß dieſes Corpus, wenn es wieder zu ſeinem ehemaligen Anſehen gelangen ſollte, nicht auch ſeinen vormaligen Grimm wieder hervorſuchen, und dereinſt wieder eben ſo viel Blut vergießen werde, als es ſchon ſonſt hat fließen laſſen? Einer der wichtigſten Dienſte, welcher Frankreich geleiſtet werden könnte, würde ſeyn, wenn man einen Theil von den gar zu beträchtlichen Einkünften der Geiſtlichkeit zu Tilgung der National-Schulden anwendete. Was könnten denn die Geiſtlichen ſagen, wenn man gegen ſie, für ihre Perſonen, billig handelte, wenn man ſie auf Lebenszeit beym völligen Nießbrauch ihrer Pfründen ließe, und dieſelben erſt bey ihrem Ableben einzöge? Und was wäre es denn für Schade, daß man eine ſolche Menge Güter endlich einmal wieder in Umlauf brächte?

Zweyter Abſchnitt.

Die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, haben alle, einer wie der andre, eine gleichgute Anlage zum Verſtande.

Erſtes Kapitel.

Wir bekommen alle unſre Ideen durch die Sinnen; dem zu folge hat man den Verſtand immer für eine Wirkung der mehr oder minder großen Feinheit der Organiſation gehalten.

Wenn uns Locke die Augen aufgethan hat, und wir nun wiſſen, daß wir den Empfindungswerkzeugen der Sinnen unſre Ideen, und folglich auch unſern Verſtand zu danken haben; wenn wir die Unterſchiede ſo wohl an den Empfindungswerkzeugen, als an dem Verſtande der verſchiedentlichen Menſchen wahrnehmen; ſo müſſen

*) Mittelſt der Analogien gelangt man zuweilen zu den wichtigſten Entdeckungen; allein in was für Fällen muß man ſich an dem Beweiſe der Analogien begnügen? So bald es nicht möglich iſt, andre Beweiſe zu haben. Dieſe Art von Beweis iſt oftmals betrüglich. Weil man immer geſehen hat, daß ſich die Thiere durch Begattung der Männchen mit den Weibchen vermehren; ſo ſchließt man hieraus, dieß ſey die einzige Art und Weiſe, wie ſich die Thiere fortpflanzen könnten. Und ſoll uns unſer Irrthum ja benommen werden; ſo müſſen erſt ſcharfe und pünctliche Beobachter eine Blattlaus in ein Glas ſperren, müſſen Polypen von einander ſchneiden, und durch oft wiederholte Erfahrungen darthun, daß es in der Natur noch andre Arten gebe, wie ſich die Thiere fortzeugen können.

**) Einige Aerzte, (unter andern Lauſel von Magny,) haben geſagt, die ſtärkſten und beherz-

ſen wir daraus gemeiniglich die Folgerung ziehen, die Ungleichheit an dem Verſtande verſchiedner Menſchen ſey eine Folge von der ungleichen Feinheit ihrer Sinnen.

Eine Meynung, die ſo viel Wahrſcheinlichkeit vor ſich hat, und die dem, was wirklich geſchieht, ſo ſehr analogiſch *) oder gleichförmig iſt, wird natürlicher Weiſe um deſto allgemeiner angenommen werden, je mehr ſie die Trägheit der Menſchen begünſtigt, und je mehr ſie ihnen die Mühe einer Unterſuchung erſpart, die keinen Vortheil bringt.

Wenn indeſſen Erfahrungen vom Gegentheile bewieſen, daß ſich die Ueberlegenheit am Verſtande keinesweges in ihrem Maaße nach der mehr oder minder großen Vollkommenheit der fünf Sinnen richtet; ſo dürfte man ſich wohl gezwungen ſehen, die Erklärung dieſes Phänomenons in einer andern Urſache zu ſuchen.

Die Gelehrten theilen ſich heut zu Tage in ihren Meynungen über dieſen Gegenſtand in zwo Parteyen. Einige ſagen, **der Verſtand iſt die Wirkung einer gewiſſen Art von Temperament und innerlicher Organiſation**: jedoch hat bisher noch keiner durch eine Reihe von Beobachtungen die Art von Empfindungswerkzeuge, von Temperament, oder von Nahrung beſtimmet, die den Verſtand erzeugen ſoll **). Mithin läuft dieſe ſchwankende und unerweisliche Behauptung

herzteſten Temperamente wären auch die geiſtreichſten. Gleichwohl hat man einen Racine, einen Boileau, einen Paſcal, einen Hobbes, einen Toland, einen Fontenelle u. d. gl. niemals unter den ſtarken und beherzten Männern nennen hören. Andre haben behauptet, die Gallſüchtigen und Blutreichen (cholerici und ſanguinei) wären nicht nur die Witzigſten, ſondern auch zugleich am wenigſten einer anhaltenden Aufmerkſamkeit fähig: allein kann man wohl unfähig zur Aufmerkſamkeit, und dennoch zugleich mit großen Talenten begabet ſeyn? Meynet man wohl, daß Locke und Newton jemals ohne Anſtrengung zu ihren erhabnen Entdeckungen gelanget wären?

Einige haben bemerket, daß der Tiefſinnige und der Geiſtreiche ordentlicher Weiſe melancholiſch wäre. Sie haben aber nicht wahrgenommen, daß ſie an ihm die Wirkung für die Urſache annahmen; daß der Geiſtreiche nicht deßwe-

auf weiter nichts hinaus, als auf den Satz: **der Verſtand iſt die Wirkung einer unbekannten Urſach oder einer verborgnen Eigenſchaft** (qualitas occulta), **der ich den Namen Temperament oder Organiſation beylege.**

Quintilian, Locke und ich ſagen:

Die Ungleichheit an dem Verſtande der verſchiednen Menſchen iſt die Wirkung einer bekannten Urſach; und dieſe Urſach iſt keine andre, als die Verſchiedenheit der Erziehung.

Hätte man die erſtre von dieſen beiderley Meynungen für richtig erklären wollen; ſo hätte man durch wiederholte Erfahrungen darthun müſſen, daß Ueberlegenheit am Verſtande wirklich das Eigenthum dieſer oder jener Art von Empfindungswerkzeug und Temperamente ſey. Aber dergleichen Erfah-

deßwegen, weil er melancholiſch war, geiſtreich, ſondern deßwegen melancholiſch wäre, weil ihn die Angewöhnung zum Nachdenken melancholiſch machte.

Verſchiedne Andre haben den Verſtand von der Beweglichkeit der Nerven hergeleitet; aber die Weiber werden doch überaus lebhaft gerührt: alſo müßte ihnen auch wohl die Beweglichkeit der Nerven eine große Ueberlegenheit am Verſtande vor den Männern geben. Und haben ſie denn dem zu folge mehr Verſtand? Keinesweges. Was für einen deutlichen Begriff ſoll man ſich auch übrigens von dieſer mehr oder minder großen Beweglichkeit der Nerven machen?

*) Locke hatte dieſe Wahrheit zweifelsohne bemerket, wenn er da, wo er von der ungleichen Fähigkeit der Verſtandeskräfte ſprach, keinen ſo großen Unterſchied unter ihnen wahrzunehmen glaubte, als man ſich insgemein einbildet. „Ich glaube", (ſagt er im zweyten Theile ſeines Werkes von der Erziehung,) „ich könne mit gu„tem Grunde für gewiß behaup„ten, daß es unter hundert Men„ſchen mehr als neunzig giebt, die „das, was ſie ſind, (ſie mögen „nun gut oder böſe, der Geſellſchaft „nützlich oder ſchädlich ſeyn,) „durch die Erziehung ſind, die ſie „bekommen haben. Von der Er„ziehung rührt die große Verſchie„denheit her, die man unter ih„nen wahrnimmt. Die gering„ſten und unmerklichſten Eindrü„cke, die wir in unſrer Kindheit „bekommen, haben ihre Folgen, „die von großer Wichtigkeit und „von langer Dauer ſind. Es geht „mit dergleichen erſten Eindrücken, „wie mit einem Fluſſe, deſſen Ge„wäſſer

Erfahrungen ſollen erſt noch gemacht werden. Hieraus iſt es alſo offenbar: wenn ſich aus den Grundſätzen, die ich angenommen habe, die Urſache von der Ungleichheit des Verſtandes verſchiedner Menſchen deutlich herleiten läßt; ſo muß man dieſer letztern Meynung nothwendig den Vorzug geben.

Giebt uns eine bekannte Urſach einmal den Grund von dem an, was geſchieht; warum ſoll man es denn einer unbekannten Urſach, einer verborgnen Eigenſchaft beymeſſen, deren Daſeyn nicht nur allemal ungewiß iſt, ſondern auch nichts erklärt, was man nicht auch ohne ſie erklären könnte?

Will man aber darthun, **daß alle die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, einer wie der andre, eine gleichgute Anlage zum Verſtande haben** *); ſo muß man auf das Principium oder die Quelle

„wäſſer man auf ganz entgegen „geſetzten Wegen in verſchiedne „Canäle dergeſtalt leiten kann, daß „das Waſſer durch die unmerkliche Richtung, die es gleich beym „Urſprunge ſeiner Quelle bekömmt, unterſchiedliche Wege „nimmt, und endlich nach Orten „hinläuft, die ſehr weit von einander entlegen ſind. Auf eben „die Weiſe kann man, deucht mich, „die Gemüther der Kinder lenken, nach was für einer Seite „man will“. In dieſer Stelle behauptet zwar Locke freylich nicht ausdrücklich, daß alle die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, einer wie der andre, eine gleich gute Anlage zum Verſtande haben; aber er ſagt doch das, wovon er ſo zu ſagen ein Augenzeuge geweſen war, und was ihn die tägliche Erfahrung gelehret hatte. Dieſer Philoſoph hatte noch nicht alle Kräfte des Verſtandes auf die Fähigkeit, zu empfinden, zurücke geſetzt; ein Principium, woraus ſich dieſe Frage einzig und allein auflöſen läßt.

Quintilian, der mit dem Unterrichte der Jugend ſo lange beſchäfftiget geweſen war, und daher in dieſem Artikel noch mehr praktiſche Kenntniſſe beſaß, als Locke, iſt auch in ſeinen Behauptungen um ſo viel dreiſter. Er ſagt: (Libr. I. Inſtitt. orat.) „Es „iſt ein Irrthum, wenn man „glaubt, es gebe ſo wenig Menſchen, denen die Fähigkeit angebohren wäre, die Begriffe, die „man ihnen beyzubringen ſucht, „recht zu faſſen; wenn man ſich „einbildet, die meiſten verſchwendeten nur ihre Zeit und Mühe, „daß ſie die angebohrne Trägheit „ihres Geiſtes zu überwinden ſuch„ten.

Quelle zurückgehen, woraus der Verſtand entſpringt. Und welche iſt dieſe?

Alles iſt am Menſchen phyſiſches Gefühl. Dieſe Wahrheit habe ich vielleicht im **Diſcours über den Geiſt des Menſchen** nicht genugſam aus einander geſetzt. Was muß alſo hier mein Vorhaben ſeyn? Nach der Strenge zu erweiſen, was ich dort vielleicht nur angedeutet hatte; dieß heißt, darzuthun, daß alle Operationen des Verſtandes aufs Empfinden hinauslaufen. Dieß iſt der Grundſatz, der uns einzig und allein erklärt, wie es zugehe, daß wir unſre Ideen bloß unſern Sinnen zu danken haben; und daß es deſſen ungeachtet, wie die Erfahrung ausweiſt, keinesweges eben die äußerſte Vollkommenheit dieſer nämlichen Sinnen iſt, der wir den mehr oder minder großen Umfang unſers Verſtandes zu danken haben.

Laſſen ſich aus dieſem Grundſatze zweyerley Facta, die dem Anſcheine nach ſo widerſprechend ſind, mit einander vereinigen; ſo werde ich hieraus den Schluß ziehen, daß Ueberlegenheit am Verſtande weder eine Frucht des Temperamentes, noch der mehr oder minder großen Feinheit der Sinnen, noch einer verborgnen Eigenſchaft, ſondern eine Wirkung von einer ſehr bekannten Urſache, der Erziehung, ſey; und daß man endlich einmal an die Stelle ſchwankender, und zum Ueberdruſſe wiederholter Behauptungen in dieſem Puncte, gar füglich ganz genau beſtimmte Begriffe ſetzen könne.

Bevor

„ten. Vielmehr erhellt im Gegentheile, daß die größte Menge von Menſchen gleich gut organiſiret iſt, zu denken, und mit „Geſchwindigkeit und Leichtigkeit „zu behalten. Dieſes Talent iſt „dem Menſchen eben ſo natürlich, „als das Fliegen den Vögeln, das „Laufen den Pferden, und die „Unbändigkeit den wilden Thieren. Das Leben der Seele iſt in „ihrer Thätigkeit und arbeitſamen „Geſchäfftigkeit; dieß hat auch „gemacht, daß man ihr einen „himmliſchen Urſprung beylegte. „Die ſchwerfälligen und zu den „Wiſſenſchaften untüchtigen Geiſter ſind eben ſo wenig der Ordnung der Natur gemäß, als „Mißgeburten und außerordentliche Erſcheinungen. Dieſe letztern

tern

Bevor ich zur umſtändlichen Unterſuchung dieſer Frage ſchreite, glaube ich, es ſey, um die Sache deſto beſſer ins Licht zu ſetzen, und keine Händel darüber mit den Theologen zu bekommen, meine Schuldigkeit, daß ich vor allen Dingen einen Unterſchied zwiſchen dem Verſtand, und demjenigen, was man Seele nennt, feſtſetze.

Zweytes Kapitel.

Unterſchied zwiſchen dem Verſtand und der Seele.

Es giebt keine völlig gleichgeltenden Wörter. Dieſe Wahrheit wiſſen einige nicht; Andre haben ſie vergeſſen: daher hät man den Verſtand und die Seele oftmals mit einander vermenget. Aber was für ein Unterſchied iſt denn zwiſchen ihnen zu machen? und was iſt die Seele? Will man ſie nach der Meynung der Alten, und der erſten Kirchenväter, für eine äußerſt feine und zarte Materie, für das elektriſche Feuer halten, das uns belebt? Oder ſoll ich hier alles wieder aufwärmen, was die verſchiedentlichen Völker, und die unterſchiedlichen Secten der Philoſophen von ihr gedacht haben? Sie machten ſich von ihr doch nur ſchwankende, dunkle und niedrige Begriffe. Die Parſis waren noch die einzigen, die ſich über dieſe Materie mit einer erhabnen Würde erklärten. Hielten ſie bey dem Grabmaal eines großen Mannes eine Leichen-

„tern ſind Seltenheiten. Hieraus ziehe ich den Schluß, daß „ſich bey den Kindern große Hülfsmittel zu ihrer Bildung finden, „die man aber mit den Jahren „aus der Acht, und alſo entwiſchen läßt. Dann iſt aber augenſcheinlich, daß man die Schuld „nicht der Natur, ſondern unſrer Nachläßigkeit beyzumeſſen „habe".

Die Meynung eines Quintilian, die Behauptung eines Locke, welche ſich eben ſo ſehr auf Erfahrung, als auf Beobachtung gründen, und die Beweiſe, deren ich mich bedienet habe, die Wahrheit derſelben darzuthun, müſſen billig, nach meinen Gedanken, dem gar zu übereilten Urtheile des Leſers über dieſen Artikel Einhalt thun.

chen-Rede; ſo ruften ſie aus: „O Erde, o du gemeinſchaft„liche Mutter aller Menſchen, empfang aus dem Leibe dieſes „Helden wieder zurücke, was dir gehört. Laß die wäßrigen „Theile, die in ſeinen Adern enthalten ſind, in den Lüften aus„dünſten, daß ſie im Regen wieder auf die Gebirge herabfal„len, die Bäche anſchwellen, die Ebnen befruchten, und nach „dem Abgrunde der Meere hinſtrömen, von wannen ſie ge„kommen ſind! Das Feuer, das ſich in dieſem Leibe zuſam„men gedrängt hatte, vereinige ſich wieder mit jenem Geſtir„ne, der Quelle des Lichts und des Feuers! Die Luft, die „in ſeinen Gliedern zuſammen gepreßt iſt, durchbreche ihr „Gefängniß, damit die Winde ſie im Raume zerſtreuen! „Und du endlich, Odem des Lebens, wenn du, (vielleicht iſts „nicht unmöglich) ein beſondres Weſen biſt; vereinige dich wie„der mit dem unbekannten Grundweſen, das dich hervorge„bracht hat! Oder biſt du bloß ein Gemiſche der ſichtbaren „Elemente; ſo zerſtreue dich im Weltraum: dann aber ſamm„le deine zerſtreuten Theile aufs neue, und bilde wiederum ei„nen ſolchen tugendhaften Bürger“.

So waren die edlen Bilder und die erhabnen Ausdrücke beſchaffen, deren ſich der Enthuſiaſmus der Parſis bediente, die Gedanken, welche ſie von der Seele heegten, an den Tag zu legen. Die Philoſophie iſt nicht ſo dreiſt in ihren Muthmaaßungen; ſie wagt es nicht, die Natur der Seele zu beſchrei-

*) Manche Leute wollen zweifeln, ob die Wiſſenſchaft von GOtt (oder die Theologie) auch eine eigentliche Wiſſenſchaft ſey. Jedwede Wiſſenſchaft, ſagen ſie, ſetzt eine Reihe von Beobachtungen voraus. Was für Beobachtungen laſſen ſich nun aber über ein unſichtbares und unbegreifliches Weſen machen? — Alſo iſt die Theologie keinesweges eine Wiſſenſchaft. Und in Wahrheit, was bezeichnet das Wort GOTT? Die noch immer unbekannte Urſache der Ordnung und der Bewegung. Was läßt ſich denn nun aber von einer unbekannten Urſache ſagen? — Verknüpft man andre Begriffe mit dem Worte GOTT; ſo verfällt man, wie Robinet beweiſt, in tauſenderley Widerſprüche. Beobachtet ein Theologe die krummen Linien, welche die Geſtirne beſchreiben; ſchließt er daraus, daß es eine Kraft giebt, die dieſelben bewegt; coeli

ſchreiben, oder dieſe Frage aufzulöſen. Der Philoſoph ſchreitet zwar vorwärts; aber er muß ſich auf den Stab der Erfahrung ſtützen: er kömmt zwar weiter, aber immer von Beobachtungen wieder zu Beobachtungen; **wo ihm die Beobachtung abgeht, da bleibt er ſtehen.** Was er weis, beſteht darinnen, daß der Menſch empfindet; daß ein Lebens-Principium in ihm befindlich iſt; und daß man ſich ohne die Flügel der Theologie nicht bis zur Erkenntniß dieſes Principiums, und zu deſſen Weſen aufſchwingt.

Alles, was auf Beobachtung beruht, gehört für das Fach der philoſophiſchen Metaphyſik; was darüber hinaus iſt, gehört in die Theologie *), oder in die ſcholaſtiſche Metaphyſik.

Aber warum hat denn die, durch Beobachtung aufgeklärte, menſchliche Vernunft bisher noch immer keine deutliche Definition, oder richtiger zu reden, keine beſtimmte und umſtändliche Beſchreibung vom Lebens-Principium geben können? Deßwegen, weil dieſes Principium noch immer der Beobachtung, wenn ſie auch noch ſo fein iſt, entwiſcht; dem, was man Verſtand nennt, kann die Beobachtung noch eher beykommen. Ueberdieß kann man das Principium unterſuchen, und über dieſe Materie denken, ohne daß man ſich vor der Unwiſſenheit und Schwärmerey der Scheinheiligen zu fürchten brauchte. Ich will demnach einige von den merklichen

coeli enarrant gloriam Dei: ſo iſt dieſer Theolog alsdann nichts andres mehr, als ein Natur- oder Stern-Kundiger.

„Es iſt kein Zweifel", ſagen die Chineſiſchen Gelehrten, „daß es „nicht in der Natur ein mächti„ges Principium geben ſollte, „das dem, was iſt, unbekannt „iſt: wenn man aber dieſes un„bekannte Principium zur Gott„heit macht; alsdann iſt die „Erſchaffung eines GOttes „weiter nichts mehr, als eine „Vergötterung der menſchli„chen Unwiſſenheit". Ich bin nicht der Meynung der chineſiſchen Gelehrten; ob ich mich gleich gezwungen ſehe, mit ihnen darinnen einig zu ſeyn, daß die Theologie, dieß heißt, die Wiſſenſchaft von Gott oder vom Unbegreiflichen, keineswegs eine beſondre Wiſſenſchaft ſey. Und was iſt denn alſo die Theologie? Das weis ich nicht.

chen Unterſchieden zwiſchen dem Verſtand und der Seele näher betrachten.

Erſter Unterſchied.

Die Seele iſt beym Kinde völlig da, ſo gut wie beym heranwachſenden jungen Menſchen. Das Kind kann ſo gut, wie der Mann, phyſiſches Vergnügen und phyſiſchen Schmerz empfinden; aber es hat weder ſo viel Begriffe, noch auch folglich ſo viel Verſtand, wie der Erwachſene. Hat nun das Kind eben ſo viel Seele, ohne doch ſo viel Verſtand zu haben; ſo iſt mithin die Seele nicht der Verſtand *). In der That, wenn die Seele und der Verſtand eins und eben daſſelbe wären; ſo müßte man, um die Ueberlegenheit des Erwachſenen vor dem Kinde zu erklären, mehr Seele bey dem Erwachſenen annehmen, und zugeben, daß ſeine Seele einen proportionirlichen Zuwachs nach Maaßgabe des Wachsthums ſeines Leibes bekommen hätte; eine Vermuthung, die ſchlechthin willkührlich, und ganz unnöthig iſt, ſo bald man den Verſtand von der Seele oder dem Lebens-Principium unterſcheidet.

Zweyter Unterſchied.

Die Seele verläßt uns nie, als im Tode. So lange ich lebe, habe ich eine Seele. Hat es mit dem Verſtande wohl gleiche Bewandtniß? Keinesweges: ich verliere ihn manchmal bey Lebzeiten; indem ich bey Lebzeiten das Gedächtniß

*) Man ſpricht dem Kinde vor dem ſiebenten Jahre das Vermögen ab, zu ſündigen. Und warum? Deßwegen, weil man dafür hält, daß es vor Erreichung dieſes Alters noch keinen deutlichen Begriff vom Guten und Böſen habe. Wenn es nach Verlaufe dieſer Jahre als Sünder angeſehen wird; ſo geſchieht es deßwegen, weil man dafür hält, daß es ſich alsdann hinlängliche Begriffe von dem Unterſchiede zwiſchen Recht und Unrecht erworben habe. Alſo wird der Verſtand ſo gar von der Kirche als ein erworben Gut, und folglich als ſehr unterſchieden von der Seele, betrachtet.

**) Der Witz oder Verſtand iſt auch bey den Thieren die Wirkung von ihrem Gedächtniſſe. Wenn der Hund auf mein Rufen kömmt; ſo kömmt er deßwegen, weil

niß verlieren kann, und der Verſtand faſt gänzlich die Wirkung dieſer Geiſteskraft iſt. Wenn die Griechen der Mutter der Muſen den Namen **Mnemoſyne** beylegten; ſo geſchah es deßwegen, weil ſie, als aufmerkſame Beobachter des Menſchen, wahrgenommen hatten, daß ſeine Beurtheilungskraft, ſein Witz u. d. gl. großen Theils die Frucht ſeines Gedächtniſſes wären **).

Wenn ein Menſch dieſes innern Empfindungs-Werkzeuges beraubet iſt, wovon kann er wohl urtheilen? Etwan von vormaligen Empfindungen? Keinesweges; dieſe hat er vergeſſen. Oder von gegenwärtigen Empfindungen? So müßte aber, wenn er zwiſchen zwo dermaligen Empfindungen urtheilen ſollte, das Empfindungs-Werkzeug des Gedächtniſſes dieſe zwo Empfindungen immer noch zum wenigſten ſo lange lebhaft erhalten, daß er Muße hätte, ſie **unter einander zu vergleichen, dieß heißt, den verſchiednen Eindruck, den er bey der Gegenwart von zweyerley Gegenſtänden erleidet, wechſelsweiſe zu beobachten.** Wie kann er nun ohne den Beyſtand eines Gedächtniſſes, welches die empfangenen Eindrücke behält, ſelbſt unter gegenwärtigen Eindrücken, die aller Augenblicke nicht nur empfunden, ſondern auch aufs neue vergeſſen würden, Unterſchiede wahrnehmen? Mithin finden ohne Gedächtniß weder Beurtheilungskraft, noch Ideen, noch Verſtand Statt.

Der

weil er ſich ſeines Namens erinnert. Gehorcht er mir, wenn ich die Worte ſage, wohlan, nimm dich in Acht, rühre mir das nicht an; ſo thut er es deßhalb, weil er ſich erinnert, daß ich ſtark bin, und ihn geſchlagen habe.

Was bringt die Thiere auf den Jahrmärkten dahin, daß ſie ſo mancherley Wendungen der Geſchmeidigkeit ins Werk richten? die Furcht vor der Peitſche, welche ihnen die Gebärde, der Blick, und der Ruf des Herrn wieder ins Andenken bringt. Wenn mich mein Hund ſtarr anſieht; ſo thut er es deßwegen, weil er in meinen Augen meinen Zorn oder meine Zufriedenheit leſen, und folglich wiſſen will, ob er zu mir kommen, oder mir aus dem Wege gehen ſoll. Mein Hund hat alſo ſeinen Verſtand ſeinem **Gedächtniſſe** zu danken.

Der Blödſinnige, den man auf der Schwelle ſeiner Hausthüre niederſetzt, iſt bloß ein Menſch, der wenig oder gar kein Gedächtniß hat. Wenn er auf die Fragen, die man an ihn thut, nicht antwortet; ſo geſchieht dieß entweder, weil ihn die verſchiedentlichen Ausdrücke der Sprache nicht mehr an genau beſtimmte Ideen erinnern, oder weil er die erſten Worte einer Anrede, die man an ihn thut, ſchon vergeſſen hat, indem er die letzten hört. Zieht man die Erfahrung zu Rathe; ſo erkennt man, daß der Menſch ſowohl ſeine Begriffe, als ſeinen Verſtand dem Gedächtniſſe, (deſſen Daſeyn die Kraft, zu empfinden, vorausſetzt,) zu danken habe. Es giebt keine Empfindungen ohne Seele, aber ohne Gedächtniß finden auch keine Erfahrung, keine Vergleichung von Dingen, keine Ideen Statt; und ohne Gedächtniß würde der Menſch in ſeinem höchſten Alter weiter nichts ſeyn, als was er in ſeiner Kindheit war *).

Man wird für blödſinnig gehalten, ſo bald man nur unwiſſend iſt; aber man iſt es wirklich, wenn das Empfindungs-Werkzeug des Gedächtniſſes nicht mehr ſeine Amts-Verrichtungen thut **). Nun kann man aber das Gedächtniß verlieren, ohne eben die Seele einzubüßen. Es braucht hierzu bloß einen ſchweren Fall, einen Schlagfluß, oder ein andres zufälliges Ereigniß von dieſer Art. Mithin iſt der Verſtand weſentlich von der Seele unterſchieden; und zwar darinnen, daß man jenen noch bey Lebzeiten verlieren kann, da man hingegen dieſe nicht anders, als mit dem Leben zugleich, verliert.

Dritter

*) Wenn die Theologen einräumen, daß das Kind und der Blödſinnige nicht ſündigen, und daß doch das Eine ſo gut, wie der Andre, eine Seele habe; ſo muß beym Menſchen die Sünde auf keine Weiſe weſentlich zu ſeiner Seele gehören.

**) Der berufne Ernaud, der ſich als Lehrmeiſter der Stummen und Tauben bekannt gemacht, ſagt in einem Aufſatze, den er der Pariſer

Dritter Unterſchied.

Ich habe geſagt, der Verſtand des Menſchen beſtünde im Zuſammennehmen ſeiner Begriffe. Ohne Begriffe findet kein Verſtand Statt.

Hat es mit der Seele wohl gleiche Bewandtniß? Mit nichten: zu ihrem Daſeyn ſind weder Gedanke, noch Verſtand nothwendig. So lange der Menſch empfinden kann, hat er eine Seele. Mithin macht die Fähigkeit, zu empfinden, das Weſen derſelben aus. Wenn man der Seele das, was nicht eigentlich ſie ſelbſt iſt, ich meyne das phyſiſche Empfindungs-Werkzeug des Gedächtniſſes, nimmt; welche Fähigkeit bleibt ihr übrig? Die Fähigkeit, zu empfinden. Sie behält alsdann ſelbſt nicht einmal das Bewußtſeyn ihrer Exiſtenz; weil dieſes Bewußtſeyn zuſammenhängende Ideen, und folglich Gedächtniß vorausſetzt. So iſt auch der Zuſtand der Seele beſchaffen, ſo lange ſie das phyſiſche Empfindungs-Werkzeug der Wiedererinnerung noch gar nicht gebrauchet hat.

Man verliert das Gedächtniß durch einen Schlag, durch einen Fall, durch eine Krankheit. Wird die Seele dieſes Empfindungs-Werkzeuges beraubet; ſo muß ſie ſich, ohne ein Wunderwerk oder einen ausdrücklichen Willen GOttes, alsdann in eben dem Zuſtande des Blödſinnes befinden, worinnen ſie ſich im keimenden Menſchen befand. Alſo iſt zur Exiſtenz der Seele das Denken nicht ſchlechterdings nothwendig. Alſo iſt die Seele in uns weiter nichts, als die Kraft, zu empfinden; und dieß iſt der Grund, weßwegen wir alle unſre Begriffe, wie Locke und die Erfahrung beweiſen, durch die Sinnen bekommen.

Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften übergeben hat: wenn die Tauben und Stummen nur kurze Zwiſchenzeiten von Urtheilskraft hätten, wenn ſie wenig nachdächten, wenn ihr Verſtand ſchwach, und ihre Vernunft nur Augenblicke lang thätig wäre; ſo rührte es davon her, daß das Gedächtniß faſt beſtändig bey ihnen im Schlummer läge, und folglich ihre Gedanken ſo wohl, wie ihre Handlungen, ohne Zuſammenhang wären und nicht anders ſeyn könnten.

Meinem Gedächtniß habe ich meine verglichenen Ideen und meine Urtheile, und meiner Seele habe ich meine Empfindungen zu verdanken: alſo ſind es eigentlich meine Empfindungen *), und nicht, wie Deſcartes behauptet, meine Gedanken, die mir die Exſiſtenz meiner Seele beweiſen. Aber was iſt denn nun in uns die Fähigkeit, zu empfinden? Iſt ſie unſterblich und unkörperlich? Die menſchliche Vernunft weis es nicht; aber die Offenbarung lehrt es uns. Vielleicht wird man mir den Einwurf machen, wenn die Seele weiter nichts iſt, als die Fähigkeit, zu empfinden; ſo ſey ihre Thätigkeit, ſo wie die Thätigkeit eines Körpers, der einen andern Körper rührt, allemal erzwungen, und von dieſer Seite müſſe die Seele als bloß leidend betrachtet werden: Wie ſie denn **Mallebranche** wirklich für ein bloß leidendes Weſen hielt **), über deſſen Lehrgebäude man gleichwohl öffentliche Vorleſungen gehalten hat. Wenn die Theologen unſrer Zeiten dieſes Lehrgebäude verwerfen; ſo werden ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen: doch hierüber werden ſie ſich zuverläßig nicht viel Kummer machen. So lange aber übrigens die Menſchen ohne Begriffe vom Laſter, von der Tugend u. d. gl. zur Welt kommen werden; ſo lange mögen auch die Theologen annehmen, was für ein Lehrgebäude ſie wollen: ſie werden mir doch nimmermehr beweiſen, daß Denken das Weſen der Seele ſey, und die Seele oder die Fähigkeit, zu empfinden, in uns nicht exſiſtiren könne, ohne daß dieſe Fähigkeit eben in Thätigkeit geſetzt wäre, dieß heißt, ohne daß wir Ideen oder Empfindungen hätten.

Die

*) Der Profeſſor der Philoſophie bey dem Collegium von Navarra, **Marion**, und nach deſſen Beyſpiele mehrere Profeſſoren, haben behauptet, es ließen ſich alle Operationen des Verſtandes ſchon aus der Bewegung der Lebens-Geiſter, und aus den ins Gedächtniß geprägten Spuren allein erklären. Woraus dann folgt, daß die Lebensgeiſter, wann ſie durch die äußern Gegenſtände in Bewegung geſetzt wären, unabhängig von dem, was man Seele nennt, Ideen in uns würden hervorbringen können. Der Verſtand iſt alſo, nach der Meynung dieſer Profeſſoren, gar ſehr unterſchieden von der Seele. —

Die Orgel exſiſtirt, ſo gar alsdann, wann ſie keine Töne von ſich giebt. In dem Zuſtande der Orgel befindet ſich auch der Menſch, ſo lange er im Leibe ſeiner Mutter lebt, ſo lange er von Strapazen ganz übermannet, und von keinem Traume geſtört, in einem tiefen Schlaf begraben liegt. Ueberdieß, wenn ſich alle unſre Ideen unter einige von den Claſſen unſrer Kenntniſſe bringen laſſen, und man ohne Ideen von Mathematik, Phyſik, Moral, Uhrmacherkunſt u. ſ. w. leben kann; ſo iſt mithin nicht metaphyſiſch unmöglich, daß man eine Seele haben kann, ohne Ideen zu haben.

Die Wilden haben wenig Ideen, und haben nichts deſto weniger eine Seele. Es giebt Wilde, die weder Begriffe von Gerechtigkeit, noch ſo gar Worte haben, dieſen Begriff auszudrücken. Man erzählt von einem Taub- und Stumm-Gebohrnen, der auf einmal Gehör und Sprache bekommen hat, daß er geſtanden habe, vor ſeiner Geneſung hätte er weder von GOtt, noch vom Tode die mindeſten Begriffe gehabt.

Der König von Preuſſen, der Prinz **Heinrich**, **Hume**, **Voltaire** u. d. gl. haben nicht mehr Seele, als **Bertier**, **Lignac**, **Seguy**, **Gauchet**, u. d. gl. Unterdeſſen ſind die erſtern am Verſtande den letztern ſo weit überlegen, als dieſe letztern den Affen und andern Thieren, die man auf dem Jahrmarkte für Geld ſehen läßt, überlegen ſind. —

Pompignan, **Chaumeix**, **Caveirac** ***) und ihres Gleichen, haben zweifelsohne wenig Verſtand; indeſſen wird man noch immer von ihnen ſagen, das ſpricht doch, das ſchreibt doch, und das hat ſogar eine Seele. Wenn man

) Nach **Mallebranche'ns Urtheil offenbart ſich GOtt unſerm Verſtand; ihm haben wir demnach alle unſre Ideen zu danken. **Mallebranche** glaubte alſo nicht, daß die Seele ſie aus ſich ſelbſt hervorbringen könnte; er hielt ſie alſo einzig und allein für ein leidendes Weſen. Die katholiſche Kirche hat doch dieſe Lehre nicht gemißbilligt.

***) Die Namen von allen dieſen Spasvögeln ſind in Deutſchland, ſo wie in ganz Europa, weiter nicht bekannt, als aus den kleinen Schriften des Hrn. von **Voltaire**. Ohne ihn würde man von ihrer Exſiſtenz nichts wiſſen.

nun aber troz des wenigen Verſtandes, den man haben kann, doch immer noch eine Seele hat; ſo machen alſo die Ideen keinen Theil von ihr aus: ſie gehören alſo auch nicht nothwendig zu dem Weſen der Seele. Die Seele kann alſo auch, unabhängig von allen Ideen und von allem Verſtand, exiſtiren.

Wir wollen doch zu Ende dieſes Kapitels die merkwürdigſten Unterſchiede zwiſchen der Seele und dem Verſtande zuſammen nehmen.

Der erſte iſt, daß einem Menſchen zwar ſeine ganze Seele, aber nicht ſein ganzer Verſtand angebohren wird.

Der zweyte iſt, daß man den Verſtand bey ſeinen Lebzeiten verlieren kann, da man hingegen die Seele nicht anders, als mit dem Leben zugleich, verliert.

Der

*) Im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen heißt es, das Gedächtniß ſey in uns weiter nichts, als eine fortgeſetzte, aber geſchwächte Empfindung. Der Wahrheit nach iſt das Gedächtniß bloß eine Wirkung vom Empfindungs-Vermögen.

**) Man wird mich vielleicht fragen, was iſt das Empfindungs-Vermögen, und was bringt dieſe Erſcheinung in uns hervor? Zur Antwort hierauf will ich herſetzen, was ein berühmter Engliſcher Chymikus bey Gelegenheit der Seele der Thiere denkt.

Man erkennt an den Körpern, ſagt er, zwo Arten von Eigenſchaften; einige, deren Exiſtenz fortdauernd und unveränderlich iſt; dergleichen ſind die Undurchdringlichkeit, die Schwere, die Beweglichkeit u. ſ. f. Dieſe Eigenſchaften gehören zur allgemeinen Phyſik.

Es giebt aber auch in den nämlichen Körpern andre Eigenſchaften, deren flüchtige und vergängliche Exiſtenz durch gewiſſe Verknüpfungen, Auflöſungen, oder Bewegungen in den innern Theilen wechſelsweiſe bald hervorgebracht, und bald wieder vernichtet wird. Dieſe Arten von Eigenſchaften machen die verſchiedentlichen Zweige der Natur-Hiſtorie, der Chymie u. ſ. w. aus; ſie gehören zur beſondern Phyſik.

Das Eiſen, zum Exempel, iſt ein Compoſitum von Phlogiſton und einer beſondern Erde. In dieſem Zuſtande der Zuſammenſetzung iſt es der anziehenden Kraft des Magnets unterworfen. Löſt man das Eiſen auf; ſo wird dieſe Eigenſchaft vernichtet. Der Magnet

Der dritte iſt, daß zur Exiſtenz der Seele das Denken nicht nothwendig iſt.

Dieß war auch ohne Zweifel die Meynung der Theologen, da ſie mit Ariſtoteles behaupteten, die Seele hätte ihre Ideen den Sinnen zu danken. Man bilde ſich jedoch dem zu folge nicht ein, daß man den Verſtand als ganz unabhängig von der Seele betrachten könne. Ohne das Vermögen, zu empfinden, würde das Gedächtniß, von dem unſer Verſtand herrührt, ohne alle Verrichtung, es würde nichtig ſeyn *). Die Exiſtenz unſrer Ideen und unſers Verſtandes ſetzt die Exiſtenz des Empfindungs-Vermögens voraus. Dieſes Vermögen iſt die Seele ſelbſt. Hieraus folgere ich den Schluß: wenn die Seele nicht der Verſtand iſt; ſo iſt der Verſtand die Wirkung der Seele oder des Empfindungs-Vermögens **).

gnet wirkt nicht im mindeſten auf eine eiſenhaltige Erde, die ihres Phlogiſton beraubet iſt.

So bald man dieſes Metall mit einer andern Subſtanz vereinigt, wie zum Exempel die Vitriol-Säure iſt; ſo zerſtört dieſe Vereinigung ebenfalls im Eiſen die Eigenſchaft, ſich vom Magnet anziehen zu laſſen.

Das feſte Alkali und die Salpeter-Säure haben, ein jedes beſonders, unzähliche verſchiedne Eigenſchaften; aber es bleibt nicht die geringſte Spur von dieſen Eigenſchaften übrig, ſo bald beide, mit einander vereiniget, Salpeter ausmachen.

Bey gewöhnlicher Wärme der Atmoſphäre löſt ſich die Salpeter-Säure von jedem andern Körper ab, und vereinigt ſich mit dem feſten Alkali.

Bringt man dieſes vereinigte Weſen zu dem Grade von Wärme, der dazu erfoderlich iſt, daß der Salpeter in einen rothen Guß übergehen kann, und thut man irgend eine brennbare Materie dazu; ſo verläßt die Salpeter-Säure das feſte Alkali, und vereinigt ſich mit dem feuerfangenden Principium: und indem dieſe Vereinigung vor ſich geht, entſteht jene elaſtiſche Kraft, deren Wirkungen beym Schieß-Pulver ſo erſtaunlich ſind.

Man zerſtört alle Eigenſchaften des feſten Alkali, ſo bald man es mit Sande vereinigt und Glas daraus macht, deſſen Durchſichtigkeit, Unauflöslichkeit, elektriſche Kraft u. ſ. w. wenn ich ſo ſagen darf, lauter neue Schöpfungen ſind, die durch dieſe Miſchung hervorgebracht, und durch die Auf-

Drittes Kapitel.

Von den Gegenſtänden, womit ſich der Verſtand beſchäftigt.

Was iſt die Natur? Der unter einander verbundene Haufe aller Weſen. Was kann nun im Weltgebäude die Beſchäftigung des Verſtandes ſeyn? dieß, daß er ein Beobachter der Beziehungen oder Verhältniſſe iſt, welche die Gegenſtände unter einander, und auf uns haben. Man bringt mir eine Roſe; ihre Farbe, ihre Geſtalt und ihr Geruch gefallen oder mißfallen mir. Dieß ſind ihre Beziehungen auf mich. Alle Beziehung von dieſer Art läuft bloß darauf hinaus, daß mich ein Gegenſtand auf eine angenehme oder unangenehme Art rührt. Die vollkommene Beobachtung ſolcher Beziehungen oder Verhältniſſe macht den Geſchmack, und die Regeln deſſelben aus.

Was die Beziehungen anlangt, welche die Gegenſtände unter einander haben, ſo ſind dieſelben eben ſo vielfach, als es, zum Exempel, verſchiedne Gegenſtände giebt, mit denen ich die Geſtalt, die Farbe, oder den Geruch der Roſe vergleichen kann. Die Beziehungen von dieſer Art ſind unermeßlich; und die Beobachtung derſelben gehört unmittelbarer zu den Wiſſenſchaften.

Vier-

löſung des Glaſes wieder zerſtöret werden.

Warum ſollte nun im Thier-Reiche die Organiſation nicht ebenfalls jene ſonderbare Eigenſchaft erzeugen, die man Empfindungs-Vermögen nennt? Alle Erſcheinungen in der Arztneykunſt und Natur-Geſchichte beweiſen augenſcheinlich, daß dieſes Vermögen bey den Thieren weiter nichts ſey, als das Reſultat von dem Bau ihres Körpers; daß dieſes Vermögen ſeinen Anfang mit der Bildung ihrer Empfindungs-Werkzeuge nehme; daß es ſich erhalte, ſo lange ſie ſelbſt dauern, und ſich endlich mit der Auflöſung dieſer nämlichen Empfindungs-Werkzeuge verliere.

Fragen mich die Metaphyſiker, was alsdann beym Thier aus

dem

Viertes Kapitel.

Wie ſich der Verſtand beſchäfftigt.

Alle Operationen des Verſtandes laufen auf die Beobachtung der Aehnlichkeiten und Unterſchiede, der Uebereinſtimmungen und Nicht-Uebereinſtimmungen hinaus, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander, und in Beziehung auf uns haben. Die Richtigkeit des Verſtandes beruht auf der mehr oder minder großen Aufmerkſamkeit, mit der man dergleichen Beobachtungen macht.

Wenn ich die Verhältniſſe kennen lernen will, welche gewiſſe Gegenſtände unter einander haben; was thue ich? Ich ſtelle mir verſchiedne, oder zum wenigſten zween von dieſen Gegenſtänden vor Augen, oder mache ſie meinem Gedächtniſſe gegenwärtig; und dann vergleiche ich ſie. Aber was heißt denn vergleichen? Es heißt, **den verſchiedentlichen Eindruck, den dieſe zween Gegenſtände, gegenwärtig oder abweſend, auf mich machen, wechſelsweis und mit Aufmerkſamkeit beobachten** *). Wenn dieſe Beobachtung geſchehen iſt, dann urtheile ich; dieß heißt, **ich beſtimme ganz genau den Eindruck**, den ich bekommen habe. Iſt mir, zum Exempel, viel daran gelegen, einen Unterſchied zwiſchen zwo beynah unmerklichen Schattirungen von einerley Farbe zu machen, welche die dun-

G 5 kelſte

dem Empfindungs-Vermögen wird; ſo werde ich ihnen antworten, eben das, was beym aufgelöſten Eiſen aus der Eigenſchaft, ſich vom Magnet anziehen zu laſſen, wird. Man ſehe den Treatiſe on the principles of Chimiſtry nach.

*) Wenn mich das Gedächtniß, da es die empfangenen Eindrücke behält, in Abweſenheit der Gegenſtände, beynah in die nämlichen Empfindungen verſetzt, die die Gegenwart derſelben in mir erreget hat; ſo iſt es in Abſicht auf die Frage, von der ich hier handle, ganz gleichgültig, ob die Gegenſtände, von denen ich ein Urtheil fälle, meinen Augen oder meinem Gedächtniſſe gegenwärtig ſind.

kelſte darunter iſt; ſo unterſuche ich eine lange Weile, und eins um das andre, die Stücken Tuch, die mit dieſen beiden Schattirungen gefärbt ſind; **ich vergleiche ſie**, dieß heißt, ich betrachte ſie wechſelsweis. Ich richte meine ganze Aufmerkſamkeit auf den verſchiedentlichen Eindruck, welchen die von den beiden Proben zurücke gebrochenen Stralen auf mein Auge machen; und endlich urtheile ich, daß die eine dunkler iſt, als die andre; dieß heißt, ich beſtimme ganz genau den Eindruck, den ich bekommen habe. Jedes andre Urtheil würde falſch ſeyn. Mithin iſt jedes Urtheil nichts andres, **als der Bericht von zweyerley Empfindungen, die ich entweder gegenwärtig erfahre, oder die ich in meinem Gedächtniſſe behalten habe** *).

Wenn ich die Beziehungen beobachte, welche die Gegenſtände auf mich haben; ſo hefte ich ebenfalls meine Aufmerkſamkeit auf den Eindruck, den ich von ihnen empfange. Dieſer Eindruck iſt angenehm oder unangenehm. Was heißt nun aber in dieſem oder jenem Fall **urtheilen**? **Es heißt, ſagen, was ich empfinde.** Werde ich vor den Kopf geſchlagen; iſt der Schmerz heftig: ſo macht der bloße Bericht von der Empfindung, die ich erleide, mein Urtheil aus.

Ich will zu dem, was ich bisher geſagt habe, nur noch ein Wort hinzuſetzen; nämlich, es giebt in Anſehung der Urtheile, die man über die Beziehungen fällt, welche die Gegenſtände unter einander oder auf uns haben, einen Unterſchied, der zwar dem Anſcheine nach nicht viel bedeutet, der aber doch angemerkt zu werden verdient.

Wenn über die Beziehung der Gegenſtände unter einander geurtheilt werden ſoll; ſo muß man zu dem Ende wenigſtens zween derſelben vor Augen haben. Urtheile ich aber über die Beziehung eines Gegenſtandes auf mich; ſo iſt, da jeder Gegenſtand eine Empfindung erregen kann, augenſcheinlich, daß ein einziger hinreichend ſey, ein Urtheil zu veranlaſſen.

Aus

*) Ohne Gedächtniß findet, wie ich im vorhergehenden Kapitel erwieſen habe, keine Beurtheilung Statt.

Aus dieſer Beobachtung ſchließe ich, daß jede Behauptung von dem Verhältniſſe der Gegenſtände unter einander, Vergleichung dieſer Gegenſtände; jede Vergleichung, Anſtrengung; jede Anſtrengung ein wichtiges Intereſſe, um deſſen willen man ſich anſtrengt, vorausſetze. Und ſo bald im Gegentheil die Rede von der Beziehung eines Gegenſtandes auf mich, dieß heißt, ſo bald ſie von einer Empfindung iſt; ſo wird dieſe Empfindung, wenn ſie lebhaft iſt, ſchon an und für ſich ſelbſt das wichtige Intereſſe, welches mich zur Aufmerkſamkeit zwingt.

Jedwede Empfindung von dieſer Art bringt demnach allemal ein Urtheil mit ſich. Ich will mich bey dieſer Beobachtung nicht länger aufhalten, und zu folge deſſen, was ich oben geſagt habe, nur ſo viel wiederholen, daß in allen Fällen **urtheilen** eben ſo viel iſt, als **empfinden**.

Dieſes zum Grunde gelegt, laſſen ſich alle Operationen des Verſtandes auf bloße Empfindungen herabſetzen. Warum nehmen wir denn nun in uns eine, vom Empfindungs-Vermögen verſchiedene, Beurtheilungskraft an? Aber freylich, dieſe Meynung iſt durchgängig angenommen; das gebe ich zu, und ſie muß es ſo gar ſeyn. Man hat bey ſich ſelbſt geſagt, ich empfinde und vergleiche; mithin iſt in mir ein Vermögen, zu beurtheilen und zu vergleichen, welches vom Empfindungs-Vermögen unterſchieden iſt. Dieſer Schluß iſt hinreichend, den allermeiſten Menſchen ein Blendwerk zu machen. Will man indeſſen die Unrichtigkeit deſſelben erkennen; ſo darf man nur mit dem Worte **vergleichen** einen deutlichen Begriff verknüpfen. Erklärt man dieſes Wort, ſo wird man bald inne, daß es keine wirkliche Operation des Verſtandes bezeichne. Daß die Operation des Vergleichens, wie ich bereits geſagt habe, in nichts anders beſtehe, als daß **man ſeine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedentlichen Eindrücke richtet, welche gewiſſe Gegenſtände, die uns entweder dermalen vor Augen ſchweben, oder die doch unſerm Gedächtniſſe gegenwärtig ſind, in uns erregen**; und daß folglich jedwedes Urtheil weiter nichts

ſeyn

ſeyn könne, als der Ausſpruch der erlittenen Empfindungen.

Wenn nun aber die Urtheile, die wir, zu folge der Vergleichung, von den phyſiſchen Gegenſtänden fällen, auch weiter nichts ſind, als bloße Empfindungen; hat es darum denn eben mit jeder andern Art von Urtheile gleiche Bewandtniß?

Fünftes Kapitel.

Von den Urtheilen, die aus der Vergleichung abſtracter, collectiver, und andrer dergleichen Begriffe fließen.

Die Wörter, Schwäche, Stärke, Kleinheit, Größe, Verbrechen u. d. gl. ſtellen keine Subſtanz, dieß heißt, keinen Körper vor. Wie laſſen ſich nun die Urtheile, die aus der Vergleichung ſolcher Worte oder Jdeen fließen, zu bloßen Empfindungen herunter ſetzen? Meine Antwort iſt: da uns dieſe Worte keinen Begriff an die Hand geben; ſo iſt er nicht möglich, daß man das geringſte Urtheil von ihnen fälle, ſo lange man ſie nicht auf irgend einen ſinnlichen und beſtimmten Gegenſtand anwendet. Wendet man ſie vorſätzlich, oder ohne es ſelbſt zu merken, auf einen beſtimmten Gegenſtand an; ſo wird alsdann, nach geſchehener Anwendung, das Wort Größe ein Verhältniß, dieß heißt, einen gewiſſen

*) Zum Jnnbegriffe der Sprache eines geſitteten Volkes gehört allemal eine unzähliche Menge Fürwörter (Pronomina), Bindewörter (Coniunctiones); mit einem Worte ſolche Wörter, die an ſich ſelbſt ohne Sinn ſind, die aber ihre verſchiedentlichen Bedeutungen von den Ausdrücken, mit denen man ſie zuſammenſetzt, oder von den Redensarten entlehnen, in denen man ſie braucht. Die Erfindung der allermeiſten ſolcher Wörter rührt davon her, daß ſich die Völker ſcheueten, die Zeichen ihrer Sprachen allzuſehr zu vervielfältigen; weil ihnen daran gelegen war, einander ihre Begriffe deſto leichter mittheilen zu können. Jn der That, wenn die Menſchen hätten ſo viel Wörter erdenken ſollen, als es Dinge giebt, auf die ſich, zum Exempel, die Beywörter,

ſen Unterſchied, oder eine gewiſſe Aehnlichkeit andeuten, die man zwiſchen Gegenſtänden beobachtet hat, welche unſern Augen oder unſerm Gedächtniſſe gegenwärtig ſind. Nun wird aber das Urtheil, welches man über Ideen fällt, die durch dieſe Anwendung phyſiſch geworden ſind, wie ich nochmals ſagen muß, weiter nichts ſeyn, als der **Ausſpruch der erlittenen Empfindungen.**

Man wird mich vielleicht fragen, was denn die Menſchen bewogen habe, dergleichen, (wenn ich ſo ſagen darf,) algebraiſche Ausdrücke, die nicht eher die mindeſte reelle Bedeutung haben, und nicht eher den geringſten beſtimmten Begriff andeuten, als bis man ſie auf ſinnliche Gegenſtände anwendet, zu erfinden und ſie in die Sprache aufzunehmen? Darauf werde ich antworten: die Menſchen haben geglaubt, ſie könnten einander durch dieſes Mittel ihre Ideen deſto leichter, geſchwinder, und ſo gar deutlicher mittheilen. Dieß iſt der Grund, warum ſie in allen Sprachen ſo viel dergleichen Bey- und Nenn-Wörter (Adiectiua et Subſtantiua) erdacht haben, die ſo unbeſtimmt *), und doch zugleich ſo nützlich ſind. Wenn wir zu einem Exempel von ſolchen unbedeutenden Ausdrücken das Wort **Linie** nehmen, ſo wie ſelbiges in der Geometrie, unabhängig von ihrer Länge, Breite und Dicke, betrachtet wird; ſo bietet dieſes Wort, in ſolchem Sinne, dem Verſtande keinen Begriff dar. Eine ſolche Linie exſiſtirt nicht in der Natur; man macht ſich keinen Begriff

ter, weiß, ſtark, dick, anwenden laſſen, wie ein dickes Seil, ein dicker Ochſe, ein dicker Baum u. d. gl. ſo fällt in die Augen, daß die Mannigfaltigkeit der Ausdrücke, welche erfoderlich geweſen wären, ihre Ideen zu geben, ihr Gedächtniß ganz und gar überladen haben würde. Demnach haben ſie ſich gezwungen geſehen, Wörter zu erfinden, die zwar an ſich ſelbſt keine reelle Idee vorſtellten, indem ſie bloß eine Local-Bedeutung hätten, und mit einem Worte weiter nichts, als die Beziehung der Gegenſtände unter einander, bezeichneten, die aber doch in ihrem Verſtande ganz deutliche Ideen, gleich in dem Augenblick erregen könnten, ſo bald dieſe nämlichen Wörter mit den Gegenſtänden, deren Verhältniſſe ſie bezeichnen, zuſammen geſetzt würden.

griff davon. Was iſt denn nun des Lehrers Abſicht, wenn er ſich dieſes Ausdruckes bedient? Bloß ſeinen Schüler zu erinnern, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auf den Körper, in wie fern er als lang betrachtet wird, und ohne Rückſicht auf deſſen übrige Dimenſionen, richten ſoll.

Wenn man, das Rechnen zu erleichtern, in dieſer Wiſſenſchaft an Statt beſtimmter Quantitäten die Buchſtaben A und B ſetzt; bieten dann dieſe Buchſtaben keine Jdeen dar? Bezeichnen ſie keine reelle Größe? Nein. Was nun in der algebraiſchen Sprache durch A und B ausgedruckt wird, das drückt man in der gewöhnlichen Sprache mit den Wörtern, **Schwäche, Stärcke, Kleinheit, Größe** u. d. gl. aus. Dieſe Worte bezeichnen bloß ein unbeſtimmtes Verhältniß der Dinge gegen einander, und geben uns nicht eher deutliche und reelle Begriffe an die Hand, als in dem Augenblicke, da man ſie auf einen beſtimmten Gegenſtand anwendet, und dieſen Gegenſtand mit einem andern vergleicht. So bald dieſe Wörter, wenn ich ſo ſagen darf, in Gleichung (Aequation) oder Vergleichung geſetzt ſind; dann drücken ſie ganz genau das Verhältniß der Dinge unter einander aus. Bis zu dieſem Augenblicke wird, zum Exempel, das Wort **Größe** in meinem Verſtande ganz verſchiedne Jdeen erregen, je nachdem ich es auf eine Fliege, oder auf einen Wallfiſch anwenden will. Eben ſo geht es mit demjenigen, was man beym Menſchen die Jdee oder den Gedanken nennt. An ſich ſelbſt ſind dergleichen Ausdrücke ohne Bedeutung. Und zu wie viel Jrrthümern haben ſie nicht gleichwohl Anlaß gegeben! wie oft hat man nicht in den Schulen behauptet, weil **das Denken mit der Ausdehnung, und mit der Materie nichts gemein hätte**; ſo ergäbe ſich hieraus augenſcheinlich, daß die Seele geiſtig wäre. Zeit meines Lebens, das geſtehe ich, habe ich von dieſem gelehrten Galimathias nichts begreifen können. Und in Wahrheit, was bedeutet das Wort **denken**? Entweder hat dieſes Wort gar keinen Sinn, oder es drückt, wie **ſich bewegen**, bloß eine Art des Menſchen, zu ſeyn, aus. Sagt man nun, ein Modus, oder eine Art, zu

ſeyn,

ſeyn, ſey kein Körper, oder habe keine Ausdehnung, ſo iſt nichts deutlicher und begreiflicher, als dieſes; macht man aber aus dieſem Modus ein Weſen, und noch dazu ein geiſtiges Weſen, ſo kann nach meinen Gedanken nichts ungereimter ſeyn.

Was iſt nächſtdem wohl unbeſtimmter, als das Wort **Verbrechen**? Wenn dieſer collective Ausdruck in meinem Verſtand eine deutliche und beſtimmte Idee erregen ſoll; ſo muß ich ihn auf einen Diebſtahl, auf einen Meuchelmord, oder auf irgend eine andre dergleichen That anwenden. Die Menſchen haben dergleichen Arten Wörter bloß erfunden, um einander ihre Begriffe deſto leichter, oder doch wenigſtens geſchwinder mittheilen zu können. Ich nehme zum Exempel an, man ſtifte eine Geſellſchaft, in welche man keine andre, als ehrliche Leute, aufnehmen will. Damit man ſich nun die Mühe erſpare, das lange Verzeichniß von allen den Thaten herzuzählen, welche man von der Geſellſchaft will ausgeſchloſſen wiſſen; ſo wird man mit einem einzigen Worte ſagen, man verbanne aus derſelben jedweden Menſchen, der ſich mit irgend einem Verbrechen beſudelt hat. Aber was für einen deutlichen Begriff wird denn alsdann das Wort **Verbrechen** vorſtellen? Gar keinen. Weil dieſes Wort einzig und allein auserſehen iſt, die ſchädlichen Handlungen, deren ſich die Glieder dieſer Geſellſchaft ſchuldig machen könnten, bey ihr ins Andenken zu bringen; ſo erinnert ſelbiges die Geſellſchaft bloß, über ihr Verhalten zu wachen. Kurz, dieſes Wort iſt eigentlich nur ein Laut, und eine kürzere oder abgekürztere Art, die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf dieſen Artikel rege zu machen.

Auf den Fall daher, wo ich genöthigt wäre, die Straſen zu beſtimmen, die dem Verbrecher gebührten, wo ich mir alſo deutliche und beſtimmte Begriffe davon machen ſollte; müßte ich alsdann auch die Gemälde von den verſchiedenen Miſſethaten, welche der Menſch begehen kann, eins nach dem andern, in mein Gedächtniß zurückerufen; ich müßte unterſuchen,

ſuchen, welche von dieſen Miſſethaten am ſchädlichſten für die Geſellſchaft wären; und endlich müßte ich ein Urtheil fällen, welches dann nichts anders ſeyn würde, als, wie ich ſchon ſo oft geſagt habe, der **Ausſpruch derer Empfindungen, die ich bey Gegenwart der verſchiednen Gemälde von dieſen Verbrechen gehabt hätte.**

Demnach läßt ſich jede Idee, ſie habe Namen wie ſie wolle, in ihrer endlichen Auflöſung allemal auf Facta oder phyſiſche Empfindungen zurückeſetzen. Was bey dergleichen Unterſuchungen einige Dunkelheit verurſacht, iſt die unſichre und ſchwankende Bedeutung einer gewiſſen Anzahl von Wörtern, nebſt der Mühe, die man zuweilen anwenden muß, deutliche Begriffe aus denſelben herauszubringen. Vielleicht hält es eben ſo ſchwer, einige dieſer Ausdrücke aufzulöſen, und ſie, wenn ich ſo ſagen darf, auf ihre weſentlichen Ideen (Ideas conſtituentes) zurückezuſetzen, als es in der Chymie ſchwer hält, gewiſſe Körper aufzulöſen. Indeſſen wende man an dieſe Auflöſung nur die erfoderliche Methode und Aufmerkſamkeit; ſo kann man ſich des glücklichen Erfolges gewiß verſichert halten.

Was ich bisher geſagt habe, iſt hinlänglich, den Leſer von Einſicht zu überzeugen, daß ſich jedwede Idee und jedwedes Urtheil auf eine Empfindung zurückeſetzen läßt. Um demnach die verſchiedentlichen Operationen des Verſtandes zu erklären, würde es gar nicht nöthig ſeyn, ein vom Empfindungs-Vermögen unterſchiednes Vermögen, zu urtheilen und zu vergleichen, bey uns anzunehmen. — Aber, wird man ſagen, was iſt das für ein Principium oder Bewegungsgrund, was uns antreibt, die Gegenſtände unter einander zu vergleichen, und was uns zugleich die nöthige Aufmerkſamkeit giebt, um die Verhältniſſe derſelben zu beobachten? Das Intereſſe, welches ebenfalls, wie ich nunmehr beweiſen will, eine Wirkung der phyſiſchen Empfindlichkeit iſt.

Sechſtes

Sechſtes Kapitel.

Wo kein Intereſſe Statt hat, da findet auch keine Vergleichung der Gegenſtände unter einander Statt.

Jedwede Vergleichung der Gegenſtände unter einander ſetzt Aufmerkſamkeit, jede Aufmerkſamkeit ſetzt Mühe, und jede Mühe einen Bewegungsgrund voraus, um deſſen willen man ſich Mühe giebt. Gäbe es einen Menſchen ohne Begierde; und könnte ein ſolcher Menſch exſiſtiren; ſo würde er die Körper nicht unter einander vergleichen; er würde auch kein Urtheil fällen. Aber wenn man dieſes auch annähme, ſo würde er dann doch wohl immer noch von dem unmittelbaren Eindruck urtheilen können, den die Gegenſtände auf ihn machen? Ja, wenn dieſer Eindruck ſtark wäre. Dann wäre ſeine Stärke ein **Bewegungsgrund zur Aufmerkſamkeit** geworden, und würde ein **Urtheil** mit ſich bringen. So würde es aber nicht ergehen, wenn die Empfindung ſchwach wäre; alsdann würde er ſich der Urtheile, welche die Empfindung veranlaſſet hätte, weder bewußt werden, noch ſich ihrer nachher wieder erinnern. Iſt ein Menſch mit einer unzähligen Menge von Gegenſtänden umgeben; ſo wird er nothwendiger Weiſe von unzählichen Empfindungen gerührt: er fällt alſo auch wohl unzähliche Urtheile; aber er fällt ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn. Und warum? Deßwegen, weil ſich die Beſchaffenheit ſeiner Urtheile nach der Beſchaffenheit ſeiner Empfindungen richtet. Laſſen dieſe Empfindungen nur eine ganz leichte Spur zurücke, die eben ſo bald wieder verſchwunden iſt, als er ſie empfunden hat; ſo ſind die Urtheile, die er über dergleichen Empfindungen fällt, von eben der Art; er wird ſich ihrer nicht bewußt. In der That giebt es auch keinen Menſchen, der nicht täglich, ohne es ſelbſt inne zu werden, unzähliche Schlüſſe machte und unzähliche Urtheile fällte, deren er ſich nicht bewußt iſt. Ich will einmal diejenigen zum Exempel nehmen, die vor allen ſchnellen Bewegungen unſers Leibes vorhergehen.

Wenn **Veſtris** in einem Ballet lieber eine Capriole, als ein Entre-chat macht; wenn **Mote'** auf dem Fechtboden eher die Terzie, als die Quarte ſtößt: ſo müſſen **Veſtris** und **Mote'**, wofern es keine Wirkung ohne Urſache giebt, hierzu durch ein Raiſonnement ſeyn bewogen worden, welches zu ſchnell war, als daß ſie es, ſo zu ſagen, ſelbſt inne geworden wären. Von eben der Art iſt das Raiſonnement, das ich mache, wenn ich dem Körper, der mich eben ins Auge ſtoßen will, meine Hand entgegen ſetze. Es läuft ungefähr auf Folgendes hinaus:

Die Erfahrung lehrt mich, daß meine Hand dem Stoße, der mich um das Geſicht bringen könnte, ohne Schmerzen widerſteht; überdieß ſind mir meine Augen auch lieber, als meine Hand; ich muß alſo wohl meine Hand in die Gefahr wagen, um nur meine Augen zu retten.

Da iſt Niemand, der nicht im ähnlichen Falle gleiches Raiſonnement machte; aber aus eben dem Grunde geſchieht dieſes Raiſonnement gemeiniglich ſo geſchwind, daß man die Hand ſchon vor die Augen gehalten hat, ehe man ſo wohl die Handlung ſelbſt, als das Raiſonnement inne geworden, wovon dieſe Handlung die Wirkung iſt. Was für eine Menge Empfindungen giebt es aber auch, die gerade von der Beſchaffenheit ſolcher gewohnter Empfindungen ſind! und was für eine Menge ſchwache Empfindungen, die unſre Aufmerkſamkeit nicht feſthalten, und die alſo weder Bewußtſeyn, noch Erinnerung bey uns hervorbringen können!

Es giebt Augenblicke, worinnen die ſtärkſten Empfindungen, ſo zu ſagen, keine Empfindungen ſind. Ich ſchlage mich; und ich werde verwundet. Gleichwohl ſetze ich den Zweykampf fort, und werde meine Wunde nicht inne. Warum? Deßwegen, weil mich die Liebe zu meiner Erhaltung, der Zorn, die Wallung, in die mein Blut geſetzt iſt, unempfindlich gegen den Schlag machen, der in jedwedem andern Augenblicke meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Dagegen giebt es hinwiederum Augenblicke, in denen ich mich der allergeringſten Empfindungen bewußt bin;

nämlich ſo bald ſolche Leidenſchaften, wie Furcht, Liebe zum Ruhme, Geiz, Neid u. d. gl. meinen ganzen Verſtand auf einen einzigen Gegenſtand concentriren. Bin ich ein Verſchworner, ſo giebt es keine Gebärde, keinen Blick, der dem unruhigen und mißtrauiſchen Auge meiner Mitſchuldigen entgienge. Bin ich ein Maler; ſo rührt mich jeder ſonderbare Effect von Lichte. Bin ich ein Juwelirer; ſo giebt es keinen Flecken in einem Diamante, den ich nicht gewahr würde. Bin ich neidiſch; ſo giebt es keinen Mangel an einem großen Manne, den mein ſcharfſichtiges Auge nicht entdeckte. Im Uebrigen machen mich eben dieſe Leidenſchaften, die meine ganze Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Gegenſtände concentriren, in dieſer Betrachtung eben ſo ſehr der feinſten Empfindungen fähig, als ſie mich gegen jede andre Art von Empfindungen verhärten und fühllos machen. —

Bin ich ein Verliebter, ein Eiferſüchtiger, ein Ehrgeiziger, ein Mißvergnügter, und ſpaziere in dieſer Verfaſſung meines Gemüthes durch die prächtigen Paläſte regierender Herren; ſo treffen die Stralen, die von dem Marmor, von den Statuen, von den Gemälden, welche mich umgeben, zurückegebrochen werden, umſonſt meine Augen. Soll meine Aufmerkſamkeit rege werden; ſo muß ein unbekannter, neuer Gegenſtand, der mir mit einmal in die Augen kömmt, einen lebhaften Eindruck auf mich machen. In Ermangelung eines ſolchen Eindruckes ſpaziere ich herum, ohne zu ſehen, ohne zu hören, und ohne mich der Empfindungen, die ich erleide, bewußt zu werden.

Spaziere ich hingegen während der Seeſtille der Begierden in eben dieſen Paläſten herum; ſo wird alsdann mein Gemüth alle Schönheiten, womit Kunſt und Natur dieſelben ausgeſchmückt haben, empfinden. Meine Seele wird allen Eindrücken offen ſtehen, und ſich unter alle, die ſie empfängt, gleichſam vertheilen. Freylich werde ich wohl nicht, wie der Verliebte und der Ehrſüchtige, mit jenem ſcharfen und durchdringenden Auge begabet ſeyn, welches dieſe Leute zu allem mitbringen, was ſie intereßirt; ich werde nicht, wie ſie, wahrneh-

nehmen, was ſo zu ſagen bloß den Augen der Leidenſchaften ſichtbar iſt; kurz, meine Empfindungen werden nicht bey jedem Gegenſtande ſo fein, wie bey ihnen, ſeyn: aber ich werde doch Empfindungen für alles, was mir vorkömmt, in Bereitſchaft haben.

Man laſſe einen Weltmann und einen Kräuterkenner an einem Waſſergraben ſpazieren gehen, der von alten Eichen beſchattet wird, und deſſen Ufer mit Geſträuchen und wohlriechenden Blumen bewachſen iſt; ſo wird der erſtre einzig und allein von der Helligkeit der Gewäſſer, von dem Alterthume der Eichen, von der Mannichfaltigkeit der Geſträuche, von dem lieblichen Geruche der Blumen gerührt werden, und wird keinesweges die Augen des Kräuterkenners haben, ſo daß er die Aehnlichkeiten und Unterſchiede, welche dieſe Blumen und Geſträuche unter einander haben, bemerken könnte. Weil ihm nichts daran liegt, dieſelben wahrzunehmen; wird er auch nicht Acht darauf haben, um ſie zu bemerken. Er wird Empfindungen erleiden, er wird auch Urtheile darüber fällen; aber er wird ſich beider nicht bewußt werden. Der Kräuterkenner hingegen, dem ſeine Ehre am Herzen liegt; der Kräuterkenner, der ein pünctlicher Beobachter dieſer verſchiedenen Blumen und Geſträuche iſt, kann allein ſeine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedentlichen Empfindungen, die dieſelben bey ihm erregen, und auf die unterſchiedlichen Urtheile heften, die er darüber fällt *). —

Wenn übrigens das Bewußtſeyn, oder das Nicht-Bewußtſeyn ſolcher Eindrücke ihre Natur nicht ändern; ſo iſt es alſo, wie ich weiter oben geſagt habe, gewiß, daß alle unſre Empfindungen ein Urtheil mit ſich bringen, deſſen Exiſtenz uns zwar, wenn ſelbige nicht unſre Aufmerkſamkeit gefeſſelt haben,

*) Ohne Aufmerkſamkeit findet in der That keine Wiedererinnerung, und ohne daß uns an einer Sache etwas gelegen iſt, findet auch keine Aufmerkſamkeit Statt.

**) Rouſſeau läugnet zwar in ver-

haben, unbekannt, aber darum nichts deſto weniger reell genug iſt.

Es ergiebt ſich aus dieſem Kapitel, daß alle die Urtheile, die durch Vergleichung der Gegenſtände unter einander veranlaſſet werden, bey uns ein Intereſſe, das iſt, eine Urſache vorausſetzen, warum uns daran gelegen iſt, eine Vergleichung zwiſchen ihnen anzuſtellen. Da ſich nun dieſes Intereſſe nothwendiger Weiſe auf die Liebe zu unſrer Glückſeligkeit gründet; ſo kann es nichts andres ſeyn, als eine Wirkung der phyſiſchen Empfindlichkeit; indem alle unſre Leiden, ſo wie alle unſre Vergnügungen in dieſer ihre Quelle haben. Nachdem ich dieſe Frage hiermit zur Genüge unterſuchet habe, will ich daraus den Schluß ziehen, daß phyſiſcher Schmerz und phyſiſches Vergnügen der unerkannte Grund von allen Handlungen der Menſchen ſey **). —

Siebentes Kapitel.

Die phyſiſche Empfindlichkeit iſt die einzige Urſach unſrer Thätigkeit, unſrer Gedanken, unſrer Leidenſchaften, und unſrer Geſelligkeit.

Thätigkeit.

Sich ſelber zu kleiden, ſeine Geliebte oder ſeine Frau herauszuputzen, ihnen Zeitvertreibe zu verſchaffen, ſich und ſeine Familie zu ernähren, und kurz, das Vergnügen zu genießen, welches mit der Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe verbunden iſt, das ſind die Antriebe, warum der Handwerksmann und der Bauer denken, worauf ſie ſinnen, und weßwegen ſie arbeiten. Alſo iſt die phyſiſche Empfind-

verſchiednen Stellen ſeines Emil, daß die phyſiſche Empfindlichkeit das Principium oder der Grund aller Handlungen des Menſchen ſey; allein die Gründe, worauf er ſich ſteift, beweiſen, daß er dieſer Frage nicht reiflich nachgedacht habe.

pfindlichkeit der einzige Bewegungs-Antrieb des Menſchen *); und mithin iſt er, wie ich nunmehr beweiſen will, nicht mehr als zwoer Arten von Vergnügen und Leiden fähig. Die eine Art

*) Was man geiſtiges Leiden oder geiſtiges Vergnügen nennt, läßt ſich allemal auf irgend ein phyſiſches Leiden oder Vergnügen zurückeſetzen. Ein Paar Exempel mögen dieſer Wahrheit zum Beweiſe dienen.

Was treibt uns an, das Spiel zu lieben, wenn es auch klein, und wenig dabey zu gewinnen iſt? Sollten es etwan die angenehmen Empfindungen ſeyn, die es bey uns erregt? Keinesweges; wir lieben es, weil es uns von dem Leiden der Langenweile befreyt, und uns aus jener Abweſenheit von allem Eindrucke reißt, den wir allemal wie etwas Ungelegnes, und wie einen phyſiſchen Schmerz empfinden.

Was verleitet uns, das hohe Spiel zu lieben? die Liebe zum Gelde. Was bewegt uns aber, das Geld zu lieben? die Neigung zu allerhand Bequemlichkeiten; das Bedürfniß zeitvertreibender Luſtbarkeiten; die Begierde, uns von phyſiſchen Schmerzen loszureißen, und uns phyſiſche Vergnügungen zu verſchaffen. Kann man nicht auch noch überdieß beym hohen Spiele die Gemüthsbewegung lieben, die es in uns erregt? Ohne Zweifel. Aber die Gemüthsbewegung, die ich in dem Augenblick empfinde, da ich tauſend, zwey tauſend, oder wenn man will zehn tauſend Louisd'or verlieren oder gewinnen ſoll, hat ihre Quelle entweder in der Furcht, der Vergnügungen, die ich genieße, beraubet zu werden, oder ſie hat ſie in der Hoffnung, diejenigen Vergnügungen zu genießen, die mir ein Zuwachs zu meinem Vermögen verſchaffen würde. Sollte nicht dieſe Gemüthsbewegung bey manchen Menſchen auch eine Wirkung des Hochmuthes ſeyn? Es giebt Menſchen, die ſo hochmüthig ſind, daß ſie ſich gedemüthiget fühlen, ſo bald das Glück ſie verläßt, wäre es auch bloß in einem Spiel um Steckenadeln. Jedoch iſt dieſer Hochmuth etwas Seltnes. Uebrigens iſt aber dieſer nämliche Hochmuth, (wie man denn den Beweis hiervon im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen, im 13ten Kap. des 3ten Diſcurſes findet,) noch immer weiter nichts, als eine von den Wirkungen der phyſiſchen Empfindlichkeit. Die Liebe zum Spiele hat demnach entweder die Furcht vor der Langenweile, und folglich vor dem Schmerzen, oder die Hoffnung auf phyſiſches Vergnügen zum Grunde.

Hat es wohl gleiche Bewandtniß mit dem innerlichen Vergnügen, das man empfindet, wenn man einem Nothleidenden beyſteht, wenn man eine freygebige Handlung ausübt? Dieß iſt in der That ein überaus lebhaftes Ver-

Art ſind die phyſiſchen Leiden und Vergnügungen; die andre ſind die Leiden und Vergnügungen, die man vorherſieht, oder deren man ſich erinnert.

Vergnügen. Jedwede Handlung von dieſer Art muß von allen Menſchen ohne Unterſchied gelobt werden, weil ſie allen und jeden nützlich iſt. Aber wer iſt denn eigentlich ein menſchenliebender, mitleidiger Menſch? derjenige iſts, dem der Anblick von andrer Menſchen Elend ein ſchmerzhafter Anblick iſt.

Da der Menſch ohne Idee, ohne Laſter und ohne Tugend zur Welt kömmt; ſo iſt bey ihm alles, und ſelbſt die Menſchenliebe, ein erworbenes Gut; ſeiner Erziehung hat er dieſe Empfindung zu danken. Unter allen verſchiedentlichen Mitteln, einem Kinde dergleichen Empfindlichkeit beyzubringen, iſt wohl das kräftigſte, wenn man es bey dem Anblick eines Nothleidenden, ſo zu ſagen von der Wiege an, gewöhnt, ſich ſelbſt zu befragen, von was für einem Ungefähre wohl das herrühre, daß es nicht, wie dieſer Unglückliche, der rauhen Witterung, dem Durſte, dem Hunger, dem Schmerzen u. d. gl. bloßgeſtellt iſt? Hat es ſich das Kind zur Gewohnheit gemacht, ſich in Gedanken an die Stelle der Nothleidenden zu ſetzen; ſo wird es, nachdem dieſe Gewohnheit bey ihm Wurzel gefaßt hat, von ihrem Elend um deſto mehr gerührt, weil es, indem es ihr Schickſal beweint, über das Schickſal der geſammten Menſchheit, und mithin über ſein eignes zugleich mit erweichet wird. Alsdann vermiſchen ſich unzähliche verſchiedentliche Empfindungen mit jener erſten Empfindung, und aus der Verknüpfung derſelben erwächſt jenes durchgängige Gefühl von Vergnügen, das eine edle Seele genießt, wenn ſie einem Nothleidenden Hülfe leiſtet; ein Gefühl, das ſie nicht allemal in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen vermögend iſt.

Man erquickt Nothleidende,

1) um ſich von dem phyſiſchen Schmerze loszureißen, ſie Noth und Elend leiden zu ſehen;

2) um den Anblick einer Erkenntlichkeit zu genießen, die wenigſtens in unſerm Herzen die dunkle Hoffnung auf einen entfernten Nutzen erzeugt;

3) um ein Werk der Macht zu thun, deren Ausübung uns allemal angenehm iſt, weil ſie in unſerm Verſtand allemal das Bild der Vergnügungen, die mit dieſer Macht verknüpfet ſind, aufs neue belebt;

4) weil ſich bey einer guten Erziehung die Idee von Glückſeligkeit mit der Idee von Wohlthätigkeit verbindet; weil uns dieſe Wohlthätigkeit die Hochach-

Schmerz.

Ich kenne nicht mehr, als zwo Arten von Schmerzen, den gegenwärtigen Schmerz, und den Schmerz, den ich als zukünftig vorherſehe. Leide ich Hunger; ſo empfinde ich einen gegenwärtigen Schmerz. Sehe ich vorher, daß ich nächſtens werde Hunger leiden müſſen; ſo empfinde ich einen Schmerz der Vorherſehung, wovon der Eindruck um deſto ſtärker iſt, je näher oder heftiger dieſer Schmerz ſeyn muß. Der Uebelthäter, der zum Blutgerüſte hingeht, empfindet noch keine Marter; aber das Vorherſehen, das ihm ſeine Todesſtrafe gegenwärtig macht, fängt dieſelbe ſchon an *).

Gewiſſens-Unruhe.

Die Gewiſſens-Unruhe iſt weiter nichts, als das Vorherſehen der phyſiſchen Leiden, denen wir um des Verbrechens willen bloßgeſtellet ſind. Folglich iſt die Gewiſſens-Unruhe in uns eine Wirkung der phyſiſchen Empfindlichkeit. Es ſchau-

tung und das Wohlwollen der Menſchen zuwege bringt, und ſolchergeſtalt eben ſo gut, wie Schätze, als ein Vermögen oder Mittel betrachtet werden kann, ſich von Leiden loszumachen und ſich Vergnügungen zu verſchaffen.

Auf ſolche Weiſe erwächſt aus unzählichen verſchiedentlichen Empfindungen jenes durchgängige Gefühl von Vergnügen, das man bey Ausübung der Wohlthätigkeit empfindet.

Mich deucht, ich habe genug geſagt, um dem Manne von Verſtande Mittel an die Hand zu geben, wie er, auf ähnliche Weiſe, jedwede andre Art von Vergnügen, die man zum geiſtigen Vergnügen rechnet, in ſeine Beſtandtheile auflöſen, und ſie alle auf bloße Empfindungen herabſetzen kann.

*) Es iſt kein Zweifel, daß in ſolchen entſetzlichen Augenblicken bloß das Vorherſehen Urſache daran ſey, wenn wir eine phyſiſch ſchmerzhafte Empfindung in uns erleiden. Was iſt das Vorherſehen? eine Wirkung des Gedächtniſſes. Nun iſt es aber dem Gedächtniß oder der Wiedererinnerung eigen, die Empfindungs-Werkzeuge bis zu einem gewiſſen Punct in eben die Nerven-Krämpfe zu verſetzen, worein ſie die wirkliche Vollziehung der Strafe ſelbſt verſetzen muß. Alſo iſt es offenbar, daß alle die Schmerzen und Vergnügungen, die man ſonſt zu den innerlichen rechnet, lauter phyſiſche Empfindungen ſind, und daß

ſchaudert mir bey dem Anblicke der Feuerflammen, der Räder und der Furien-Geißeln, welche die Einbildungskraft des Malers und des Dichters im Tartarus anzündet, rollt und ſchwingt. Lebt ein Menſch ohne Furcht, iſt er über die Geſetze erhaben; ſo begeht er ohne Reue die unehrliche That, die ihm Nutzen bringt; vorausgeſetzt jedoch, daß er, tugendhaft zu handeln, ſich noch nicht zur Gewohnheit gemacht hat. Hat man ſich aber einmal dergleichen gute Gewohnheit erworben; dann kann man ſich nicht ändern, ohne Ungelegenheit und eine geheime Unruhe zu erleiden, welcher man ebenfalls den Namen Gewiſſens-Unruhe beylegt. Die Erfahrung lehrt uns, daß jedwede That, die uns weder den Strafen der Geſetze, noch den Strafen der verwirkten Ehre **) bloßſtellt, insgemein eine ſolche That ſey, die man allemal ohne Gewiſſens-Unruhe begeht. **Solon** und **Plato** hatten das Frauenzimmer, ja ſogar junge Knaben lieb, und geſtanden es ohne Bedenken ***). **In Sparta** wurde der Diebſtahl nicht beſtra-

 ſet,

daß man unter den Worten, innerliche oder äußerliche Eindrücke, keine andern verſtehen kann, als die entweder durch das Gedächtniß, oder durch die Gegenwart der Dinge ſelbſt, erreget werden.

**) Wenn uns die Entehrung, oder die Verachtung der Menſchen unerträglich iſt; ſo rührt es daher, weil uns dieſelbe Unglücksfälle prophezeyt; weil der Entehrte zum Theile der Vortheile beraubet wird, welche an die Vereinigung der Menſchen zum geſellſchaftlichen Leben verknüpfet ſind; weil uns die Verachtung von Seiten ihrer wenig Eifer verſpricht, ſich gegen uns gefällig zu bezeigen; weil ſie uns die Zukunft als leer an Vergnügungen und voller Leiden vormalt, die ſich alleſammt auf phyſiſche Leiden herabſetzen laſſen.

***) Die alten Gallier hatten ſich vor Zeiten in unzählige Clubs oder Privat-Geſellſchaften eingetheilt. Jede dieſer Geſellſchaften beſtand aus einem Dutzend Haushaltungen, unter denen die Weiber gemein waren. Mit ihnen lebte ein jeder, der zur Geſellſchaft gehörte, ohne Gewiſſens-Unruhe; aber keiner hätte ſich unterſtanden, mit einer Frau aus einem andern Club eine verliebte Gemeinſchaft zu unterhalten; dieß hatte das Geſetz verboten. Wo die Unſträflichkeit aufhört, da nimmt die Gewiſſens-Unruhe ihren Anfang.

ſet, und die Lacedämonier ſtahlen, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen. Die morgenländiſchen Fürſten können ihre Unterthanen ungeſtraft mit Auflagen drücken; und in der That erdrücken ſie ſie beynahe damit. Wer über gewiſſe metaphyſiſche Puncte nicht ſo denkt, wie der Inquiſitor, den kann dieſer ungeſtraft verbrennen laſſen; und in der That ahndet er auch die unbedeutende Beleidigung, die der Widerſpruch eines Juden oder Ungläubigen ſeiner Eitelkeit anthut, ohne alle Gewiſſens-Unruhe mit den entſetzlichſten Martern. Mithin haben die Gewiſſens-Vorwürfe ihr Daſeyn bloß der Furcht vor der Strafe, oder vor der Schande zu danken; und dieſe Furcht läßt ſich allemal, wie ich bereits geſagt habe, auf ein phyſiſches Leiden herabſetzen.

Freundſchaft.

Gleicher Weiſe fließen aus der phyſiſchen Empfindlichkeit auch die Thränen, die ich beym Aſchenkruge meines Freundes vergieße. Hat mir der Tod ihn entriſſen; ſo bedaure ich in ihm den Verluſt des Mannes, deſſen Umgang mir die Langeweile vertrieb; ich beweine jenes Mißvergnügen der Seele, welches wirklich ein phyſiſches Leiden iſt; ich weine um den, der ſein Leben und ſein Vermögen aufs Spiel geſetzt hätte, mich vom Tod und vom Schmerze zu retten, der ohne Unterlaß für meine Glückſeligkeit beſorgt war, und der durch allerhand Vergnügungen ohne Unterlaß meiner Glückſeligkeit eine größre Ausdehnung geben wollte. Prüft man mich, erforſcht man mein Herz von Grund aus; ſo wird man in allen dergleichen Empfindungen weiter nichts gewahr, als Aeußerungen von phyſiſchem Vergnügen und phyſiſchen Schmerzen. Und was richtet dieſer Schmerz nicht alles aus? Durch ihn hält die Obrigkeit das Laſter im Zaum, und entwaffnet den Meuchelmörder.

Vergnügen.

Es giebt zwo Arten von Vergnügen, gerade ſo wie es zwo Arten von Schmerzen giebt; das eine iſt das phyſiſche

Ver-

Vergnügen, und das andre iſt das Vergnügen, das man als zukünftig vorherſieht. Liebt ein Menſch ſchöne Sklavinnen und ſchöne Gemälde; ſo iſt er, wenn er einen Schatz findet, entzückt. Gleichwohl empfindet er hierbey, wird man ſagen, immer noch kein phyſiſches Vergnügen; das gebe ich zu. Allein er gelangt in dieſem Augenblicke zu den Mitteln, ſich die Gegenſtände ſeiner Begierden zu verſchaffen. Nun iſt aber dieſes Vorherſehen eines nahen Vergnügens ſchon an ſich ein Vergnügen.

Ohne Liebe zu ſchönen Sklavinnen und ſchönen Gemälden, wäre er bey der Entdeckung ſeines Schatzes gleichgültig geblieben.

Die Vergnügungen, die man in der Zukunft vorherſieht, ſetzen demnach allemal die Exiſtenz der Vergnügungen der Sinne voraus. Die Hoffnung, meine Geliebte morgen zu genießen, iſt heute ſchon hinreichend, mich glücklich zu machen. Das Vorherſehen, oder das Gedächtniß, verwandelt den Erwerb jedes Mittels, das mir beförderlich iſt, mir Vergnügungen zu verſchaffen, ſchon in wirklichen Genuß. Und in der That, aus was für einem Bewegungsgrund erfahre ich jedesmal eine angenehme Empfindung, ſo oft ich einen neuen Grad von Hochachtung, von Anſehen, von Reichthum, und inſonderheit von Macht erlange? Deßwegen, weil ich die Macht als das ſicherſte Mittel betrachte, meine Glückſeligkeit zu vergrößern.

Macht.

Die Menſchen lieben ſich ſelbſt; ſie begehren alle, glücklich zu ſeyn, und meynen auch, daß ſie es vollkommen ſeyn würden, wenn ſie nur mit demjenigen Grade von Macht bekleidet wären, der dazu erfodert wird, ihnen jede Art von Vergnügen zu verſchaffen. Die Begierde nach Macht hat alſo ihre Quelle in der Liebe zum Vergnügen.

Man nehme einmal einen Menſchen an, der ganz und gar fühllos iſt. Aber ein ſolcher, wird man ſagen, würde auch ohne Ideen, und folglich eine bloße Bildſäule ſeyn. Das

mag

mag ſeyn. Unterdeſſen wollen wir annehmen, er könnte exiſtiren, und könnte ſo gar denken: was würde er wohl nach der Macht und dem Scepter der Könige fragen? Nicht das mindeſte. Und in Wahrheit, mit was für einem Grade von Glücke könnte auch wohl dergleichen unermeßliche Macht die Glückſeligkeit eines Menſchen, der ohne Leidenſchaft und Gefühl wäre, vermehren?

Wenn ſich der Ehrgeizige ſo ſehr nach Macht ſehnt; ſo ſehnt er ſich bloß darnach, weil er ſie als ein Mittel betrachtet, Vergnügungen zu erwerben. Macht iſt, ſo gut wie Geld, eine Münze. Die Wirkung der Macht iſt einerley mit der Wirkung des Wechſelbriefes. Bin ich mit einem ſolchen Briefe verſehen; ſo hebe ich in **London**, oder in **Paris**, hundert tauſend Franken oder hundert tauſend Thaler, und folglich alle die Vergnügungen, welche dieſe Summe verſchaffen kann. Bin ich mit einem Befehls- oder Macht-Briefe verſehen; ſo ziehe ich ebenfalls von meinen Mitbürgern auf Sicht die und die Quantität Lebensmittel oder Vergnügungen. Kurz, die Wirkungen des Reichthums und der Macht ſind einander ſo ziemlich gleich, weil Reichthum wirklich eine Macht iſt.

Wie würde man in einem Lande, wo Geld etwas Unbekanntes wäre, die Auflagen einheben? In natura; dieß heißt, an Getraide, Weine, Maſtviehe, Fütterung, Saamenkorne, Wildpret u. d. gl. — Wie würde man Handel und Wandel treiben? Durch Tauſch. Mithin iſt das Geld als eine tragbare Waare zu betrachten, gegen welche man, zur Erleichterung des Handels, alle andre Waaren einzutau-
ſchen

*) Auf der Inſel Rimini kann keiner heirathen, ſo lange er nicht einen Feind erſchlagen, und deſſen Kopf mit nach Hauſe gebracht hat. Der Ueberwinder von zween Feinden hat das Recht, zwey Weiber zu ehlichen; und ſo geht es fort bis auf funfzig. Was für einer Urſach iſt wohl die Einführung einer ſolchen Gewohnheit zuzuſchreiben? Bloß der Lage dieſer Inſulaner; ſie ſind nämlich von allen Seiten mit feindlichen Nationen umgeben, und würden dieſen nicht widerſtehen können, wo fern ſie nicht, um die Tapfer-
keit

ſchen verabredet hat. Sollte es wohl mit den Ehrenſtuſen und Würden, mit welchen geſittete Völker die Dienſte belohnen, die man dem Vaterlande geleiſtet hat, gleiche Bewandtniß haben? Warum nicht? Was ſind Ehrenſtufen? Eine Münze, welche ebenfalls jedwede Art von Lebensmitteln und Vergnügungen gewährt. Man denke ſich einmal ein Land, worinnen die Münze der Ehrenſtufen und Würden keinen Cours hätte; man denke ſich ein Volk, das viel zu frey, und viel zu ſtolz wäre, als daß es eine gar zu große Ungleichheit in den Ständen der Bürger ertragen, und einigen darunter gar zu viel Gewalt vor den andern einräumen könnte; auf was Art und Weiſe würde wohl dieſes Volk groſſe, und dem Vaterlande nützliche Thaten belohnen? durch Güter und Vergnügungen in natura; dieß heißt, es würde ſo und ſo viel Saamenkorn, Bier, Heu, Wein u. d. gl. in den Keller oder in die Scheune eines Helden bringen; es würde ihn mit ſo und ſo viel Morgen Landes, das er urbar machen könnte, oder mit ſo und ſo viel ſchönen Sklavinnen beſchenken. Die Griechen belohnten dort den **Achilles** für ſeine Tapferkeit mit dem Beſitze der ſchönen **Briſeis** *). Was war bey den Scandinaviern, bey den Sachſen, bey den Scythen, bey den Celten, bey den Samniten, bey den Arabern die Belohnung des Heldenmuthes, der Talente und der Tugenden? Bald ein Geſchenk mit einem ſchönen Frauenzimmer **), bald eine Einladung zu Tractamenten, bey welchen die Krieger mit köſtlichen Speiſen bewirthet, mit angenehmen Getränken bedienet wurden, und zugleich mit Entzücken die Geſänge der Barden hörten.

Hieraus

keit ihrer Bürger unaufhörlich in Thätigkeit zu erhalten, an den Heldenmuth die größten Belohnungen verknüpften.

**) Unter den Geſchenken, welche die Caravanen noch heutiges Tages den Arabern in der Wüſte machen, ſind mannbare Mädchen die angenehmſten. Dieß war auch der Tribut, den die Saracenen, als Ueberwinder, ehemals von den Ueberwundenen erzwangen. Abdalrahman erzwang, nachdem er Spanien eingenommen hatte, von dem kleinen Fürſten von Aſturien einen jährlichen Tribut von hundert ſchönen Mädchen.

Hieraus ergiebt ſich alſo ganz deutlich: wenn Geld und Ehrenſtufen bey den meiſten geſitteten Nationen die Belohnungen tugendhafter Thaten ſind; ſo ſind ſie es als Dinge, die eben die Güter und eben die Vergnügungen gewähren, mit welchen ärme und freye Völker ihre Helden in natura belohnten, und welche zu erwerben, dieſe Helden ſich in die größten Gefährlichkeiten wagten. Und wollte man daher den Fall annehmen, daß dergleichen Ehrenſtufen und Würden irgendwo nicht mehr dergleichen Lebensmittel und Vergnügungen mit ſich brächten; wollte man die Meynung einreißen laſſen, daß dergleichen Ehrenſtufen weiter nichts ſeyn ſollten, als leere Titel *); ſo würden dieſe Titel nach ihrem eigentlichen geringen Werthe geſchätzt werden, und dann auch gar bald aufhören, ein Gegenſtand der Begierde zu ſeyn. Wenn der Soldat in die Laufgräben gehen ſoll; ſo muß ihm der Thaler, den er dafür bekömmt, ſein Maaß Branntwein, und ſeine fröhliche Nacht bey einer Marketenderinn verſchaffen können. Die Soldaten in unſern Tagen ſind gerade ſo, wie die Soldaten in ältern Zeiten **). Der Menſch hat ſich nicht geändert; und für die nämlichen Belohnungen wird er zu allen Zeiten beynahe die nämlichen Thaten thun. Nimmt man an, daß ein Menſch gegen Vergnügen und Schmerz gleichgültig

*) Wenn in deſpotiſchen Ländern die Triebfeder des Ruhmes insgemein ſehr ſchwach iſt und wenig Wirkung thut; ſo rührt es daher, weil in ſolchen Ländern der Ruhm keine Art von Macht gewährt; weil alle Macht von dem Deſpoten alleine verſchlungen wird; weil in ſolchen Ländern ein Held, wäre er auch mit allem Ruhme bedeckt, doch nicht vor der Intrigue des allerverächtlichſten Höflings geſichert iſt; weil er ſich weder des Eigenthumes ſeiner Güter, noch ſeiner Freyheit mit Zuverſicht erfreuen kann; und weil er ſich, mit einem Wort, auf Befehl des regierenden Herrn muß ins Gefängniß werfen, ſeines Reichthumes, ſeiner Ehrenſtufen, und ſo gar des Lebens berauben laſſen.

Warum ſieht der Engländer die meiſten ausländiſchen vornehmen Herren nicht viel beſſer an, als wie geputzte Bedienten und mit Blumenkränzen behängte Schlachtopfer? deßwegen, weil in England ein Bauer mehr, der Wahrheit nach, groß iſt, als es ander-

gültig geſinnt ſey; ſo iſt dieſer Menſch ohne Thätigkeit; ſo iſt er weder der Gewiſſens-Unruhe, noch der Freundſchaft, noch auch mit einem Worte der Liebe zu Reichthum und Macht fähig: denn die Mittel, Vergnügen zu erwerben, müſſen uns nothwendiger Weiſe gleichgültig ſeyn, ſo bald uns das Vergnügen ſelbſt gleichgültig iſt. Was wir im Reichthum und in der Macht ſuchen, iſt nichts andres, als Mittel, uns von phyſiſchen Schmerzen loszumachen, und uns phyſiſche Vergnügungen zu verſchaffen. Iſt es allemal ein Vergnügen, wenn man ſich Gold und Macht erwirbt; ſo iſts dieſes deßwegen, weil unſer Vorherſehen und unſer Gedächtniß alle Mittel, reelles Vergnügen zu erlangen, in reelles Vergnügen verwandelt.

Die Folgerung, die ich überhaupt aus dieſem Kapitel ziehe, iſt keine andre, als daß bey dem Menſchen alles aufs Empfinden hinaus läuft; eine Wahrheit, von der ich noch zum Ueberfluß einen ganz neuen Beweis geben kann, wenn ich zeige, daß auch die Geſelligkeit bey ihm weiter nichts iſt, als eine Folge dieſer nämlichen Empfindlichkeit.

Achtes

anderwärts ein Mann im höchſten Poſten iſt. Ein ſolcher Bauer iſt frey; er kann ungeſtraft tugendhaft ſeyn; er erkennt nichts über ſich, als das Geſetz.

In armen Republiken muß die Begierde nach Ruhme das mächtigſte Principium ihrer Thätigkeit ſeyn; und in deſpotiſchen Ländern iſt die Begierde nach Gelde, die ſich auf Liebe zur Ueppigkeit gründet, das Principium der Thätigkeit, und die bewegende Kraft der Nationen, die einer ſolchen Regierung unterworfen ſind.

**) Es iſt bekannt, daß der Einfall des Brennus in Italien nicht der erſte, ſondern ſchon der fünfte war, den die Gallier in dieſes Land thaten. Schon vor ſeinen Zeiten hatte Belloveſus ein Gleiches gethan. Aber wie beredete dieſer Heerführer ſeine Landsleute, daß ſie mit ihm über die Alpen giengen? Er ſchickte ihnen Italiäner-Wein, und ſchrieb ihnen dabey: „Koſtet einmal dieſen „Wein; und wenn er euch gut „ſchmeckt, ſo kommet her, und „helfet mir das Land erobern, wo „er wächſt“.

Achtes Kapitel.

Von der Geſelligkeit.

Es iſt dem Menſchen natürlich und angebohren, daß er gern Früchte und Fleiſch verzehrt. Ueberdieß iſt er ſchwach, ſchlecht bewaffnet, und folglich der Gefräßigkeit ſolcher Thiere bloßgeſtellt, die ihm an Stärke überlegen ſind. Alſo mußte ſich der Menſch mit dem Menſchen vereinigen, um ſich entweder zu ernähren, oder ſich doch vor der Wut des Tygers und des Löwen in Sicherheit zu ſetzen. Der Zweck dieſer Vereinigung war, die Thiere anzugreifen, und ſie zu tödten *), um ſie entweder hernach zu verzehren, oder doch um die Baum- und Feld-Früchte, die ihm zur Nahrung dienten, vor ihnen zu retten. Indeſſen mehrte ſich der Menſch; und wenn er leben wollte, mußte er das Land bauen. Sollte er ſich nun bewegen laſſen, einzuſäen; ſo mußte die Aerndte demjenigen gehören, der das Feld beſäet und gepflügt hatte. Zu dem Ende errichteten die Bürger unter einander Verträge und Geſetze. Dieſe Geſetze befeſtigten die Banden einer Vereinigung,

*) In Africa giebt es, wie man ſagt, eine Art von wilden Hunden, die ſich aus gleichem Bewegungsgrund in Koppeln zuſammengeſellen, um Krieg wider die Thiere zu führen, die ihnen an Stärke überlegen ſind.

**) Man hat daraus, daß der Menſch geſellig iſt, den Schluß gezogen, er wäre gut; aber man hat ſich geirrt. Die Wölfe machen auch Geſellſchaft mit einander, und ſind doch nicht gut. Ja, ich möchte wohl gar ſagen, wenn ſich der Menſch ſeinen Gott, wie Herr von Fontenelle ſagt, nach ſeinem Ebenbilde gemacht hat; ſo muß das ſchreckende Bild, das er von der Gottheit ſchildert, die Güte des Menſchen gar ſehr verdächtig machen. Man legt einem Hobbes den Grundſatz zur Laſt: das handfeſte Kind iſt das bösartige Kind. Gleichwohl hat er damit weiter nichts gethan, als daß er den ſo ſehr bewunderten Vers des Corneille,

„Qui peut tout ce qu' il veut, veut plus que ce qu' il doit“,
(Wer thun kann, was er will; will oft mehr, als er ſoll,)

und

gung, welche ſich auf ihre Bedürfniſſe gründete, und eine unmittelbare Folge der phyſiſchen Empfindlichkeit **) war. Allein läßt ſich ihre Geſelligkeit nicht als eine angebohrne Eigenſchaft***), als eine Art von moraliſcher Schönheit betrachten? Was uns die Erfahrung in dieſem Stücke lehrt, beſteht darinnen, daß die Geſelligkeit beym Menſchen, ſo gut wie beym Thier, eine Wirkung des Bedürfniſſes iſt. Wenn das Bedürfniß, ſich zu wehren, die Thiere auf der Weide, als Ochſen, Pferde u. d. gl. antreibt, ſich in Heerden zu ſammeln oder in Geſellſchaft zuſammen zu treten; ſo vereinigt das Bedürfniß ebenfalls die fleiſchfreſſenden Thiere, dergleichen die Füchſe und Wölfe ſind, daß ſie in Geſellſchaft ihren Raub anfallen, ihn jagen und bekämpfen können.

Intereſſe und Bedürfniß ſind das Principium oder die Urquelle aller Geſelligkeit. Dieſes Principium, (wovon nur wenige Scribenten deutliche Begriffe angegeben haben,) iſt alſo das einzige, welches die Menſchen unter einander vereinigt. Daher iſt auch jedesmal die Stärke ihrer Vereinigung deſto größer, je größer die Stärke der Angewöhnung und des Bedürfniſſes iſt. So bald ſich der wilde junge Menſch ****) und

und den eben ſo bekannten Vers des La-Fontaine,

„La raiſon du plus fort eſt toujours la meilleure“,
(Das Recht des Stärkern iſt gemeiniglich das beſte,)

nur mit andern Worten, wiederholet hat.

Die Gelehrten, die vom Menſchen einen Roman ſchreiben, tadeln dieſen Grundſatz am Hobbes; diejenigen aber, die die Geſchichte des Menſchen beſchreiben, bewundern ihn: und die Unentbehrlichkeit der Geſetze iſt ein Beweis, daß er wahr iſt.

***) Die Neubegierde, welche gewiſſe Leute für eine angebohrne Leidenſchaft halten, iſt bey uns eine Folge von der Begierde, glücklich zu ſeyn, und unſern Zuſtand immer mehr und mehr zu verbeſſern; ſie iſt eine bloße Aeußerung der phyſiſchen Empfindlichkeit.

****) Mit der Zuneigung der Schwarzen zu ihren Kindern geht es, nach dem Zeugniſſe der meiſten Reiſegeſchichtſchreiber, eben ſo her, wie mit der Zuneigung der Thiere zu ihren Jungen. Dieſe Neigung

und das wilde junge Schwein im Stande befinden, ſelber für ihre Nahrung und Vertheidigung zu ſorgen; ſo verlaſſen ſie von Stund an, jener die Hütte, und dieſes das Lager ihrer Aeltern *).

So bald die jungen Adler geſchwind genug ſind, daß ſie auf ihren Raub zuſchießen können, kennt ſie von dem Augenblick an der alte Adler nicht mehr; und ſie können auch ſeiner Hülfe entbehren.

Das Band, welches die Kinder mit dem Vater, und den Vater mit den Kindern verbindet, iſt nicht ſo ſtark, als man ſich einbildet; ja, es würde eine allzugroße Stärke dieſes Bandes ſo gar grundverderblich für die Staaten ſeyn. Die vornehmſte Leidenſchaft des Bürgers muß die Liebe zu den Geſetzen und zum gemeinen Beſten ſeyn. Ich ſage es ungern; aber die kindliche Liebe muß bey dem Menſchen der Vaterlands-Liebe untergeordnet ſeyn. Wenn dieſe leztre Liebe nicht die Oberhand über jede andre Art von Zuneigung hat; wo ſollen wir das Maaß finden, nach welchem das Laſter und die Tugend zu meſſen ſind? Alsdann giebt es weder Laſter, noch Tugend mehr; und die ganze Moral fällt dahin.

Und in Wahrheit, aus was für einem Grunde hätte man wohl den Menſchen die Liebe zu GOtt, oder zur Gerechtigkeit, vor allen andern empfohlen? Deßwegen iſt es geſchehen, weil man dunkel eingeſehen hat, was für großer Gefahr

Neigung hört auf, ſo bald die Jungen ſelber für ihre Bedürfniſſe ſorgen können. (Man ſehe den 1ſten Band der Mêlanges intéreſſans des Voyages d' Aſie, d' Amérique, etc.)

Die Anxicos ſpeiſen ihre Sklaven, wie Dapper über dieſe Materie in ſeiner Africaniſchen Reiſe ſagt; Menſchenfleiſch iſt auf ihren Märkten gerade eben ſo gemein, wie das Rindfleiſch in unſern Fleiſchbänken und Schlachthäuſern. Der Vater mäſtet ſich mit dem Fleiſche ſeines Sohnes, und der Sohn mit dem Fleiſche ſeines Vaters; Brüder und Schweſtern freſſen einander auf, und die Mutter nährt ſich ohne Entſetzen von dem Kinde, das nur ſo eben zur Welt gekommen iſt. Die Schwarzen endlich, ſagt der Pater Labbat, wiſſen nichts von Dankbarkeit oder Liebe gegen ihre Aeltern;

fahr ſie bey einer gar zu ausſchweifenden Liebe zu Anverwandten bloßgeſtellt ſeyn würden. So bald man das Uebertriebne bey dieſer Liebe für rechtmäßig, ſo bald man ſie für die vornehmſte von allen Arten der Liebe erklärt; ſo bald iſt auch ein Sohn berechtiget, von Stund an ſeinen Nachbar zu plündern, oder den öffentlichen Schatz zu berauben, es geſchehe nun, bloß dem Bedürfniſſe ſeines Vaters abzuhelfen, oder es geſchehe auch, ſeine Bequemlichkeit zu vermehren. So viel Familien ſind, ſo viel werden auch kleine Nationen ſeyn, die einander, weil ſie ein getheiltes Intereſſe haben, unaufhörlich in den Haaren liegen werden.

Jeder Scribent, der den Leſern eine gute Meynung von ſeinem Herzen dadurch beyzubringen ſucht, daß er die Geſelligkeit aus einem andern Principium herleitet, als aus dem Principium der phyſiſchen und gewohnten Bedürfniſſe, täuſcht nur ſchwache Gemüther, und bringt ihnen falſche Begriffe von der Sittenlehre bey.

Ohne Zweifel iſt es der Wille der Natur geweſen, daß Dankbarkeit und täglicher Umgang bey dem Menſchen eine Art von Schwere ſeyn, und ihn geneigt machen ſollte, ſeine Aeltern und Blutsverwandten zu lieben: allein es iſt auch zugleich ihr Wille geweſen, daß der Menſch in dem natürlichen Verlangen nach der Unabhängigkeit eine zurückeſtoßende Kraft finden ſollte, die zum wenigſten die gar zu große Stärke

Aeltern; ſie empfinden auch nicht das mindeſte Mitleiden gegen Kranke. Unter dieſen Völkern, ſetzt er hinzu, findet man Mütter, die ſo wenig Menſchlichkeit beſitzen, daß ſie ihre Kinder auf freyem Felde der Gefräßigkeit der Tyger preis geben.

*) Es iſt auch in Europa nichts gemeiner, als daß man Söhne ſieht, die ihren Vater, ſo bald er alt, entkräftet, untüchtig zur Arbeit iſt, und bloß noch von Almoſen lebt, verlaſſen. Auf dem Lande ſieht man, daß ein Vater ſieben bis acht Kinder ernähren kann; und ſieben bis acht Kinder können nicht einen Vater ernähren. Sind nicht alle Söhne ſo hartherzig, giebt es noch zärtliche und menſchlich geſinnte; ſo haben ſie ihre Menſchlichkeit der Erziehung und dem Exempel zu danken. Die bloße Natur hatte ſie zu kleinen wilden Schweinen gemacht.

jener Schwere verringerte *). Daher verläßt die Tochter mit Freuden ihrer Mutter Haus, und begiebt ſich in das Haus ihres Mannes. Daher wird auch der Sohn mit Vergnügen den väterlichen Heerd verlaſſen, um einen Poſten in Indien zu bekleiden, ein Amt auf dem Lande zu übernehmen, oder bloß eine Reiſe in die Welt zu thun.

Ungeachtet der vorgeblichen Stärke der zärtlichen Empfindung (Sentiment) der Freundſchaft ſo wohl, als des angenehmen Umganges, ändert man doch in **Paris** Tag vor Tag ſeine Wohnung, ſeine Bekanntſchaften und ſeine Freunde. Will man Andre täuſchen; ſo macht man großes Aufheben von der Stärke der zärtlichen Empfindung und der Freundſchaft; ſo nennt man die Geſelligkeit **Liebe oder angebohrnen Naturtrieb.** Kann man mit aufrichtigem Herzen wohl vergeſſen, daß es nur Ein Principium dieſer Art giebt, phyſiſche Empfindlichkeit?

Dieſem einzigen Principium haben wir ſo wohl die Liebe zu uns ſelbſt, als auch die ſo mächtige Liebe zur Unabhängigkeit zu danken. Wenn die Menſchen, wie man vorgiebt, durch eine ſtarke und gegenſeitige anziehende Kraft, einer zu dem andern gezogen würden; hätte ihnen der himmliſche Geſetzgeber wohl befohlen, einander zu lieben? hätte er ihnen wohl geboten, Vater und Mutter zu ehren **)? Würde er es nicht der Natur überlaſſen haben, dafür eben ſo gut Sorge zu tragen, wie ſie den Menſchen ohne allen geſetzlichen Beyſtand zwingt, zu eſſen und zu trinken, ſo bald er hungrig und durſtig iſt, ſeine Augen dem Lichte zu öffnen, und ſeinen Finger vom Feuer zurückezuziehen?

Die Reiſegeſchichtſchreiber berichten uns nirgends, daß die Liebe des Menſchen zu ſeines Gleichen ſo gar gemein ſey, wie man vorgiebt. Wenn der Seemann dem Schiffbruch entgangen iſt, und ſich auf eine unbekannte Küſte geworfen ſieht;

*) Die Abhängigkeit iſt dem Menſchen verhaßt. Davon mag auch vielleicht ſein Widerwille gegen Vater und Mutter bey ihm herrühren; und daher mag wohl das Sprüchwort kommen, **die Liebe der Verwandten ſteigt herunter und nicht hinauf.**

ſteht; ſo läuft er keinesweges dem erſten Menſchen, den er auf derſelben antrifft, mit offnen Armen entgegen und fällt ihm um den Hals. Vielmehr verſteckt er ſich hinter ein Geſträuch; da forſcht er auf ſeiner Lauer die Sitten der Einwohner aus, und aus dieſer tritt er mit Zittern und Beben hervor, um ſich ihnen zu zeigen.

Aber ſo bald eines von unſern europäiſchen Schiffen an einer unbekannten Inſel landet, wird man ſagen; kommen dann nicht die Wilden haufenweiſe zu dem Fahrzeuge herbey gelaufen? — Ohne Zweifel nimmt ſie ein ſolcher Anblick Wunder. Die Wilden ſtutzen über die Neuheit unſrer Kleider, unſers Putzkrames, unſers Gewehrs, unſrer Werkzeuge. Dieſes Schauſpiel erregt bey ihnen Erſtaunen. Allein was für eine Begierde entſteht denn nun weiter bey ihnen aus dieſer erſten angenehmen Empfindung? keine andre, als ſich die Gegenſtände ihrer Bewunderung zuzueignen. Alsdann verliert ſich ihre Luſtigkeit; ſie werden tiefſinniger; ſie ſind auf Mittel bedacht, dieſe Gegenſtände ihrer Begierden mit Liſt oder mit Gewalt wegzunehmen; zu dem Ende kundſchaften ſie aufs ſorgfältigſte den günſtigſten Augenblick aus, die Europäer, die ihnen bey ihrer Eroberung von **Mexico** und **Peru** im voraus das Exempel von dergleichen Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten gegeben haben, zu beſtehlen, ſie zu plündern und niederzumachen.

Die Folgerung, die aus dieſem Kapitel fließt, iſt dieſe: die Grundſätze der Sittenlehre und Staats-Klugheit müſſen ſo gut, wie alle Grundſätze der andern Wiſſenſchaften, auf eine große Menge Facta und Beobachtungen gebauet werden. Was fließt denn nun aber aus den Beobachtungen, die man bisher über die Sittenlehre gemacht hat? So viel, daß die Liebe der Menſchen zu ihres Gleichen eine Wirkung der Nothwendigkeit, einander wechſelsweiſe beyzuſtehen, und einer unzähli-

**) Das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, beweiſt hinlänglich, daß die Liebe zu den Aeltern nicht ſo wohl ein Werk der Natur, als vielmehr die Frucht der Angewohnheit und der Erziehung iſt.

zählichen Menge von Bedürfniſſen iſt, die auf eben der phyſiſchen Empfindlichkeit beruhen, welche ich für das Principium oder die Grundquelle unſers Thuns und Laſſens, unſrer Laſter und unſrer Tugenden halte 1).

Da ich alſo in dieſem Puncte bey meiner Meynung beharre; ſo glaube ich, es liege mir ob, den Diſcurs über den Geiſt des Menſchen wider die verhaßten Beſchuldigungen der Scheinheiligen und der Unwiſſenden zu vertheidigen.

Neuntes Kapitel.

Rechtfertigung der Grundſätze, die im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen angenommen ſind.

Als der Diſcurs über den Geiſt des Menſchen herauskam, nannten mich die Theologen einen Verderber der Sitten. Sie machten mir Vorwürfe, weil ich mit Plato, mit Plutarch, und mit der Erfahrung behauptet hatte, die Liebe zum Frauenzimmer hätte manchmal die Männer zur Tugend aufgemuntert.

Unter-

1) Wenn die Menſchen, und inſonderheit die Europäer, ſagen die Banjanen, beſtändig in Furcht leben, wenn ſie einer dem andern nicht trauen, und immer bereit ſind, mit einander zu kämpfen und einander anzufallen; ſo rührt dieſes daher, daß ſie noch immer von dem Geiſt ihrer erſten Aeltern Cutteri und Toddicaſträa beſeelet ſind. Dieſer Cutteri, der zweyte Sohn Purons, und von Gott beſtimmet, einen von den vier Welttheilen zu bevölkern, richtet ſeinen Lauf nach Weſten. Der erſte Gegenſtand, der ihm begegnet, iſt ein Weib, Namens Toddicaſträa; ſie iſt mit einem Chucheri, und Er mit einem Degen bewaffnet. So bald ſie einander anſichtig werden, greifen ſie einander an und ſchlagen auf einander zu; dieſes Gefecht dauert dritthalben Tag; den dritten werden ſie müde, ſich zu balgen, ſprechen mit einander, gewinnen einander lieb, heirathen einander, ſchlafen bey einander, und zeugen mit einander Kinder, die immer eben ſo bereit ſind, wie ihre Vorfahren, ein-

Unterdeſſen iſt es doch eine weltkündige Sache; mithin ſind ihre Vorwürfe ungereimt. Wenn Brod die Belohnung der Arbeit und des geſchäfftigen Fleißes ſeyn kann, antwortet man ihnen; warum denn nicht auch Frauenzimmer *)? Jeder Gegenſtand, nach dem ſich ein Menſch ſehnt, kann eine Aufmunterung zur Tugend werden, ſo bald man zum Genuſſe deſſelben anders nicht gelangen kann, als durch Dienſte, die man dem Vaterlande geleiſtet hat.

Welche Tugend mußte wohl in den Jahrhunderten, da ſich die Bürger wegen der feindlichen Ueberfälle der nordiſchen Völker, und wegen der Streifereyen unzählicher Straßenräuber genöthigt ſahen, immer unter den Waffen zu leben, da das Frauenzimmer ſo oft den Anfällen der Jungfernräuber bloßgeſtellt war, und unaufhörlich Vertheidiger und Beſchützer nöthig hatte; welche Tugend, ſage ich, mußte damals wohl am meiſten geehrt ſeyn? Die Tapferkeit. Daher waren auch die Gunſtbezeigungen des Frauenzimmers damals die Belohnung der tapferſten Männer; daher mußte ſich dann auch jedweder Mann, der ſich nach dergleichen Gunſtbezeigungen ſehnte, um ſie zu erlangen, zu jenem hohen Grade von Heldenmuth aufſchwingen, der nur noch vor vierhundert Jahren alle ſtreitbare Ritter beſeelte.

einander anzugreifen, ſo bald ſie einander in den Weg kommen.

*) Wenn das Bedürfniß des Hungers die Quelle von ſo vielen Handlungen iſt, wenn es über den Menſchen ſo viele Gewalt hat; wie kann man ſich einbilden, daß das Bedürfniß zu lieben, oder die Sehnſucht nach dem Frauenzimmer, keine Gewalt über ihn habe? So bald der Jüngling von den erſten Flammen der Liebe erwärmet wird; biete man ihm nur den Augenblick die Vergnügungen als den Preis ſeiner Arbeitſamkeit an: man erinnere ihn oft, und noch in den Armen ſeiner Geliebten, daß er ihre Gunſtbezeigungen ſeinen Talenten und Tugenden zu verdanken habe; ſo wird ein ſolcher junger Menſch folgſam, arbeitſam, tugendhaft ſeyn, wird alsdann zum Nutzen für ſeine Geſundheit, für ſeine Seele, für ſeinen Verſtand, mit einem Worte, für das gemeine Beſte die nämlichen Vergnügungen ſchmekken, die er in einer andern Lage bloß genoſſen haben würde, ſich zu entkräften, ſich dumm zu machen, ſich zu Grunde zu richten, und in der Schwelgerey zu leben.

Mithin war die Liebe zum Vergnügen in jenen Jahrhunderten die fruchtbarſte Quelle der einzigen damals bekannten Tugend, das iſt, der Tapferkeit. So bald ſich daher die Sitten änderten, ſo bald eine mehr geſittete Policey die ſchüchterne Jungfrau vor jedem Anfalle ſicher ſtellte; ſo waren die Schönen alsdann, (denn bey einer Regierung hängt alles an einander,) den Beſchimpfungen eines Jungfernräubers nicht mehr ſo bloßgeſtellt, wie vorher, und machten auch ihren Beſchützern nicht mehr ſo viel Ehrenbezeigungen. Wenn nachher die enthuſiaſtiſche Liebe des Frauenzimmers zur Tapferkeit nach eben dem Maaß abnahm, wie ihre Furcht nachließ; wenn die Hochachtung, die man noch heutiges Tages für den Heldenmuth bezeigt, weiter nichts mehr iſt, als eine auf Hörenſagen angenommene Hochachtung; wenn in unſern Tagen der Liebhaber, der der jüngſte iſt, der ſeine Beſuche am fleißigſten macht, der ſich am meiſten gefällig bezeigt, und inſonderheit der das größte Vermögen beſitzt, insgemein den Vorzug vor andern Liebhabern behält, ſo wundre man ſich nur nicht darüber. Das kann nicht anders kommen.

Die Gunſtbezeigungen des Frauenzimmers ſind entweder Aufmunterungen zu gewiſſen Tugenden, oder ſie hören auch auf es zu ſeyn, nachdem die Veränderungen ſind, die ſich in den Sitten und Regierungsformen ereignen. Die Liebe iſt alſo an und für ſich noch kein Uebel. Warum will man denn ihre Vergnügungen für die Urſache des politiſchen Verderbens der Sitten halten? Die Menſchen haben zu allen Zeiten ſo ziemlich einerley Bedürfniſſe gehabt; und ſie haben dieſelben auch zu allen Zeiten befriediget. Die Jahrhunderte, in welchen die Völker am meiſten der Liebe ergeben geweſen ſind, waren gerade diejenigen, worinnen die Menſchen am ſtärkſten und beherzteſten waren. Die Edda, die Lieder der Sklaven, kurz die ganze Geſchichte lehrt uns, daß die Jahrhunderte, die als heldenmäßig und tugendhaft gerühmt werden, keinesweges die enthaltſamſten geweſen ſind.

Der Jüngling hat einen gewaltſamen Hang zum Frauenzimmer; er läuft dem Vergnügen weit begieriger nach, als ein

ein Mann von reifern Jahren: jedoch iſt er insgemein auch menſchlicher und tugendhafter; zum wenigſten iſt er thätiger, und Thätigkeit iſt eine Tugend.

Weder die Liebe, noch ihre Vergnügungen waren das, was vormals Aſien verdarb, und die Sitten der Meder, der Aſſyrer, der Indianer u. ſ. f. weichlich machte. Die Griechen, die Saracenen, die Scandinavier waren weder enthaltſamer, noch keuſcher, als dieſe Perſer und dieſe Meder; und gleichwohl ſind jene erſtern Völker niemals unter den weibiſchen und weichlichen Völkern genannt worden.

Giebt es jemals einen Augenblick, wo die Gunſtbezeigungen des Frauenzimmers eine Quelle von Verderbniß werden können; ſo iſt es alsdann, wann dieſelben feil ſind; wann man den Genuß des Frauenzimmers erkauft; wann Geld nichts weniger als Belohnung der Verdienſte und Talente iſt, ſondern vielmehr der Intrigue, der Schmeicheley zum Lohne wird; wann ſich mit einem Wort ein Satrape oder ein Nabob, durch gehäufte Ungerechtigkeiten und Miſſethaten, bey dem regierenden Herrn das Recht auswirken kann, die Völker, die unter ſeiner Regierung ſtehen, zu drücken, ſie zu plündern, und ſich den Raub, den er ihnen abgenommen hat, zuzueignen.

Es geht mit dem Frauenzimmer, wie mit den Ehrenſtufen, dieſen ſo gewöhnlichen Gegenſtänden des Verlangens der Menſchen. Sind Ehrenſtufen der Preis der Bosheit; muß man, um dazu zu gelangen, den Großen ſchmeicheln, den Schwachen dem Mächtigen, und das Intereſſe einer Nation dem Intereſſe eines Sultans aufopfern; alsdann werden die Ehrenſtufen, die ſo glücklicher Weiſe zur Belohnung und zum Schmucke der Verdienſte und Talente erfunden waren, zu einer Quelle von Verderbniß. Alſo können Weiber, ſo gut wie Ehrenſtufen, je nachdem die Zeiten und die Sitten ſind, wechſelsweiſe bald Aufmunterungen zum Laſter, bald Aufmunterungen zur Tugend werden.

Das politiſche Verderben der Sitten beſteht alſo bloß in dem Verderbniß der Mittel, die man anwendet, ſich Ver-

gnügungen zu verſchaffen. Der ſtrenge Moraliſt, der unauf-hörlich wider die Vergnügungen predigt, iſt weiter nichts als ein Echo von ſeinem Schätzchen oder von ſeinem Beicht-vater. Wie kann man alle Begierde bey den Menſchen aus-rotten, ohne zugleich bey ihnen alle Quelle der Thätigkeit zu vertrocknen? Der Menſch, den nichts rührt, dem an keiner Sache etwas gelegen iſt, der taugt auch zu keiner Sache, und hat auch in keiner einzigen Verſtand. ——

Zehntes Kapitel.

Die Vergnügungen der Sinnen ſind die mächtigſten Triebfedern der Nationen, wenn ſie es gleich ſelbſt nicht wiſſen.

Die Triebfedern, die den Menſchen in Bewegung ſetzen, ſind phyſiſches Vergnügen und phyſiſcher Schmerz. Warum iſt der Hunger die gewöhnlichſte Quelle ſeiner Thätigkeit? Deßwegen, weil unter allen Bedürfniſſen dieſes äuſſerſte gerade dasjenige iſt, das ſich am häufigſten erneuert, und das am trotzigſten gebeut. Der Hunger, und die Schwierigkeit, dieſem Bedürfniß abzuhelfen, ertheilt in den Wäldern den fleiſchfreſſenden Thieren ſo viele Ueberlegenheit an Verſtande vor dem zahmen Viehe, das auf der Weide geht. Jenen giebt der Hunger wohl hunderterley ſinnreiche Mittel ein, das Wildpret anzugreifen und es zu erhaſchen. Der Hunger hält den Wilden ein ganz halb Jahr lang an den

*) Wenn die Bedürfniſſe unſre einzigen Triebfedern ſind; ſo müſſen wir mithin unſern verſchiedentlichen Bedürfniſſen die Erfindung der Künſte und Wiſſenſchaften zuſchreiben. Dem Bedürfniſſe des Hungers haben wir die Kunſt zu danken, das Land urbar zu machen, das Feld zu pflügen, die Pflugſcharre zu ſchmieden u. ſ. f. Dem Bedürfniß, uns der rauhen Witterung zu erwehren, haben wir die Kunſt zu verdanken, daß wir bauen, uns kleiden u. m. d. gl. können.

Was die Pracht in Equipagen, in Stoffen, in Hausgeräthen anlangt; was die Muſik, die Schauſpiele,

den Landſeen und in den Wäldern gleichſam gefeſſelt, lehrt ihn ſeinen Bogen biegen, ſeine Netze flechten, und ſeiner Beute Fallſtricke legen. Auch ſo gar bey den geſitteten Völkern ſetzt der Hunger alle Bürger in Thätigkeit, und treibt ſie an, das Land zu bauen, ein Handwerk zu erlernen und ein Amt zu verwalten. Allein über den Verrichtungen dieſes Amtes vergißt ein jeder den Bewegungsgrund, der ihn angetrieben hat, ſelbiges zu übernehmen; und dieß rührt daher, weil unſer Verſtand nicht mit dem Bedürfniſſe ſelbſt beſchäfftiget iſt, ſondern mit den Mitteln, daſſelbe zu befriedigen. Die Schwierigkeit iſt nicht, wie man eſſen, ſondern wo man die Mahlzeit herſchaffen, und wie man ſie zurichten ſoll.

Vergnügen und Schmerz ſind die einzige Grundquelle der Handlungen des Menſchen, und werden es immer bleiben *). Wenn ihn der Himmel mit allem verſorget hätte, was er bedarf; wenn die Nahrungsmittel, die ſeinem Leibe bekommen, ein Element der Natur geweſen wären, wie Luft und Waſſer; ſo wäre der Menſch immer und ewig in der Trägheit kleben geblieben.

Der Hunger, und folglich der Schmerz, iſt die Urquelle der Thätigkeit bey dem Armen, dieß heißt, bey der größten Menge; und das Vergnügen iſt die Urquelle der Thätigkeit bey dem Menſchen, der über die Dürftigkeit hinweg geſetzt iſt, dieß heißt, bey dem Reichen. Was nun aber unter allen Vergnügungen unſtreitig die kräftigſte Wirkung auf uns thut, und unſrer Seele die nachdrücklichſte Stärke ertheilt, iſt das Vergnügen beym Frauenzimmer. Die Natur hat mit

ſpiele, mit einem Wort alle Künſte der Ueppigkeit betrifft, ſo müſſen wir deren Erfindung ebenfalls auf Rechnung der Liebe, der Begierde zu gefallen, und der Furcht vor dem Feinde ſetzen. Wie viele Künſte würden uns, ohne die Liebe, nicht noch unbekannt, wie groß würde die Verſchlafenheit und Unthätigkeit nicht in der ganzen Natur ſeyn! Lebte der Menſch ohne Bedürfniſſe; ſo lebte er ohne Triebfeder zu aller Thätigkeit. Dem Bedürfniſſe des Vergnügens, und der Begierde darnach, verdankt die Jugend zum Theil ihre Thätigkeit und die Ueberlegenheit, welche ſie in dieſem Stücke vor dem höhern Alter voraus hat.

mit dem Genuſſe deſſelben die größte Berauſchung verknüpfet, weil ſie die Abſicht hatte, dieſen Genuß zu einer der mächtigſten Triebfedern unſrer Thätigkeit zu machen *). ——

Keine Leidenſchaft bewirkt bey dem Menſchen eine ſo große Veränderung, wie dieſe. Ihre Herrſchaft erſtreckt ſich bis über das Vieh. Das ſchüchterne Thier, das bey der Annäherung ſelbſt des ſchwächſten Thieres zittert, wird durch die Liebe dreiſt gemacht. Auf Befehl der Liebe, bleibt das Thier ſtehen, ſetzt alle Furcht bey Seite, greift ſeines Gleichen an, oder kämpft auch wohl gar gegen ſolche, die ihm an Stärke überlegen ſind. Es giebt keine Gefahr, keine Arbeit, vor der die Liebe erſchrecken ſollte. Sie iſt die Quelle des Lebens. Je mehr die Begierden derſelben erlöſchen, deſto mehr verliert der Menſch nach und nach ſeine Thätigkeit; und ſtufenweiſe wird der Tod Meiſter über ihn. Phy-

*) Man findet doch unter den Gelehrten, heißt es, Leute, die ſich von der Welt und aus dem Umgang entfernen, und ſich von ſelbſt zu einer einſamen Lebensart verurtheilen. Wie kann man ſich nun überreden, daß ſich bey dieſen Leuten die Liebe zu den Talenten auf die Neigung zu den phyſiſchen Vergnügungen, und inſonderheit auf die Liebe zum Frauenzimmer gegründet hätte? Wie laſſen ſich dieſe Widerſprüche, die ſich ſo wenig zuſammen reimen, gleichwohl mit einander vereinigen? — Damit wir ſehen, ob ſie ſich vereinigen laſſen; ſo wollen wir einmal annehmen, es verhalte ſich mit einem Manne von Talenten, wie mit einem Geizhalſe. Wenn ſich dieſer letztre heute das Nothdürftige ſelbſt entzieht; ſo thut er es in der Hoffnung, morgen das Ueberflüßige zugenießen. Sehnt ſich der Geizhals nach einem ſchönen Schloß, und der Mann von Talenten nach einem ſchönen Frauenzimmer; und muß man, um ſich jenes und dieſe anzuſchaffen, große Reichthümer und großen Ruhm beſitzen: ſo arbeiten dieſe Männer alle beide, jeder für ſich, der eine an der Vermehrung ſeines Schatzes, und der andre an der Vermehrung ſeines Ruhmes. Sind ſie nun während des Zeitraumes, den ſie zu Erwerbung dieſes Geldes und dieſes Ruhmes anwenden, alt geworden, und haben ſie ſich an dieſe oder jene Dinge gewöhnet, von denen ſie ſich ohne eine Anſtrengung, deren ſie ihr Alter unfähig gemacht hat, nicht wieder losreiſen können: ſo werden der Geizhals und der Mann von Talenten beiderſeits, der eine ohne Schloß, und der andre ohne Geliebte, zu Grabe gehen.

Phyſiſches Vergnügen und phyſiſcher Schmerz ſind demnach die einzigen und wahren Triebräder jeder Regierungsform. Man liebt nicht eigentlich den Ruhm, die Reichthümer und die Ehrenſtufen; ſondern bloß die Vergnügungen, welche dieſer Ruhm, dieſe Reichthümer und dieſe Ehrenſtufen gewähren. Kurz, man ſage, was man wolle, ſo lange wir dem Arbeitsmanne Trink-Geld geben, um ihn zur Arbeit munter zu machen; ſo lange müſſen wir auch einräumen, daß die Vergnügungen der Sinne Gewalt über uns haben.

Wenn ich im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen geſagt habe, alle unſre Leiden und Vergnügungen würden als Früchte von dem Stamme des phyſiſchen Schmerzens und Vergnügens gebrochen; ſo habe ich damit eine ſehr wichtige Wahrheit kund gemacht. ‥‥ Und was folgt daraus?

Man trifft aber keinesweges zwiſchen dieſen zween Männern ganz allein, ſondern auch zwiſchen der Coquette und dem Geizhalſe noch unzähliche Aehnlichkeiten an. Alle beide ſind glücklicher, als man denkt; und ſie ſind es auf einerley Art. Wenn der Geizhals ſein Gold überzählt; ſo genießt er ſchon den heran nahenden Beſitz aller derer Dinge, die er gegen das Gold eintauſchen kann: und wenn ſich die Coquette in ihrem Spiegel beſieht; ſo genießt ſie ebenfalls im voraus alle die Huldigungen, die ihr ihre Schönheit und ihre Reizungen verſchaffen ſollen. Was ich allen beiden rathen möchte, wäre wohl, daß ſie es fein hierbey bewenden ließen. Lieber möchten ſie ohne Schlöſſer, und ohne Liebhaber bleiben; ſie würden in dem Genuſſe der Gegenſtände ihrer Begierden doch nur manches Mißvergnügen erfahren, das ihnen vor dem Genuſſe ganz unbekannt war.

Der Zuſtand, da man ſich nach etwas ſehnt, iſt ein vergnügter Zuſtand. Die Schlöſſer, die Liebhaber, und die Weiber, nach denen wir uns ſehnen, und die wir uns durch Reichthümer, durch Schönheit, und durch Talente verſchaffen können, ſind ein Vergnügen, das wir als zukünftig vorherſehen, und das zwar unſtreitig nicht ſo lebhaft, aber doch auch dauerhafter iſt, als das reelle und phyſiſche Vergnügen. Der Leib wird mit der Zeit erſchöpfet und entkräftet, die Einbildungskraft aber niemals. Daher ſind auch die Vergnügungen der Einbildungskraft insgemein unter allen diejenigen, die uns im ganzen Zuſammenhang unſers Lebens noch die größte Summe von Glückſeligkeit gewähren.

aus? Daß die politiſche Verderbniß der Sitten keinesweges in dem Genuſſe dieſer nämlichen Vergnügungen beſtehen kann. In Wahrheit, was für ein Volk nennt man denn ein weibiſches und verdorbenes Volk? Dasjenige, welches ſich durch laſterhafte Mittel eben die Vergnügungen zueignet, die ſich die berühmten Nationen durch tugendhafte Mittel erwerben.

Die Declamationen einiger Moraliſten werden nun und nimmermehr etwas wider einen Schriftſteller beweiſen, deſſen Grundſätze die Erfahrung rechtfertigt und beſtätigt.

Man bilde ſich nur nicht ein, als wenn dieſe Betrachtung über die phyſiſche Empfindlichkeit nicht zu der Unterſuchung meiner Materie gehörte. Was iſt mein Zweck geweſen? Darzuthun, daß die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, alle, einer wie der andre, eine gleich gute Anlage zum Verſtand haben. Was habe ich nun gethan, dieſem Zwecke Genüge zu leiſten? Ich habe den Unterſchied zwiſchen dem Verſtand und der Seele feſtgeſetzt. Ich habe bewieſen, daß die Seele in uns weiter nichts iſt, als das Empfindungs-Vermögen; daß der Verſtand hiervon die Wirkung, daß bey dem Menſchen alles Empfindung, daß die phyſiſche Empfindlichkeit folglich die Quelle ſeiner Bedürfniſſe, ſeiner Leidenſchaften, ſeiner Geſelligkeit, ſeiner Begriffe, ſeiner Urtheile, ſeiner Willens-Aeußerungen, ſeines Thuns und Laſſens; und wenn ſich, mit einem Wort, alles aus der phyſiſchen Empfindlichkeit erklären läßt, daß es unnöthig iſt, andre Kräfte oder Fähigkeiten bey uns anzunehmen *).

Der Menſch iſt eine Maſchine, die, ſo bald ſie durch die phyſiſche Empfindlichkeit in Bewegung geſetzt wird, alles, was ſie ins Werk richtet, thun muß. Dieſe Empfindlichkeit iſt das Mühlrad, das, ſo bald es von einem Strome bewe-
get

*) Außer dem Empfindungs-Vermögen iſt der Menſch auch, ſagt man, mit dem Erinnerungs-Vermögen begabet. Das weis ich wohl: aber da das Werkzeug des Gedächtniſſes phyſiſch iſt; da das Amt deſſelben darinnen beſteht, daß es uns die vergange-
nen

zet wird, die Sauger in der Pumpe, und nächſt dieſen die Gewäſſer hebt, die dazu beſtimmet ſind, ſich in die Becken zu ergießen, die zu deren Empfang zugerichtet ſind.

Nachdem ich alſo gezeigt habe, daß bey uns alles auf Empfindung und Wiedererinnerung hinausläuft, und daß wir nicht anders, als durch die fünf Sinnen, empfinden; ſo muß ich nunmehr auch erörtern, ob der mehr oder minder große Verſtand eine Folge von der mehr oder minder großen Vollkommenheit der Sinnen ſey; und muß zu dem Ende unterſuchen, ob es ſich auch wirklich ſo verhalte, daß die Ueberlegenheit am Verſtande jedesmal deſto größer iſt, je feiner die Sinnen, und je weitläuftiger das Gedächtniß ſind. Sollte die Erfahrung das Gegentheil beweiſen; ſo iſt kein Zweifel, daß die beſtändige Ungleichheit an dem Verſtande der verſchiednen Menſchen wohl von einer andern Urſach herrühren dürfte.

Nunmehr beruht alſo die aufgeworfene Frage einzig und allein noch auf der Unterſuchung, wie es ſich mit dieſem Facto verhält; und die Auflöſung derſelben werden wir dieſer Unterſuchung zu danken haben.

Eilftes Kapitel.

Vom ungleichen Umfange des Gedächtniſſes.

Bey dieſer Materie werde ich weiter nichts thun, als mich auf dasjenige, was ich im **Diſcurs über den Geiſt des Menſchen** bereits geſagt habe, beziehen, und folgende beide Anmerkungen machen:

Erſt-

nen Eindrücke wieder gegenwärtig macht, und da es zu dem Ende gegenwärtige Empfindungen in uns erregen muß; ſo bin ich nichts deſto weniger berechtiget, als gewiß zu behaupten, daß beym Menſchen alles aufs Empfinden hinauslaufe.

Erſtlich, daß die **Harduine**, die **Longuerüe**, die **Scaliger**, mit einem Wort, alle die Wunder von großem Gedächtniß insgemein wenig Genie gehabt haben, und man ſie den **Machiavellen**, den **Newtons** und den **Tacitus** nie an die Seite geſetzt hat.

Zweytens, wenn man, um Entdeckungen zu machen, es geſchehe auch worinnen es immer wolle, und um den Titel eines Erfinders oder Mannes von Genie zu verdienen, wie **Deſcartes** beweiſt, mehr nachdenken, als lernen muß; ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß großes Gedächtniß und großer Verſtand nicht mit einander beſtehen können *).

Wer ſich ein großes Gedächtniß erwerben will, der muß ſein Gedächtniß durch tägliche Uebung anbauen und ſtärken. Wer ſich eine gewiſſe Feſtigkeit im Nachdenken erwerben will, der muß ebenfalls die Gewohnheit, nachzudenken, durch tägliche Uebung in ſich verſtärken. Nun wird aber die Zeit, die ich mit Nachdenken zubringe, nicht angewendet, mir Facta ins Gedächtniß zu prägen. Deßwegen hat auch der Mann, der viel vergleicht und nachdenkt, gemeiniglich um ſo viel weniger Gedächtniß, je weniger er daſſelbe gebraucht. Wozu dient auch übrigens ein großes Gedächtniß? Das alltäglichſte iſt für einen großen Mann zur Nothdurft hinlänglich. Wer ſeiner

*) Außerordentliche Gedächtniß-Gaben machen gelehrte Leute; aber Nachdenken macht Männer von Genie. Der Original-Geiſt, der Verſtand, der für ſich denkt, ſetzt Vergleichung der Gegenſtände unter einander, und Bemerkung ſolcher Verhältniſſe voraus, die den gewöhnlichen Menſchen unbekannt ſind. Dieſe Bewandtniß hat es keinesweges mit dem Verſtande der großen Welt. Der letztre iſt ein Compoſitum von Geſchmack und Gedächtniß. Wer am meiſten artige Geſchichtchen, witzige Einfälle, merkwürdige Anekdoten weis, iſt der angenehmſte Mann im Umgange. **Newton**, **Locke**, **Corneille** wurden von wenig Leuten nur verſtanden. Der gründliche, tiefdenkende Verſtand iſt nicht für den Ton der größten Menge. Iſt der Mann nach der Welt weder ein guter Dichter, noch ein guter Maler, noch ein guter Philoſoph, noch ein großer Feldherr; ſo iſt er zum wenigſten ein ſehr angenehmer Mann. Und wenn ſich ſein Ruf nicht viel über den Bezirk ſeiner Be-

ſeiner Sprache mächtig iſt, der hat ſchon viele Begriffe. Und will man den Titel eines Mannes von Verſtande verdienen; was braucht man dazu? dieſe Ideen unter einander zu vergleichen, und dadurch auf irgend ein Reſultat zu kommen, welches neu, und entweder als nützlich, oder als angenehm, intereſſant iſt. Ein Gedächtniß, das mit allen Wörtern einer Sprache, und folglich mit allen Begriffen eines Volkes angefüllt iſt, gleicht einer Palette, die mit einer gewiſſen Anzahl Farben angefüllt iſt. Auf dieſer Palette hat der Maler die erſte und urſprüngliche Materie zu einem vortreflichen Gemälde; und nun iſt es ſeine Sorge, dieſe Farben ſo zu miſchen, und ſie ſo aufzutragen, daß eine große Wahrheit in ſeinen Umriſſen, eine große Stärke in ſeinem Colorit, kurz ein ſchönes Gemälde herauskomme.

Es hat ſo gar ein ganz alltägliches Gedächtniß mehr Umfang, als man denkt. In Deutſchland und England findet man faſt keinen Menſchen von guter Erziehung, der nicht drey bis vier Sprachen verſtünde **). Wenn nun die Erlernung dieſer Sprachen zu dem ganz gewöhnlichen Plane des Unterrichtes gehört, ſo ſetzt mithin dergleichen Unterricht nur eine gemeine Organiſation voraus; und mithin ſind alle Menſchen von der Natur mit mehr Gedächtniſſe verſehen ***), als

Bekanntſchaft erſtreckt; ſo kömmt es daher, weil er nicht ſchreibt; weil er in keiner Wiſſenſchaft Verbeſſerungen macht; und da er ſich den Menſchen nicht nützlich macht, ſo kann er ſich folglich auch nicht viel Hochachtung bey ihnen erwerben.

**) Wenn der Franzoſe bloß ſeine eigne Sprache verſteht, ſo iſt dieſes eine Folge ſeiner Erziehung, und nicht ſeiner Organiſation; man laſſe ihn aber nur einige Jahre in London oder Florenz zubringen, ſo wird er gar bald das Engliſche und das Italiäniſche verſtehen.

***) Die Natur, ſagt man, giebt jedweder Nation irgend eine beſondre Eigenſchaft, oder irgend ein beſonders Genie. Es iſt keine Nation in Europa, die nicht, nach dem Fuße der Preußen, Veränderungen in ihren Kriegs-Exercitien, in ihren militariſchen Evolutionen vorgenommen, und es mit gutem Erfolge gethan hätte. Allein haben ſich die Nationen nicht von dem Glänzenden dieſer Evolutionen zu ſehr blenden, und haben

als ſie zu Entdeckung der wichtigſten Wahrheiten vonnöthen haben. Hierbey will ich nur anmerken, wenn die Ueberlegenheit am Verſtande, wie **Hobbes** erinnert, hauptſächlich in der Kenntniß von der wahren Bedeutung der Worte beſteht; und wenn es keinen Menſchen giebt, der nicht beym bloßen Nachdenken über die Worte in ſeiner Sprache mehr Fragen zu erörtern fände, als er in dem ganzen Verlauf eines langen Lebens auflöſen könnte; ſo darf ſich kein Menſch über ſein Gedächtniß beſchweren. Es iſt aber, ſagt man, ein Unterſchied zwiſchen einem geſchwinden und einem langſamen Gedächtniß? In der That hat man ein geſchwindes Gedächtniß in den Wörtern ſeiner Mutterſprache, und ein langſameres in den Wörtern einer fremden, zumal wenn man die letztre nur ſelten ſpricht. Aber was läßt ſich daraus weiter folgern, als daß man ſich der Dinge mit mehr oder weniger Geſchwindigkeit erinnert, je nachdem man mit denſelben mehr oder weniger genau bekannt iſt? Es giebt unter den Gedächtniſſen nur einen einzigen reellen und anmerkenswerthen Unterſchied; und dieß iſt die Ungleichheit ihres Umfanges. Wenn nun aber alle Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, wie ich bewieſen habe, Gedächtniß genug beſitzen, um ſich zu den erhabenſten Begriffen emporſchwingen zu können; ſo iſt mithin das Genie nichts weniger, als die Frucht des großen Gedächtniſſes. Man leſe über dieſe Materie das 3te Kapitel im 3ten **Diſcurs über den Geiſt des Menſchen** nach, wo ich dieſe Frage aus allen Geſichtspuncten betrachtet habe. Meine Meynung iſt, wie mich gedeucht hat, durch-

haben ſie ſich wohl die Mittel angelegen ſeyn laſſen, den Heldenmuth ihrer Soldaten zu beleben? Daran zweifle ich. Die Europäer haben itzt gar nicht mehr die nämlichen Bewegungsgründe, welche die Griechen und die Römer hatten, ihr Leben im Treffen aufs Spiel zu ſetzen. Daher zeichnet ſich auch der Heldenmuth der Armeen nicht mehr durch dergleichen kühne Unternehmungen aus; und vielleicht wird er ſich bey jedwedem Krieger bloß noch auf den einzigen Punct belaufen, daß man nicht gern der erſte ſeyn will, der die Flucht giebt.

*) Man denke deſſen ungeachtet

durchgängig angenommen, weil die Erfahrung ihre Richtigkeit beſtätigt, und beweiſt, daß überhaupt der Mangel an Verſtande keinesweges dem Mangel an Gedächtniſſe beyzumeſſen ſey.

Hat man dieſen Mangel etwan für eine Wirkung von der ungleichen Vollkommenheit der übrigen Empfindungswerkzeuge zu halten? Das will ich unterſuchen. —

Zwölftes Kapitel.

Von der ungleichen Vollkommenheit der Sinnen.

Wenn bey den Menſchen alles im phyſiſchen Empfinden beſteht; ſo findet ſich alſo zwiſchen ihnen weiter kein Unterſchied, als in der Schattirung ihrer Empfindungen. Die fünf Sinnen ſind die Werkzeuge der Empfindungen; ſie ſind die fünf Thore, durch welche die Begriffe zur Seele gelangen. Allein ſind denn auch dieſe Thore bey allen Menſchen gleich weit geöffnet? und muß nicht nach der verſchiednen Structur der Werkzeuge des Sehens, des Hörens *), des Fühlens, des Schmeckens und des Riechens ein jeder anders riechen, anders ſchmecken, anders fühlen, anders ſehen und anders hören? Mit einem Worte, müſſen nicht unter den Menſchen nothwendig diejenigen, die am feinſten organiſiret ſind, am meiſten Verſtand haben **); und müſſen ſie nicht vielleicht die einzigen ſeyn, die Verſtand haben können?

 Die

tet nur nicht, daß bey der gewöhnlichen Organiſation der Menſchen ein gar zu großer Unterſchied ſey: Freylich haben ſie wohl nicht alle einerley Ohren; jedoch bey einem Concerte ziehen auf Anſtimmung gewiſſer Melodien alle Muſici, alle Tänzer in einer Oper, und alle Soldaten von einem Bataillon, einer wie der andre, nach dem Takt auf.

**) Wenn es unter denen Menſchen, die am allervollkommenſten organiſiret ſind, wenig verſtändige Leute giebt; ſo ſoll dieſes, wie man ſagt, davon herrühren, weil der Verſtand eine zuſammen geſetzte Wirkung von der

Die Erfahrung, muß ich antworten, ſtimmt in dieſem Stücke keinesweges mit dem Raiſonnement überein; ſie erweiſt zwar ganz deutlich, daß wir unſre Begriffe unſern Sinnen zu danken haben: allein ſie beweiſt keinesweges, daß ſich das Maaß des Verſtandes bey uns allemal nach der mehr oder minder großen Feinheit dieſer nämlichen Sinnen richten ſollte. Die Weiber, zum Exempel, haben eine zartere Haut, als die Männer, welche ihnen alſo in dem Sinne des Gefühls auch größre Feinheit ertheilt; haben ſie aber darum mehr Verſtand *), als ein **Voltaire**, mehr Einſicht, als dieſer bewundernswürdige Mann, der vielleicht wegen der Fruchtbarkeit, wegen des Umfanges und der Mannichfaltigkeit ſeiner Talente der erſtaunlichſte Mann unter allen iſt?

Homer und **Milton** wurden vor der Zeit blind. Dergleichen frühzeitige Blindheit ſetzte bey ihnen irgend einen Fehler in dem Werkzeug ihres Sehens voraus: und welche Einbildungskraft iſt gleichwohl ſtärker und glänzender, als die ihrige? Ein Gleiches kann man von dem Herrn **von Büffon**

der Feinheit der Sinnen und von einer guten Erziehung iſt. Das mag ſeyn: aber ſetzt man dieſes zum Grunde; ſo wäre es zum wenigſten nicht möglich, daß eine gute Erziehung, ohne eine beſondre, und in die Augen fallende Feinheit der Sinnen, große Männer bilden könnte. Gleichwohl widerſpricht dieſem Umſtande die Erfahrung.

*) Die Organiſation der beiden Geſchlechter iſt unſtreitig in gewiſſen Stücken gar ſehr verſchieden: allein muß man darum gleich dieſen Unterſchied für die Urſach halten, weßwegen der Verſtand der Weiber dem Verſtande der Männer nicht beykömmt? Mit nichten. Der Beweis vom Gegentheil iſt: weil doch einmal kein Frauenzimmer organiſiret iſt, wie eine Mannsperſon; ſo müßte folglich auch keines ſo viel Verſtand haben, wie ein Mann. Nun geben aber die **Sappho**, die **Hypathia**, die **Eliſabeth**, die **Katharina** die Andre und ihres Gleichen, an Genie den Männern nichts nach. Thun es aber dieſen die Weiber überhaupt nicht gleich; ſo rührt es davon her, weil ſie überhaupt auch eine viel ſchlechtere Erziehung haben. Man vergleiche einmal Perſonen von ganz verſchiednem Stande, wie zum Exempel Prinzeßinnen und Kammerfrauen ſind, mit einander. In dieſen beiderley Ständen behaupte ich, daß die Weiber insgemein

ſon ſagen; er hat kurzſichtige Augen: und welcher Kopf iſt gleichwohl weitläuftiger, weſſen Schreibart iſt ſchimmernder **)? Giebt es unter denenjenigen, bey denen der Sinn des Gehörs am feinſten iſt, wohl Leute, die den Saint-Lamberts, den Saurins, den Nivernois und ihres Gleichen am Verſtand überlegen wären? Haben wohl die, bey denen der Sinn des Geſchmacks und des Geruchs am auserleſenſten ſind, mehr Genie, als Diderot, Rouſſeau, Marmontel, Duclos und ihres Gleichen? Man mag die Erfahrung zu Rathe ziehen, wie man will, ſo wird ſie allemal antworten, daß die mehr oder minder große Ueberlegenheit am Verſtande keinesweges auf der mehr oder minder großen Vollkommenheit der Empfindungswerkzeuge der Sinnen beruhe; und daß alle Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, von der Natur gewiß mit der nöthigen Feinheit der Sinnen verſehen ſeyn, um ſich zu den wichtigſten Entdekkungen in der Mathematik, Chymie, Politik, Phyſik u. ſ. w. aufzuſchwingen ***).

mein eben ſo viel Verſtand haben, als ihre Ehemänner. Und warum? Deßwegen, weil in dieſen Ständen beide Geſchlechter eine gleich ſchlechte Erziehung haben.

**) Man hat eben nicht angemerkt, daß der Sinn des Geſichtes bey den größten Malern dieſen Sinn bey andern Menſchen an Feinheit ſonderlich übertroffen hätte.

***) Wenn man annimmt, daß der größre oder geringere Verſtand auf der mehr oder minder großen Feinheit der Sinnen beruhen ſollte; ſo würden wahrſcheinlicher Weiſe die verſchiedentlichen Temperaturen der Luft, der Unterſchied der Pol-Höhen und der Nahrungsmittel, einigen Einfluß auf den verſchiedentlichen Verſtand haben, und folglich die Gegend, die vom Himmel am meiſten begünſtiget wäre, die verſtändigſten Männer hervorbringen. Wie kann man ſich nun aber vorſtellen, daß ſich dieſe Einwohner nicht ſeit dem Anfange der Jahrhunderte einen ſichtbaren Vorzug vor den übrigen Nationen erworben, daß ſie nicht unter ſich die beſten Geſetze eingeführt hätten, daß ſie nicht folglich am beſten regieret worden wären, daß ſie nicht in die Länge die andern Nationen unter ihr Joch gebracht, und endlich die größte Menge berühmter Männer von allen Arten erzeuget hätten?

Wenn die erhabne Beſchaffenheit des Verſtandes eine ſo große Vollkommenheit in den Empfindungswerkzeugen voraus ſetzte; ſo ſollte man doch, ehe man einen Menſchen zu ſchweren Studien beredete, und ihn, zum Exempel, die Bahn der Wiſſenſchaften oder der Staats-Kunſt betreten ließe; man ſollte, ſage ich, vorher unterſuchen, ob er das Auge des Adlers, das Gefühl des Sinnkrautes, die Naſe des Fuchſes, und das Ohr des Maulwurfes hätte.

Pferde und Hunde werden, wie man ſagt, mehr oder weniger geſchätzt, nachdem ſie von der und der Race ſind. Ehe man alſo einen Menſchen brauchte, müßte man vorher noch fragen, ob er der Sohn eines verſtändigen oder dummen Vaters wäre. Aber Niemand thut eine ſolche Frage; und warum? Deßwegen, weil die verſtändigſten Väter oftmals lauter alberne Söhne zeugen; weil die Menſchen, die am allerbeſten organiſiret ſind, oftmals nur wenig Verſtand haben;

Das Clima, das eines ſolchen Volkes Vaterland ſeyn ſoll, iſt aber noch bis dieſe Stunde ein unentdecktes Land. Die Geſchichte zeigt uns an keinem unter ihnen einen beſtändigen Vorzug am Verſtande vor den andern; vielmehr beweiſt ſie im Gegentheile, daß von Dehli aus bis nach Petersburg alle Völker wechſelsweiſe bald blödſinnig, bald aufgeklärt geweſen ſind; daß unter einerley Umſtänden alle Nationen, wie Robertſon anmerkt, einerley Geſetze, einerley Verſtand gehabt haben; und daß man aus dieſem Grunde bey den Amerikanern die Sitten der alten Deutſchen findet.

Mithin hat der Unterſchied der Pol-Höhe und der Nahrungsmittel keinen Einfluß auf die Verſchiedenheit des Verſtandes; ja, vielleicht hat derſelbe nicht einmal ſo viel Einfluß auf die Leiber, als man denkt. In der That, wenn die meiſten Politiker die Bevölkerung der Städte oder Reiche nach der Liſte ihrer Todten berechnen; ſo haben ſie mithin beobachtet, daß zum wenigſten in einem groſſen Theile von Europa die Dauer des Lebens beynahe die nämliche iſt.

2) Die geiſtreichſten und nachdenklichſten Leute ſind zuweilen melancholiſch; das weis ich; aber ſie ſind nicht geiſtreich und nachdenklich, weil ſie melancholiſch ſind; ſondern melancholiſch, weil ſie nachdenklich ſind. In der That hat der Menſch ſeinen Verſtand nicht ſeiner Melancholie, ſondern ſeinen Bedürfniſſen zu danken; das Bedürfniß allein reißt ihn aus ſeiner

haben; und weil mit einem Worte die Erfahrung beweiſt, daß dergleichen Fragen unnöthig und vergeblich ſind. Was ſie uns in dieſem Stücke lehrt, beſteht darinnen, daß es Männer von Genie in jeder Art von Wuchs und Temperamente, ſanguiniſche, choleriſche, melancholiſche 2) und phlegmatiſche, große und kleine, dicke und magre, handfeſte und zarte giebt, und daß die friſcheſten und ſtärkſten Männer nicht allemal den meiſten Verſtand haben *).

Doch man nehme einmal bey einem Menſchen einen außerordentlich feinen Sinn an; was würde wohl geſchehen? Weiter nichts, als daß ein ſolcher Menſch Empfindungen, die dem großen Haufen der Menſchen unbekannt blieben, erfahren, daß er empfinden würde, was Andre bey einem geringern Grade von Feinheit in der Organiſation nicht empfinden könnten. Würde er dabey auch mehr Verſtand haben? Mit nichten: weil dieſe Empfindungen allemal, bis an den

ſeiner angebohrnen Unthätigkeit. Wenn ich denke, ſo geſchieht es nicht darum, weil ich ſtark oder ſchwach bin; ſondern weil mir mehr oder weniger daran gelegen iſt, daß ich denke. Wenn man das Unglück einen großen Lehrmeiſter des Menſchen nennt; ſo ſagt man damit nichts andres, als daß uns das Unglück, und die Begierde, uns aus demſelben heraus zu reißen, zum Nachdenken zwingt. Und warum thut die Begierde nach Ruhm oft die nämliche Wirkung? deßwegen, weil bey manchen Leuten Ruhm das Bedürfniß iſt. Im Uebrigen ſind weder die Rabelais, noch die Fontenelle, noch die La-Fontaine, noch die Scarron jemals für traurige Leute gehalten worden; und gleichwol ſpricht ihnen Niemand die mehr oder minder große Ueberlegenheit am Verſtand ab.

*) Rouſſeau ſagt (S. 300 u. 323 ſeines Aemils): „Je mehr „ſich ein Kind ſtark und handfeſt „fühlt, deſto mehr wird es geachtet, und deſto ſcharfſinniger wird „es auch. Wenn wir die Werkzeuge unſrer Einſicht gehörig nutzen ſollen; ſo muß unſer Leib „ſtark und geſund ſeyn“. Gute Leibes-Conſtitution macht die Operationen des Verſtandes leicht und ſicher; aber Herr Rouſſeau mag nur die Erfahrung zu Rathe ziehen; ſo wird er ſehen, daß die kränklichen, die zarten, die bucklichten Leute eben ſo viel Verſtand haben, als die gerade gewachſenen, und die ſich noch ſo wohl befinden. Paſcal, Pope, Boileau, Scarron ſind der Beweis hiervon.

Augenblick, da man ſie vergleicht, unfruchtbar bleiben, und allemal einerley Verhältniſſe unter einander behalten würden *). Will man annehmen, die Größe des Verſtandes richte ſich nach dem Maaße der Feinheit der Sinnen; ſo giebt es Wahrheiten, welche nur von zehn bis zwölf Menſchen auf Erden, die am beſten organiſiret wären, eingeſehen werden könnten. Der menſchliche Verſtand würde alſo gar keiner Verbeſſerung fähig ſeyn. Ja, ich muß ſo gar behaupten, es würden dieſe, ſo fein organiſirte Menſchen nothwendiger Weiſe in den Wiſſenſchaften auf Schlüſſe und Folgerungen gerathen, welche ſich den gewöhnlichen Menſchen gar nicht mittheilen ließen. Von dergleichen Folgerungen weis man aber nichts.

Unter den Wahrheiten, die in den Schriften der **Locke** und **Newtone** enthalten ſind, giebt es keine, welche nicht gegenwärtig von allen den Menſchen begriffen würde, die zwar nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, die aber gleichwohl in den Sinnen des Schmeckens, des Geruchs, des Geſichts und des Gefühls nichts Vorzügliches haben.

Ich könnte ſo gar, (weil nicht zwey Dinge in der Natur völlig gleiches Weſens ſind **),) hinzuſetzen, es müßte ſelbſt unter denen Menſchen, die am allerfeinſten organiſiret wären, ein jeder in gewiſſen Stücken noch eine vorzügliche Organiſation vor den andern voraus haben. Folglich müßte jedweder Menſch gewiſſe Empfindungen erfahren, und ſich gewiſſe Begriffe erwerben, die er ſeinen Landsleuten nicht einmal

*) Eine Empfindung iſt im Gedächtniſſe weiter nichts, als ein Factum mehr, an deſſen Stelle ſich in demſelben auch wohl ein andres ſetzen läßt. Nun trägt aber ein Factum nichts zur Anlage bey, welche die Menſchen zum Verſtand haben: denn dieſe Anlage iſt nichts andres, als das Vermögen, die Verhältniſſe zu bemerken, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander haben.

**) Ob die Unähnlichkeit der Weſen in ihren Keimen, oder in ihrer Entwickelung exſiſtire, weis ich nicht. So viel iſt ſicher, daß die nämliche Race von Viehe nach der Art oder Menge der Weiden zu-

mal mittheilen könnte. Nun giebt es aber gar keine dergleichen Begriffe. Wer nur deutliche Begriffe hat, der pflanzt dieſelben gar leicht auf Andre fort. Mithin giebt es keine ſolchen, zu denen die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, nicht gelangen könnten.

Die Urſache, die noch den wirkſamſten Einfluß auf den verſchiedentlichen Verſtand der Menſchen haben könnte, wäre zweifelsohne die Verſchiedenheit der Pol-Höhen und der Nahrungsmittel. Nun hat aber, wie ich bereits geſagt habe, der fette Engländer, der ſich unter einem neblichten Himmelsſtriche mit Butter und Fleiſchſpeiſen nährt, ganz gewiß nicht weniger Verſtand, als der magre Spanier, der in einem ſehr trocknen Himmelsſtriche bloß von Knoblauch und Zwiebeln lebt. Der Engliſche Arzt Shaw, der wegen der Treue und Genauigkeit ſeiner Beobachtungen bey uns nicht weniger Glauben verdient, als wegen des noch ganz neuerlichen Datums ſeiner Reiſe nach der Barbarey, ſagt bey Gelegenheit der Mohren: „Daß dieſe Völker in den Künſten und Wiſ-
„ſenſchaften ſo wenig zunehmen, iſt keinesweges die Wirkung
„einer natürlichen Unfähigkeit oder Dummheit. Die Moh-
„ren haben einen ſcharfſinnigen Verſtand, und beſitzen ſo gar
„Genie. Wenn ſie nun ihren Verſtand nicht zu Erlernung
„der Wiſſenſchaften anwenden; ſo rührt dieſes daher, weil
„ſie keine Bewegungsgründe zur Nacheiferung haben, und
„ihnen ihre Regierungsform weder die erfoderliche Freyheit,
„noch die nöthige Ruhe verſtattet, dieſelben zu cultiviren und

zu • oder abnimmt, beſſer oder ſchlechter wird. Eben dieſe Bewandtniß hat es auch mit den Eichen. Wenn man dieſe groß und klein, gerade und krumm, und mit einem Worte keine darunter findet, die einer andern vollkommen ähnlich wäre; ſo rührt es vielleicht davon her, weil keiner ganz genau einerley Cultur wiederfährt, keine in einerley Lage geſetzt, von einerley Winde getroffen, und in einerley Erd-Ader geſäet wird. Nun entſpricht bey den unbeſeelten Weſen die Zeit ihrer Entwickelung der Zeit der Erziehung bey den Menſchen, welche vielleicht deßwegen niemals einerley ſind, weil keiner, (wie ich im Erſten Abſchnitt erwieſen habe,) ganz genau einerley Unterweiſungen empfangen kann.

„es darinnen zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Die „Mohren ſind, wie die meiſten Morgenländer, gebohrne „Sklaven, und müſſen daher natürlicher Weiſe Feinde von „jedweder Arbeit ſeyn, die nicht unmittelbar ihr perſönliches „und gegenwärtiges Intereſſe zum Zweck hat.“

Bloß der Freyheit iſt es eigen, das geheiligte Feuer des Ruhmes und der Nacheiferung bey einem Volke zu entflammen. Wenn es Jahrhunderte giebt, worinnen die großen Männer, gleich jenen ſeltnen Vögeln, die ein Windſtoß herbringt, mit einmal in einem Reiche zum Vorſcheine kommen; ſo halte man dieſe Erſcheinung nur nicht für die Folge einer phyſiſchen, ſondern für die Wirkung einer moraliſchen Urſach. Unter jeder Regierung, wo man die Talente belohnt, werden dergleichen Belohnungen, wie die Zähne vom Drachen des Kadmus, Menſchen hervorbringen. Wenn die Deſcartes, die Corneille und ihres Gleichen die Regierung Ludwigs des Dreyzehnten, die Racine, die Bayle und andre die Regierung Ludwigs des Vierzehnten, die Voltaire, die Monteſquieu, die Fontenelle und andre die Regierung Ludwigs des Funfzehnten berühmt machten; ſo rührte es daher, weil die Künſte und Wiſſenſchaften unter dieſen verſchiedentlichen Regierungen nach der Reihe von Richelieu, von Colbert, und von dem verſtorbnen Herzoge-Regenten von Orleans geſchützt und begünſtiget wurden. Man ſage, und man mag auch geſagt haben,

*) Nach Verlauf einer gewiſſen Anzahl Jahre iſt der Menſch, wie man ſagt, gar nicht mehr das vorige Compoſitum. Der ſechzigjährige Voltaire iſt nicht mehr der Voltaire, der er in ſeinem dreyßigſten Jahre war. Das kann ſeyn; unterdeſſen hat doch der eine ſo gut Verſtand, wie der andre. Wenn ein Paar Menſchen, die einander eben nicht in allen Stücken vollkommen gleich ſind, dennoch gleich hoch ſpringen, gleich geſchwind laufen, gleich richtig ſchießen, gleich gut den Ball ſchlagen können; ſo können alſo auch ein Paar Menſchen, ohne eben ganz genau einer wie der andre zu ſeyn, gleich viel Verſtand haben.

**) Die Anlage zum Verſtande beſteht, wie ich in der Folge zeigen

haben, was man will, ſo ſind die großen Männer weder der Regierung des Auguſtus, noch der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, ſondern jedesmal derjenigen Regierung eigen, von der ſie begünſtiget werden.

Behauptet man, die ſchönſten Werke großer Männer hätten ihre Entſtehung dem erſten Feuer der Jugend und, wenn ich ſo ſagen darf, der friſchen Kraft der Empfindungswerkzeuge zu danken; ſo irrt man ſich. Ehe Racine dreyßig Jahr alt wurde, lieferte er ſeinen Alexander, und ſeine Andromacha; aber im funfzigſten ſchrieb er die Athalja, und dieſes letztre Stück giebt den erſten gewiß nichts nach *). Es können auch nicht einmal die kleinen Unpäßlichkeiten, die eine mehr oder weniger zarte Geſundheit veranlaßt, das Genie erſticken.

Man iſt nicht immer ein Jahr ſo geſund, wie das andre, und gleichwohl gewinnt oder verſpielt der Advocat alle Jahre ſo ziemlich einerley Anzahl von Proceſſen; der Arzt tödtet oder heilt ſo ziemlich einerley Anzahl Patienten; und der Mann von Genie, wenn ihn weder andre Geſchäffte, noch Luſtbarkeiten, noch heftige Leidenſchaften, noch ſchwere Krankheiten abhalten, liefert alle Jahre ſo ziemlich einerley Anzahl von Geiſtesfrüchten.

So verſchieden auch die Nahrungsmittel der Nationen, das Clima, worinnen ſie leben **), und endlich das Temperament, das ſie haben, ſeyn mögen; ſo tragen doch dieſe Ver-

gen werde, bloß in der Fähigkeit, die Aehnlichkeiten und Unterſchiede, die Schicklichkeiten und Unſchicklichkeiten, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander haben, zu bemerken. Daß die Verſchiedenheit in der Temperatur der Luft, der Unterſchied in mancherley Clima, auch Unterſchiede in den Sitten und Neigungen eines Volkes nach ſich zieht; daß die Wilden, die in einem Holzlande Jäger ſind, in einem Lande voller Viehweiden Hirten werden, das kann ſeyn: aber es iſt darum nichts deſto weniger wahr, daß in allen verſchiedentlichen Weltgegenden die Völker allemal die nämlichen Verhältniſſe zwiſchen den Gegenſtänden bemerken werden. Daher hat auch von dem Augenblick an, da ſich die herum-

Verſchiedenheiten weder zur Vermehrung, noch zur Verminderung der Anlage, welche die Menſchen zum Verſtande haben, etwas bey. Mithin beruht die mehr oder minder große Ueberlegenheit am Verſtande weder auf der Stärke des Leibes *), noch auf der friſchen Kraft der Empfindungswerkzeuge, noch auf der mehr oder minder großen Feinheit der Sinnen. Uebrigens macht es freylich noch nicht viel aus, daß die Erfahrung die Wahrheit dieſes Facti beweiſt; aber ich kann auch darthun, daß es mit dieſer Sache, wenn es ſich einmal ſo damit verhält, wohl nicht anders ſeyn könne, und mithin eine noch unbekannte Urſache vorhanden ſey, worinnen man die Erklärung des Phänomenons der Ungleichheit in dem Verſtande der verſchiednen Menſchen ſuchen müſſe.

Nachdem ich, um die Wahrheit dieſer Meynung zu beſtätigen, erwieſen habe, daß alles beym Menſchen aufs Empfinden hinaus läuft; ſo glaube ich, man müſſe denken, wenn ſich die Menſchen von einander unterſcheiden, ſo ſey es doch nie weiter, als in der verſchiednen Schattirung ihrer Empfindungen.

Drey-

herumſchweifenden Menſchen in Nationen vereiniget, da ſie die Sümpfe ausgetrocknet, und die Wälder durchgehauen haben, die Verſchiedenheit des mannichfaltigen Clima keinen ſinnlichen Einfluß in die Verſchiedenheit des Verſtandes gehabt. Daher findet man in Schweden und Dänemark eben ſo gute Feldmeſſer, Scheidekünſtler, Naturforſcher, Sittenlehrer u. ſ. f. als in Griechenland und in Aegypten. „Das Clima „von Perſien“, ſagt Chardin, „ſchickt ſich am beſten dazu, Leib „und Geiſt bey beſtändiger Munterkeit zu erhalten“. Gleichwohl ertheilt dieſes Clima dem Perſianer nicht mehr Genie, als dem Franzoſen das ſeinige.

*) Wenn bey der Ueberlegenheit am Verſtand eben ſo wenig auf die mehr oder minder große Stärke des Temperamentes, als auf die mehr oder minder große Feinheit der Sinnen ankömmt; worinnen ſoll man denn die Urſa-

che

Dreyzehntes Kapitel.
Von der verſchiedentlichen Art zu empfinden.

Die Menſchen haben verſchiedne Neigungen; und zwar können dieſe Neigungen die Folge, entweder von ihrer verſchiedentlichen Angewöhnung und Erziehung, oder von der ungleichen Feinheit ihrer Organiſation, eines ſo gut wie das andre, ſeyn. Wenn der Schwarze, zum Exempel, an der ſchwarzen Haut einer afrikaniſchen Schönheit mehr Gefallen findet, als an den Lilien und Roſen unſrer Europäerinnen; ſo iſt dieſes bey ihm eine Folge von der Angewöhnung. Wenn ſich der Menſch, wie es das Land, worinnen er wohnt, mit ſich bringt, von dieſer oder jener Art von Muſik mehr oder weniger rühren läßt, und folglich dieſer oder jener Eindrücke fähig wird; ſo iſt dieſes abermals eine Folge von der Angewöhnung. Alle dergleichen gemachte, und aus verſchiedentlicher Erziehung entſtandene Neigungen ſind hier keinesweges der Gegenſtand meiner Unterſuchung; ſondern ich will hier bloß von dem Unterſchiede derer Neigungen handeln, welche der bloße Unterſchied der Empfindungen veranlaßt, die aus der Gegenwart von einerley Dingen herrühren.

Um

che dieſer Ueberlegenheit ſonſt ſuchen? In der Vollkommenheit der innern Organiſation, wird man ſagen. — Allein, kann ich hierauf antworten, wenn ſich an der Pendul-Uhr die innere Vollkommenheit der Maſchine durch die Genauigkeit veroffenbart, mit der ſie die Stunden anzeigt; ſo veroffenbart ſich am Menſchen die innere Vollkommenheit ſeiner Organiſation ebenfalls, (wenigſtens ſo viel, den Verſtand anlangt,) durch die Richtigkeit der fünf Sinnen, denen er ſeine Begriffe zu danken hat. Die Vollkommenheit der äußern Organiſation ſetzt alſo die Vollkommenheit des Innern voraus. Um nun zu beweiſen, daß dieſe letztre Art von Vollkommenheit bey dem verſchiednen Verſtande nichts thue, iſt es hinlänglich, (der Erfahrung gemäß) zu zeigen, daß die Ueberlegenheit derſelben ganz und gar nicht von der mehr oder minder großen Feinheit der fünf Sinnen abhänge.

Um ganz genau zu wiſſen, worinnen dieſer Unterſchied beſtehen könne, müßte ich nach der Reihe Ich ſelbſt, und Andre, geweſen ſeyn. Nun bin ich freylich niemals mehr geweſen, als Ich ſelbſt. Alſo kann ich in dieſem Stücke zu keiner Entdeckung anders gelangen, als wenn ich mit der äuſſerſten Aufmerkſamkeit auf die verſchiedentlichen Eindrücke Acht habe, welche einerley Gegenſtände auf die verſchiednen Menſchen zu machen ſcheinen. Prüfe ich mich ſelbſt über dieſen Punct; ſo empfinde ich ſo viel: wenn mein Nachbar für viereckig anſähe, was ich für rund anſehe; wenn mich die Milch weiß, und ihn roth dünkte; wenn endlich gewiſſe Menſchen eine Diſtel wahrnähmen, wo ich eine Roſe erblicke, und eine von Egmont oder eine Forcalquier für ein Paar Mißgeburten erklärten, da ich ſie für Muſter von Schönheit halte: ſo wäre es nicht möglich, daß die Menſchen einander verſtehen, und ihre Begriffe oder Gedanken einander mittheilen könnten. Nun verſtehen ſie aber einander, und theilen einander ihre Gedanken mit. Folglich machen einerley Gegenſtände bey ihnen ſo ziemlich einerley Eindrücke.

Damit dieſe Frage etwas heller ins Licht geſetzt werde, ſo wollen wir einmal an einem und eben demſelben Exempel ſehen, worinnen ſich die Menſchen von einander unterſcheiden, und einander ähnlich ſind.

Darinnen ſind alle einander ähnlich, daß alle ſich von der Langenweile losreißen wollen; daß folglich alle gerührt ſeyn wollen; daß ihnen ein Eindruck um deſto angenehmer iſt, je lebhafter er iſt; wo fern dieſer Eindruck nur nicht bis zu der Gränze des Schmerzens getrieben wird.

Darinnen aber ſind ſie unterſchieden, daß der Grad von Gemüthsrührung, den der Eine als das äußerſte Vergnügen betrachtet, zuweilen für den Andern ſchon ein Anfang von

*) In alle dem, was keine unmittelbare und eigenthümliche Beziehung auf die Sitten und Regierungsform der Morgenländer hat, iſt nichts ſo ähnlich, als es die Sprüchwörter der Deutſchen den Sprüchwörtern der Chineſer ſind.

von Schmerzen wird. Von eben dem Grade von Lichte, der mir angenehm iſt, kann das Auge meines Nachbars geblendet werden; und dennoch können Er und ich darinnen einig ſeyn, daß das Licht der ſchönſte Gegenſtand in der Natur iſt. Woher rührt nun aber dieſe Einförmigkeit im Urtheile bey einem ſolchen Unterſchied in der Empfindung? Daher, weil dieſer Unterſchied nicht viel zu bedeuten hat, und weil ein zartes Auge bey einem ſchwachen Grade von Lichte das nämliche Vergnügen empfindet, das ein ſtarkes Auge bey dem Schein eines hellern Lichtes genießt. Komme ich nun vom Phyſiſchen aufs Moraliſche, ſo bemerke ich noch weniger Unterſchied in der Art und Weiſe, wie die Menſchen von einerley Gegenſtänden gerührt werden; und dem zu Folge finde ich bey den Chineſern alle Sprüchwörter unſrer Europäer *). Hieraus ziehe ich den Schluß, daß geringfügige Unterſchiede in der Organiſation der verſchiedentlichen Völker für nichts gerechnet werden müſſen; weil alle Völker, ſo bald ſie einerley Gegenſtände vergleichen, auf einerley Reſultate kommen.

Die Erfindung der nämlichen Künſte in allen den Gegenden, wo man die nämlichen Bedürfniſſe gehabt hat, und wo dieſe Künſte von der Regierung in gleichem Grade befördert worden ſind, iſt ein neuer Beweis von der weſentlichen Gleichheit der Menſchen am Verſtand. Ich könnte mich, dieſe Wahrheit zu beſtätigen, auch noch auf die Aehnlichkeit berufen, die man zwiſchen den Geſetzen und Regierungsformen der verſchiedentlichen Völker wahrnimmt. Aſien, ſagt **Poivre**, welches großen Theils von den Malayen bevölkert iſt, wird durch unſre alten Lehns-Geſetze regieret. Der Malaye iſt, wie unſre alten Vorfahren, kein Ackermann; aber er beſitzt, wie ſie, die entſchloſſenſte und tollkühnſte Tapferkeit **). Alſo iſt der Heldenmuth keinesweges, wie uns manche

**) Wenn die Malayen, ſagt Poivre, nähere Nachbarn von China geweſen wären; ſo würde dieſes Reich gar bald erobert, und deſſen Regierungsform verändert worden ſeyn. Nichts in der Welt, ſagt dieſer Schriftſteller, kömmt den Malayen an Liebe zum Rauben

manche immer noch vorpredigen wollen, eine beſondre Wirkung der europäiſchen Organiſation. Die Menſchen ſind ſich unter einander weit ähnlicher, als man ſich vorſtellt; und wenn ſie ſich unterſcheiden, ſo iſts doch nur in der verſchiednen Schattirung ihrer Empfindungen. Die Poeſie, zum Exempel, macht faſt auf alle Menſchen einen angenehmen Eindruck. Ein jeder declamirt mit einem beynahe gleichen Enthuſiaſmus jenen Lobgeſang auf das Licht, welcher den Anfang zum dritten Geſange des Verlohrnen Paradieſes macht. Aber, wird man ſagen, wenn dieſes Stück von allen und jeden bewundert wird, wenn es allen und jeden gleich gut gefällt; ſo rührt dieſes daher, weil ſich der Dichter, indem er die herrlichen Wirkungen des Lichtes ſchildert, dabey eines Ausdruckes bedient, der keine Schattirung von Licht inſonderheit andeutet, und der daher einem jeden verſtattet, die Gegenſtände mit demjenigen Anſtriche von Licht auszumalen, der ſeinen Augen der angenehmſte iſt. Das kann ſeyn: aber wenn das Licht nicht auf alle und jede einen ſtarken und lebhaften Eindruck machte; würde es wohl ſo durchgängig als der bewundernswürdigſte Gegenſtand der Natur betrach-

ben und Plündern bey; aber ſind ſie wohl die einzigen räuberiſchen Völker? Wer die Geſchichtbücher lieſt, der erfährt bald, daß alle Menſchen dergleichen Liebe zur Rauberey unglücklicher Weiſe mit einander gemein haben; es gründet ſich dieſelbe auf ihre Trägheit. Ueberhaupt mögen ſie wohl alle lieber von Raubereyen und Streifereyen leben, und ſich lieber drey bis vier Monate im Jahre den größten Gefährlichkeiten bloßſtellen, als ſich den tagtäglichen Arbeiten des Feldbaues unterwerfen. Aber warum beſtehen denn nicht alle Völker aus Räubern? Deßwegen, weil man, um rauben zu können, mit Nationen umgeben ſeyn muß, bey denen es etwas zu rauben giebt; dieß heißt, bey Völkern, die das Feld bauen und reich ſind: Wo das nicht Statt findet, da bleibt einem Volke weiter nichts zu wählen übrig, als daß es den Acker bauet oder verhungert.

Jedwedes Land hat ſeine Malayen. In den katholiſchen Ländern raubt die Geiſtlichkeit, eben wie die Malayen, den Zehndten von den Aerndten; und was der Malaye durch Einbrechen und mit Gewalt der Waffen ausrichtet, das

betrachtet werden? Beweiſt nicht der Feuerwirbel, in welchen faſt alle Nationen den Thron der Gottheit geſetzt haben, die Einförmigkeit der Eindrücke *), welche die Gegenwart von einerley Dingen bey ihnen allen gemacht hat? Wäre nicht dieſe Einförmigkeit, welche gewiſſe, nicht ſo gar ſcharfe Philoſophen für den Begriff des vollkommnen Schönen und Guten angenommen haben; auf was für einen Grund hätte man denn die Regeln des Geſchmacks gebauet?

Die einfachen und herrlichen Gemälde der Natur rühren alle Menſchen. Machen aber wohl dieſe Gemälde auf einen jeden unter ihnen ganz genau einerley Eindruck? Keinesweges; ſondern, wie die Erfahrung beweiſt, einen beynahe gleichen Eindruck. Daher ſind die Gegenſtände, die dem Einen äußerſt angenehm ſind, dem Andern immer auch mehr oder weniger angenehm. Es würde vergebens ſeyn, wenn man gleich noch ſo oft ſagen wollte, die Einförmigkeit der Eindrücke, welche die Schönheit der poetiſchen Beſchreibungen machte, wäre bloß ſcheinbar; ſie wäre zum Theil eine Folge von der ungewiſſen Bedeutung der Wörter, und vom Schwankenden in den Ausdrücken **), welches aufs vollkommenſte

das thut der Pfaffe durch die Liſt und das paniſche Schrecken.

*) Zum Beweiſe des Unterſchiedes der Empfindungen, welche verſchiedne Menſchen beym Anblicke von einerley Gegenſtänden erleiden, berufen ſich manche auf das Exempel der Maler, die allen ihren Figuren einen gelblichen oder graulichen Anſtrich geben: allein wenn dieſer Mangel in ihrer Farbengebung die Folge von einem Fehler im Empfindungswerkzeug ihrer Augen wäre, und ſie wirklich Gelbliches oder Grauliches an allen Gegenſtänden ſähen; ſo würden ſie dergleichen auch im Weißen auf ihrer Palette ſehen, und würden weiß malen, ob ſie gleich Grau ſähen.

**) Wollte man mich noch fragen, warum man in jeder Sprache ſo viele Wörter erdacht hätte, deren Bedeutung ſo ungewiß iſt; ſo wüßte ich zu dem, was ich über dieſe Materie oben (im fünften Kapitel dieſes Abſchnittes) geſagt habe, weiter nichts hinzuzuſetzen, als daß bey der Bildung der Sprachen das Bedürfniß die Herrſchaft geführt hat; daß die Menſchen, da ſie bey Erfindung der Wörter die

menſte mit den verſchiedentlichen Empfindungen übereinſtimmte, die man beym Anblicke von einerley Gegenſtänden erlitte. Wenn man auch dieſen Umſtand zugäbe; ſo würde doch immer noch wahr bleiben, daß es Schriften giebt, die durchgängig bewundert werden, und folglich auch Regeln des Geſchmacks, deren Beobachtung bey allen und jeden die Empfindung vom Schönen rege macht. Man unterſuche dieſe Frage aufs ſchärfſte und gründlichſte; ſo wird man an der verſchiedentlichen Art, wie die Menſchen von einerley Gegenſtänden gerührt werden, erkennen, daß dieſer Unterſchied im Eindrucke bey weitem nicht ſo ſehr ihrem phyſiſchen, als ihrem moraliſchen Weſen eigen ſey.

Das Reſultat von dieſem Kapitel iſt folgendes: die Verſchiedenheit der Neigungen ſetzt bey den Menſchen nur wenig Unterſchied in der Schattirung ihrer Empfindungen voraus; und die Einförmigkeit in ihren Urtheilen, welche aus der Einförmigkeit der Sprüchwörter der Nationen, aus der Aehnlichkeit ihrer Geſetze und Regierungsformen, und aus dem Geſchmack erhellt, den ſie alle zuſammen an der Poeſie, und an den einfachen und herrlichen Gemälden der Natur finden, beweiſt ganz deutlich, daß einerley Gegenſtände ſo ziemlich einerley Eindrücke auf alle Menſchen machen; und wenn ſie von einander abgehen, daß ſich doch dieſes nie weiter erſtreckt, als auf die Schattirung ihrer Empfindungen *).

Vier-

die Abſicht hatten, einander ihre Begriffe deſto leichter mitzutheilen, wohl eingeſehen haben, wenn ſie ſo vielerley Wörter erdächten, als es, zum Exempel, verſchiedentliche Grade von Größe, von Licht, von Dickigkeit u. ſ. w. giebt; ſo würde die Menge und Mannichfaltigkeit dieſer Wörter ihrem Gedächtniſſe zur Laſt werden; daß ſie folglich für gewiſſe Wörter diejenige ſchwankende Bedeutung beybehalten mußten, vermöge deren der Gebrauch derſelben deſto allge-

Vierzehntes Kapitel.

Der geringe Unterſchied, den man zwiſchen unſern Empfindungen wahrnimmt, hat keinen Einfluß auf den Unterſchied am Verſtande.

Zweifelsohne können die Menſchen bey der Gegenwart von einerley Dingen verſchiedne Empfindungen erleiden; aber können ſie darum wohl verſchiedne Verhältniſſe zwiſchen dieſen nämlichen Dingen wahrnehmen? Nein; und geſetzt auch, wie ich anderwärts geſagt habe, daß der Schnee Einigen eine noch weißere Schattirung zu haben ſchiene, als Andern; ſo würden doch alle, einer ſo gut, wie der andre, darinnen einig ſeyn, daß der Schnee unter allen Körpern der weißeſte iſt.

Wenn die Menſchen verſchiedne Verhältniſſe zwiſchen einerley Dingen wahrnehmen ſollten, ſo müßten dieſe Dinge bey ihnen Eindrücke von einer ganz beſondern Beſchaffenheit erregen; die glühende Kohle müßte dem Einen Froſt erwecken; Waſſer, durch Kälte verdickt, müßte Andre brennen; alle Dinge in der Natur müßten jedwedem einzelnen Menſchen (Individuo) in einer ganz verſchiednen Kette von Verhältniſſen erſcheinen; und die Menſchen ſelbſt endlich müßten, die Einen in Anſehung der Andern, eben das ſeyn, was ſie im Verhältniſſe gegen diejenigen Inſecten ſind, die mit ihren rautenförmig gebildeten Augen unſtreitig die Dinge in gar ſehr verſchiednen Geſtalten ſehen.

allgemeiner, und die Erlernung der Sprachen deſto kürzer wird.

*) Wenn die Natur unter den Menſchen ſolche ungleiche Anlagen zum Verſtand austheilte, wie man vorgeben will; warum thäten es in der Tanzkunſt, in der Tonkunſt, in der Zeichenkunſt u. d. gl. die Liebhaber faſt niemals ihren Meiſtern gleich? Warum ſollte die ungleiche Anlage der Natur nicht bey jenen den geringen Grad von Aufmerkſamkeit erſetzen, den dieſe vielleicht mehr auf die Erlernung ihrer Kunſt wenden?

Fände dieſes Statt; ſo würden die einzelnen Menſchen (Individua) keine Analogie in ihren Begriffen, ſo wenig als in ihren Empfindungen haben. Die Menſchen würden weder ihre Einſichten einander mittheilen, noch ihre Vernunft verbeſſern, noch gemeinſchaftlich an dem unermeßlichen Gebäude der Künſte und Wiſſenſchaften arbeiten können. Nun beweiſt aber die Erfahrung, daß die Menſchen alle Tage neue Entdeckungen machen, daß ſie einander ihre Begriffe mittheilen, und daß Künſte und Wiſſenſchaften immer mehr und mehr verbeſſert, immer mehr und mehr zur Vollkommenheit gebracht werden. Mithin nehmen die Menſchen einerley Verhältniſſe zwiſchen den Dingen wahr.

Ein ſchönes Frauenzimmer zu genießen, kann vielleicht für meines Nachbars Herz ein größer, berauſchender Vergnügen ſeyn, als für das meinige; jedoch iſt dieſer Genuß für mich ſo gut, wie für ihn, die lebhafteſte unter allen Vergnügungen. Wenn zween Menſchen einerley Stoß bekommen; ſo empfinden ſie vielleicht zweyerley verſchiedne Eindrücke: wenn aber die Heftigkeit dieſes Stoßes doppelt, dreyfach oder vierfach iſt; ſo wird doch der Schmerz, den ſie empfinden, bey jedwedem darunter ebenfalls doppelt, dreyfach oder vierfach ſeyn.

Wollen wir den Unterſchied unſrer Empfindungen beym Anblicke von einerley Dingen für beträchtlicher annehmen, als er wirklich iſt; ſo fällt in die Augen, daß uns die Dinge, wenn ſie einerley Verhältniſſe unter einander behielten, in einer immer beſtändigen und einförmigen Proportion rühren würden. Allein, wird man ſagen, kann dieſer Unterſchied in unſern Empfindungen nicht unſre moraliſchen Geſinnungen ändern? und wird nicht dergleichen Veränderung beides, ſo wohl den Unterſchied, als die Ungleichheit in dem Verſtande der verſchiednen Menſchen nach ſich ziehen? Auf dieſen Einwurf antworte ich: alle Verſchiedenheit der Geſinnung oder Neigung

*) Die einzigen Geſinnungen oder Neigungen, deren Einfluß auf die Verſchiedenheit des Verſtandes noch merklich iſt, ſind die

gung *), die aus irgend einem Unterſchied in der phyſiſchen Organiſation herrührt, hat, wie die Erfahrung beweiſt, nicht den geringſten Einfluß auf den Verſtand der verſchiednen Menſchen. Es können alſo zween Männer, der Eine das Grüne, der Andre das Gelbe vorziehen; und doch können beide, wie Dalembert und Clairaut, gleichgroße Feldmeſſer ſeyn. Es können alſo verſchiedne Männer Gaumen von ungleicher Leckerheit haben, und können doch gleichgute Dichter, gleichgute Zeichner, gleichgute Naturforſcher ſeyn. Es können alſo endlich verſchiedne Männer einen Geſchmack am Süßen oder am Salzigen, an der Milch oder an der Sardelle haben; und können doch gleichgroße Redner und gleichgroße Aerzte u. ſ. w. ſeyn. — Alle dergleichen verſchiedne Neigungen machen bey uns nur einzelne, unabhängige und unfruchtbare Facta aus. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit unſern Begriffen bis zu dem Augenblicke, da wir dieſelben unter einander vergleichen. Soll man ſich nun aber die Mühe nehmen, ſie zu vergleichen; ſo muß man durch irgend ein Intereſſe dazu gereizt werden. Dieſes Intereſſe vorausgeſetzt, und dieſe Begriffe verglichen; warum kommen die Menſchen am Ende doch immer auf einerley Reſultate? Deßwegen, weil ſie ſich troz des Unterſchiedes ihrer Neigungen, und troz der ungleichen Vollkommenheit ihrer Empfindungswerkzeuge, alle zu den nämlichen Begriffen emporſchwingen können. In der That, ſo lange die Leiter der Proportionen, nach welcher uns die Gegenſtände rühren, nicht zerbrochen iſt; ſo lange behalten auch alle unſre Empfindungen immer einerley Verhältniß unter einander. Eine Roſe, die bey der Vergleichung mit einer andern Roſe von ſehr dunkler Farbe iſt, erſcheint auch in jedermanns Augen dunkel. Kurz, wir fällen einerley Urtheile über einerley Gegenſtände. Mithin können wir uns allemal einerley Anzahl von Begriffen, und folglich auch einerley ausgebreiteten Verſtand erwerben.

die Neigungen und Geſinnungen, die von der Erziehung, und den eingeſognen Vorurtheilen herrühren.

Die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, ſind gewiſſen klingenden Körpern gleich, die, ohne eben ganz genau einerley zu ſeyn, gleichwohl einerley Anzahl Töne angeben *).

Das Reſultat aus dieſem Kapitel iſt Folgendes: da die Menſchen zwiſchen einerley Gegenſtänden allemal einerley Verhältniſſe wahrnehmen; ſo hat die ungleiche Vollkommenheit ihrer Sinnen keinen Einfluß auf die Verſchiedenheit des Verſtandes verſchiedner Menſchen. Dieſe Wahrheit noch überzeugender darzuthun, müſſen wir einen deutlichen Begriff mit dem Worte **Verſtand** verknüpfen.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Verſtande.

Was iſt der Verſtand an ſich ſelbſt? **Die Gabe, die Aehnlichkeiten und Unterſchiede, die Uebereinſtimmungen und Nicht-Uebereinſtimmungen zu ſehen,**

*) Gewiſſe klingende Körper geben einerley Anzahl von Tönen, aber nicht Töne von einerley Gattung an. Eben ſo geht es auch mit unſerm Verſtand. Er giebt, wenn ich ſo ſagen darf, Begriffe oder Bilder an, die gleich ſchön, aber doch verſchieden ſind nach den verſchiedentlichen Dingen, womit das Ungefähr unſer Gedächtniß angefüllt hat.

Iſt mir in meinem Gedächtniſſe nichts gegenwärtig, als der Schnee, die Eißſchollen, und die Ungewitter im Norden, oder die brennenden Lava-Ströme aus dem Veſuv oder Hekla; was für ein Gemälde kann ich wohl aus ſolchen Materialien zuſammenſetzen? Das Gemälde von den Gebirgen, die den Eingang zu den Gärten der Armida verdecken. Erinnert mich aber mein Gedächtniß im Gegentheile bloß an lachende Bilder, an die Blumen des Frühlings, an die ſilbernen Wellen der Bäche, an das Moos der Raſenbänke, und an den geruchreichen Schatten der Pomeranzen-Bäume; was werde ich aus dergleichen angenehmen Gegenſtänden machen? Das Geſträuch, worein Amor den Rinaldo lockt. Die Beſchaffenheit unſrer Begriffe und unſrer Schilderungen hängt alſo nicht von dem Weſen unſers Verſtandes ab, welches bey allen Menſchen einerley iſt; ſondern

ſehen, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander haben. Aber was iſt denn in dem Menſchen die Quelle, woraus ſein Verſtand entſpringt? Seine phyſiſche Empfindlichkeit, ſein Gedächtniß, und inſonderheit das Intereſſe oder der Vortheil, den es ihm bringt, ſeine Empfindungen unter einander zu vergleichen **). Mithin iſt der Verſtand bey ihm weiter nichts, als das Reſultat von ſeinen verglichenen Empfindungen; und der geſunde Verſtand beſteht in der Richtigkeit der Vergleichung dieſer Empfindungen.

Es iſt zwar wahr, nicht alle Menſchen erfahren ganz genau einerley Empfindungen; jedoch empfinden alle und jede die Gegenſtände nach einer immer gleichen Proportion. Mithin haben ſie auch alle eine gleiche Anlage zum Verſtand ***).

In der That, wenn jedweder Menſch, wie die Erfahrung beweiſt, zwiſchen einerley Gegenſtänden einerley Verhältniſſe wahrnimmt; wenn ein jeder unter ihnen die Wahrheit der geometriſchen Sätze zugiebt; wenn überdieß kein Unterſchied in der Schattirung der Empfindungen verſchiedner Men-

dern von der Art von Gegenſtänden, die uns das Ungefähr ins Gedächtniß prägt, und von dem Intereſſe, das wir haben, dieſe Gegenſtände zu vergleichen und zu vereinigen.

**) Wenn wir einmal annehmen wollten, die Menſchen hätten in jeder Gattung von Wiſſenſchaft und Kunſt alle bereits bekannte Gegenſtände und Facta unter einander verglichen, und hätten es endlich dahin gebracht, alle verſchiedentliche Verhältniſſe derſelben zu entdecken: ſo würde alsdann dasjenige, was man Verſtand nennt, nicht weiter exiſtiren, weil die Menſchen keine neuen Vergleichungen mehr anzuſtellen hätten. Alsdann würde alles Wiſſenſchaft ſeyn; der menſchliche Verſtand wäre gezwungen, ſo lange zu ruhen, bis ihm die Entdeckung unbekannter Factorum aufs neue Gelegenheit gäbe, ſie zu vergleichen und unter einander zu verbinden; er wäre gleichſam die erſchöpfte Fundgrube, die man ſo lange ruhen läßt, bis ſich neue Adern angeſetzt haben.

***) Aus dieſer Definition vom Verſtande folgt ſo viel: Wenn alle Operationen deſſelben darauf hinauslaufen, daß er die Aehnlichkeiten und Unterſchiede, die Uebereinſtimmungen oder Nicht-Uebereinſtimmungen wahrnimt, welche die verſchiedentlichen Gegen-

Menſchen einen Unterſchied in ihrer Art zu ſehen macht; wenn, (um hiervon ein ſinnliches Exempel zu geben,) in dem Augenblicke, da die Sonne aus dem Schooße der Meere emporſteigt, alle Bewohner von einerley Weltgegend im nämlichen Nu vom Glanz ihrer Stralen gerührt werden, und ſie, einer ſo gut wie der andre, für das herrlichſte Geſtirn in der Natur erkennen: ſo muß man geſtehen, daß alle Menſchen über einerley

genſtände unter einander haben; ſo wird den Menſchen keinesweges dieſes oder jenes beſondres Genie angebohren, wie man gleichwohl ſo oft hat ſagen und behaupten wollen.

Die Erwerbung der verſchiedentlichen Talente iſt bey den Menſchen die Wirkung von einerley Urſach; ich meyne, von der Begierde nach Ruhm, und von der Aufmerkſamkeit, womit ſie dieſe Begierde verſorgt. Nun kann ſich aber die Aufmerkſamkeit in gleichem Grad auf alles richten; ſie kann ſich eben ſo gut auf die Gegenſtände der Poeſie, als der Geometrie, der Phyſik, der Malerey u. ſ. w. heften, wie der Organiſt ſeine Hand ohne Unterſchied auf jede von den Taſten der Orgel legen kann. Fragt man mich, warum die Menſchen ſelten Genie in verſchiednen Gattungen von Arbeit haben? ſo kann ich ihnen antworten: das rührt daher, weil die Wiſſenſchaft in jedweder Gattung die urſprüngliche Materie des Verſtandes, ſo wie die Unwiſſenheit, wenn ich ſo ſagen darf, die urſprüngliche Materie der Albernheit, und weil man überhaupt ſelten in zweyerley Gattungen ein Gelehrter iſt. Wenige Menſchen beſitzen, wie ein Büffon und ein Dalembert, bey der Wiſſenſchaft eines Newton oder eines Euler, die ſo ſchwere Kunſt, gut zu ſchreiben. Ich bin alſo nicht willens, mit dem alten Sprüchworte zu behaupten, zum Poeten müſſe man gebohren ſeyn, aber ein Redner könne man werden; ſondern ich will vielmehr im Gegentheile für gewiß behaupten; weil wir alle unſre Begriffe mittelſt der Sinnen bekommen; ſo iſt man nicht zu dem gebohren, was man iſt, ſondern man wird es.

*) Ehe man gewiſſe Begriffe faſſen kann, muß man nachdenken. Iſt aber hierzu wohl jedermann fähig? Ja, ſo bald ihn ein mächtiges Intereſſe antreibt. Alsdann begabt dieſes Intereſſe den Menſchen mit einer Stärke der Aufmerkſamkeit, ohne welche man, wie ich bereits geſagt habe, zwar ſehr gelehrt, aber nimmermehr ein Mann von Verſtande ſeyn kann. Das Nachdenken allein kann uns die Einſicht in jene erſten allgemeinen Hauptwahrheiten verſchaffen, welche die Schlüſſel

ley Gegenſtände auch einerley Urtheile fällen oder doch fällen können; daß ſie auf einerley Wahrheiten kommen können *); und wenn ſie endlich nicht alle im Grunde wirklich gleich viel Verſtand haben **), daß ſie doch zum wenigſten gleich viel in ihrer Gewalt haben; dieß heißt, daß ſie gleich viel Anlage beſitzen, Verſtand zu haben ***).

ſel und Principien aller Wiſſenſchaften ſind. Der Entdeckung dieſer Wahrheiten wird man allemal den Titel eines großen Philoſophen zu danken haben; denn in jedweder Art von Wiſſenſchaft wird allemal die Allgemeinheit der Grundſätze, der Umfang und die Mannichfaltigkeit ihrer Anwendung, und kurz, die Größe des jedesmaligen Ganzen das philoſophiſche Genie ausmachen.

**) Manche ſchreiben den Unterſchied in dem Verſtande der verſchiednen Menſchen, wie ich bereits geſagt habe, auf Rechnung des phyſiſchen Unterſchiedes der Pol-Höhen. Sollte aber dieſer Umſtand bewieſen werden; ſo müßte man zu folge der Definition, die ich vom Verſtande gegeben habe, doch wohl ein Land namhaft machen können, worinnen die Menſchen weder den Unterſchied, noch die Aehnlichkeit, weder die Uebereinſtimmung, noch die Nicht-Uebereinſtimmung der Gegenſtände unter einander und mit uns wahrnähmen. Aber eine ſolche Weltgegend ſoll erſt noch entdecket werden.

***) Deßwegen, weil der Verſtand ſelten iſt, ſieht man ihn immer für ein beſondres Geſchenk der Natur an. In den Jahrhunderten der Unwiſſenheit waren ein Goldmacher und ein Taſchenſpieler ſeltne Männer; daher ſah man ſie auch für Hexenmeiſter oder übernatürliche Weſen an. Gleichwohl iſt es ſo gar ſchwer eben nicht, unwiſſende und einfältige Menſchen durch Gaukelpoſſen oder geſchickte und geſchwinde Streiche zu verblenden und am Seile zu führen. Das Erſtaunenswürdige bey dieſer Sache iſt, daß ſich die Menſchen mit ſolchen nichtswürdigen Künſten und Poſſenſtreichen ernſtlich abgeben können. Nun hat es aber mit dem Verſtand eben die Bewandtniß. So gemein auch die Anlage, Verſtand zu haben, ſeyn mag; ſo iſt doch nichts ſo ſelten, als eine eifrige und ſtandhafte Begierde, ſich Verſtand zu erwerben. Es giebt, wie man ſagt, wenig Männer von Genie; aber warum? Deßwegen, weil es wenig Regierungen giebt, welche die Belohnung nach der Mühe abmeſſen, die derjenige anwenden muß, der ſich große Talente erwerben ſoll.

Wenn ich die Goldmacher und die Taſchenſpieler mit den Leuten

Ich will mich bey dieſer Frage nicht länger aufhalten, und es bloß dabey bewenden laſſen, daß ich den Leſer bey gegenwärtiger Gelegenheit an eine Anmerkung erinnere, die ich bereits im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen gemacht habe. Sie hat ihre völlige Richtigkeit.

Man lege, ſage ich, unterſchiedlichen Menſchen eine einfache, verſtändliche Frage vor, deren Wahrheit oder Unwahrheit ihnen gleichgelten kann; ſo werden ſie alle zuſammen einerley Urtheil fällen *), weil ſie alle zuſammen zwiſchen einerley Gegenſtänden auch einerley Verhältniſſe wahrnehmen. Mithin iſt der richtige Verſtand allen zuſammen angebohren. Nun hat es aber mit dem Worte richtiger Verſtand eben die Bewandtniß, wie mit dem Ausdruck aufgeklärte Menſchenliebe. Wenn dergleichen Menſchenliebe einen Meuchelmörder zur Todesſtrafe verurtheilt; ſo iſt ſie in dieſem Augenblicke bloß für die Wohlfahrt unzählicher ehrlicher Bürger beſorgt. Mithin findet ſich der Begriff von Gerechtigkeit, und folglich von faſt allen Tugenden, in der weiten Bedeutung des Wortes Menſchenliebe mit enthalten. Gerade ſo geht es auch mit dem Worte richtiger Verſtand. Dieſer Ausdruck enthält, in ſeiner weiten Bedeutung genommen, ebenfalls alle verſchiedentlichen Arten von Verſtande. Zum wenig-

von Verſtande vergleiche; ſo iſt dabey meine Abſicht nichts weniger, als die letztern durch eine demüthigende Vergleichung herunter zu ſetzen; ſondern ich will bloß an der Seltenheit des Verſtandes ſelbſt zeigen, was die Urſache ſey, warum man denſelben ſchon ſeit ſo langer Zeit für ein Geſchenk der Natur angeſehen hat; ich will nur das Wunderbare am Verſtande, nicht aber deſſen Werth aufheben. Wir haben ihm die Verbeſſerung der Arztneywiſſenſchaft, der Wundarztneykunſt, kurz den blühenden Zuſtand aller Künſte und nützlichen Wiſſenſchaften zu danken. Folglich kann auf Erden nichts ehrwürdiger ſeyn, als der Verſtand. Daher giebt es auch keine einzige Nation, die ſich auf ihr wahres Beſtes recht verſteht, und die nicht für den Verſtand eine Hochachtung heegte, wie ſie dem Nutzen der Kunſt oder Wiſſenſchaft, an deren Verbeſſerung derſelbe arbeitet, angemeſſen iſt.

*) Sind die Menſchen verſchiedner Meynung über einerley Frage:

wenigſten kann man doch ſo viel als ganz zuverläßig behaupten: Wenn in uns alles Empfindung, und Vergleichung zwiſchen unſern Empfindungen iſt; ſo findet kein andrer Verſtand Statt, als derjenige, welcher vergleicht, und zwar richtig vergleicht.

Die allgemeine Folgerung aus dem, was ich von der gleichguten Anlage geſagt, welche die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, zum Verſtande haben, iſt dieſe: Wenn wir einmal darinnen einig ſind,

Daß bey den Menſchen alles aufs Empfinden hinausläuft;

Daß ſie anders nicht empfinden, und ſich auch anders keine Begriffe erwerben, als mittelſt der fünf Sinnen;

Daß die mehr oder minder große Feinheit dieſer fünf Sinnen zwar die Schattirung ihrer Empfindungen abändern kann, aber doch das Verhältniß der Dinge unter einander nicht verändert:

So ergiebt ſich hieraus offenbar, da der Verſtand in der Erkenntniß dieſer nämlichen Verhältniſſe beſteht, daß die mehr oder minder große Ueberlegenheit am Verſtande keinesweges auf der mehr oder minder großen Vollkommenheit der Organiſation beruhe. Daher ſind auch die Weiber, bey denen

Frage: ſo rührt dieſer Unterſchied allemal entweder davon her, daß ſie einander nicht verſtehen; oder davon, daß nicht einerley Dinge ihren Augen oder ihrem Gedächtniſſe gegenwärtig ſind; oder auch endlich davon, daß ihnen die Frage ſelbſt gar zu gleichgültig iſt, daß ſie daher nicht viel Anſtrengung von Aufmerkſamkeit auf Unterſuchung derſelben wenden, und ſelbſt ihr Urtheil darüber für ziemlich unbedeutend achten.

Nun ſetze man aber den Fall, daß ein mächtiges und gemeinſchaftliches Intereſſe die Menſchen zur Aufmerkſamkeit zwänge, ſo daß ſie einander verſtünden, und daß überdieß einerley Dinge ihren Augen oder ihrem Gedächtniſſe gegenwärtig wären: alsdann ſage und behaupte ich, ſie würden einerley Verhältniſſe zwiſchen den Gegenſtänden wahrnehmen, und daher auch einerley Urtheil darüber fällen. Hieraus ziehe ich den Schluß, daß alle Menſchen gleich viel Verſtand, zum wenigſten in der Möglichkeit, dieß heißt, daß ſie eine gleich gute Anlage haben, Verſtand zu bekommen.

nen der Sinn des Gefühles viel zarter iſt, als bey den Männern, doch den Männern auf keine Weiſe an Einſicht überlegen. Mich deucht, es iſt ſchwer, dieſem Schluſſe zu widerſtehen.

Allein, wird man ſagen, wenn man jenen durchgängigen Beyfall, welchen alle Menſchen der Wahrheit geometriſcher Sätze geben, als einen demonſtrativiſchen Beweis gelten läßt, daß alle Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, einerley Verhältniſſe unter den Gegenſtänden wahrnehmen; warum will man nicht auf gleiche Weiſe die Verſchiedenheit von Meynungen in moraliſchen, politiſchen und metaphyſiſchen Materien für einen Beweis anſehen, daß die Menſchen wenigſtens in dieſen letztgedachten Wiſſenſchaften nicht mehr einerley Verhältniſſe unter einerley Gegenſtänden wahrnehmen?

Sechzehntes Kapitel.

Urſache der Verſchiedenheit der Meynungen in der Moral, Politik und Metaphyſik.

Der Gang des menſchlichen Verſtandes iſt ſich immer gleich. Daß ſich der Verſtand auf dieſe oder jene Art von Studien befleißigt, das verändert nichts an dieſem Gange. Nehmen die Menſchen einmal in gewiſſen Wiſſenſchaften einerley Verhältniſſe zwiſchen den Gegenſtänden wahr, die ſie mit einander vergleichen; ſo müſſen ſie nothwendiger Weiſe einerley Verhältniſſe in allen wahrnehmen. Unterdeſſen ſtimmt die Beobachtung nicht mit dem Raiſonnement überein. Aber dieſer Widerſpruch iſt nur ſcheinbar. Die wahre Urſache davon iſt leicht zu entdecken. Forſcht man ihr nach, ſo ſieht man zum Exempel: wenn alle Menſchen die Richtigkeit der geometriſchen Demonſtrationen zugeben; geſchieht dieſes deßwegen,

Weil die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſer Demonſtration für ſie etwas Gleichgültiges iſt;

Weil ſie mit den Worten, deren man ſich in dieſer Wiſſenſchaft bedient, nicht nur deutliche, ſondern auch ſo gar einerley Begriffe verbinden; und

Weil ſie ſich, mit einem Wort, einerley Vorſtellung vom Cirkel, vom Vierecke, vom Triangel u. ſ. w. machen.

Wenn im Gegentheile die Meynungen der Menſchen in der Moral, Politik und Metaphyſik ſo ſehr verſchieden ſind; ſo rührt dieſes daher,

Weil es in dergleichen Dingen nicht allemal ihr Intereſſe mit ſich bringt, die Dinge ſo zu ſehen, wie ſie wirklich ſind;

Weil ſie oftmals von den Fragen, wovon die Rede iſt, nur dunkle und verwirrte Begriffe haben;

Weil ſie hierinnen öfters mehr die Meynungen andrer Leute annehmen, als mit ihrer eignen Vernunft darüber nachdenken; und

Weil ſie endlich mit einerley Worten nicht einerley Begriffe verbinden.

Zu Exempeln hiervon, hebe ich die Wörter **gut**, **Intereſſe** und **Tugend** aus. Zuerſt von dem Worte

Gut.

Nimmt man dieſes Wort in dem ganzen Umfange ſeiner Bedeutung; ſo müſſen wir, um gewiß verſichert zu ſeyn, ob ſich die Menſchen einerley Begriff davon machen können, vor allen Dingen zuſehen, auf was Art und Weiſe das Kind dieſes Wort lernt, und wie es ſich einen Begriff davon erwirbt.

Wenn man (in Frankreich) die Aufmerkſamkeit eines Kindes auf das Wort **gut** (bon) ziehen will; ſo ſpricht man es aus, indem man ihm eine Art Zuckergebacknes, oder was man Bons bons (Gut Gut) nennt, zeigt. Dieſes Wort alſo, in ſeiner einfachſten Bedeutung genommen, wird gleich anfänglich bloß auf dasjenige angewendet, was dem Geſchmacke des Kindes ſchmeichelt und eine angenehme Empfindung in ſeinem Gaumen erregt.

Will man nachher dieſem Wort einen ausgedehntern Begriff unterlegen, ſo wendet man es ohne Unterſchied auf alles an, was dem Kinde gefällt; dieß heißt, auf das Thier, auf den Menſchen, auf den Spielgeſellen, mit dem es ſpielt und ſich die Zeit vertreibt. Ueberhaupt, ſo lange man dieſen Ausdruck bloß bey phyſiſchen Gegenſtänden braucht, dergleichen zum Exempel ein Stoff, ein Werkzeug, eine Waare ſind; ſo lange machen ſich auch die Menſchen davon ſo ziemlich einerley Begriff, und wenigſtens erinnert dieſer Ausdruck ihr Gedächtniß dunkel an den Gedanken von alle dem, was etwan unmittelbar für ſie gut iſt *). —

Nimmt man endlich dieſes Wort in einer noch weitern Bedeutung; wendet man es auf die Sittenlehre und auf die menſchlichen Handlungen an; ſo empfindet man, daß dieſer Ausdruck alsdann nothwendiger Weiſe den Begriff von irgend einem allgemeinen Nutzen in ſich faſſen, und man vor allen Dingen über das, was nützlich iſt, einig ſeyn muß, ehe man hierinnen einig werden kann, was gut iſt. *Nun* wiſſen aber die meiſten Menſchen nicht einmal, daß das gemeine Beſte der Maaßſtab der Güte menſchlicher Handlungen ſey.

Aus Mangel einer vernünftigen Erziehung haben die Menſchen von der moraliſchen Güte nur dunkle Begriffe. Weil das Wort **Güte** willkührlich von ihnen gebrauchet wird;

*) Aus dem Beyworte Gut (Bon) hat man das Nennwort Güte (Bonté) gemacht, welches von ſo vielen Leuten für ein wirkliches Weſen, oder doch wenigſtens für eine Eigenſchaft genommen wird, die gewiſſen Gegenſtänden ankleben ſoll. Aber ſollte man denn noch nicht wiſſen, daß es in der Natur gar kein Weſen, Namens Güte, giebt; daß dieſe Güte nur ein Name iſt, den die Menſchen demjenigen beylegen, was ein jeder von ihnen als gut für ſich betrachtet; und daß, kurz und gut, das Wort Güte, wie das Wort Größe, einer von denjenigen ſchwankenden Ausdrücken iſt, die keinen Sinn haben, und nicht eher einen deutlichen Begriff darbieten, als bis den Augenblick, da man ſie wider ſeinen Willen, oder ohne es ſelbſt inne zu werden, auf dieſen oder jenen beſondern Gegenſtand anwendet?

3) Was ich von der Güte ſage, läßt

wird; bringt es ihnen bloß die verſchiedentlichen Bedeutungen ins Gedächtniß, worinnen ſie es haben brauchen hören 3); Bedeutungen, die immer verſchieden und immer widerſprechend ſind, je nachdem ſo wohl das Intereſſe, als die Lage der Leute, mit denen ſie leben, verſchieden iſt. Wenn die Menſchen über die Bedeutung des Wortes **gut**, in ſeiner moraliſchen Anwendung, einig werden ſollten; ſo müßte erſt ein vortreffliches Wörterbuch den Sinn deſſelben aufs allerbeſtimmteſte feſtgeſetzt haben. So lange noch kein ſolches Werk geſchrieben iſt, kann aller Streit über dieſe Materie kein Ende nehmen. Mit dem Wort **Intereſſe** geht es gerade eben ſo her.

Intereſſe.

Es giebt unter den Menſchen wenig Ehrliche; und folglich muß das Wort **Intereſſe** bey den meiſten unter ihnen den Begriff von einem Geld-Intereſſe, oder von einer andern eben ſo niedrigen und verächtlichen Abſicht erwecken. Hat eine edle und erhabne Seele wohl den nämlichen Begriff davon? Keinesweges; dieſes Wort erinnert ſie einzig und allein an das Gefühl der Liebe zu ſich ſelbſt. Der Tugendhafte erkennt in dem **Intereſſe** bloß das mächtige und allgemeine Triebrad, das alle Menſchen in Bewegung ſetzt, und das ſie bald zum Laſter, bald zur Tugend geneigt macht. Aber verbanden wohl die Jeſuiten mit dieſem Wort eine eben ſo ausge-

läßt ſich auch eben ſo gut auf die Schönheit anwenden. Die verſchiedentlichen Begriffe, die man ſich von der letztern macht, gründen ſich faſt immer auf die Erläuterung, die man von dieſem Wort in ſeiner Kindheit machen hört. Hat man mir beſtändig die Figur von dem und dem Frauenzimmer beſonders vorgerühmt, ſo prägt ſich dieſe Figur, als Muſter der Schönheit, meinem Gedächtniß ein; und nun werde ich die Schönheit andrer Frauenzimmer nicht anders mehr beurtheilen, als nach der mehr oder minder großen Aehnlichkeit, die ſie mit dieſem Muſter haben. Daher rührt die Verſchiedenheit in unſerm Geſchmack; und hierinnen liegt auch die Urſache, warum der eine das ſchlanke, gewandte Frauenzimmer dem dicken, fetten Frauenzimmer vorzieht, zu welchem letztern ein Andrer wiederum mehrere Neigung bezeigt.

ausgedehnte Bedeutung, da ſie meine Meynung beſtritten? Das weis ich nicht. Was ich weis, beſteht darinnen, daß ſie damals, als Wechsler, Handelsleute, und Bankerottirer, alle Vorſtellung von edlem Intereſſe aus den Augen verlohren haben mußten; und daß alſo dieſes Wort bey ihnen weiter keinen Begriff, als von heimlichen Ränken und Geld-Intereſſe, erwecken konnte.

Wenn ihnen nun aber ein niedriges Intereſſe gebot, einen verfolgten Mann zu unterdrücken; warum nahmen ſie denn doch ingeheim ſeine Meynungen an? Der Beweis hiervon iſt ein Ballet, das zu Rouen im J. 1750. aufgeführt worden, und deſſen Zweck war, zu zeigen, daß **das Vergnügen die Jugend zu den wahren Tugenden bilde;** nämlich, **Erſter Auftritt, zu den bürgerlichen Tugen-**

*) Um doch den Jeſuiten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſo iſt dieſe Beſchuldigung ungegründet. Leichtſinnig und wollüſtig ſind ſie nur ſelten. Der Jeſuit wird durch ſeine Ordens-Regel in Schranken gehalten, iſt gegen das Vergnügen gleichgültig geſinnt, aber dafür der Ehrſucht gänzlich ergeben. Was er begehrt und ſucht, iſt weiter nichts, als die Reichen und Mächtigen auf Erden mit Gewalt, oder durch Schmeicheley zu ſeinen Knechten zu machen. Weil er ſich dazu gebohren fühlt, den Großen Geſetze vorzuſchreiben; ſo ſind ſie in ſeinen Augen bloße Pantins, die er durch die Fäden der Gewiſſens-Führung und der Ohren-Beichte in Bewegung ſetzt. Seine innerliche Verachtung gegen ſie verbirgt ſich unter dem äußerlichen Scheine der Ehrfurcht. Daran begnügen ſich die Großen; und ſo nach werden ſie von ihm, ohne es zu merken, in den Zuſtand der Marionetten verſetzet. Was der Jeſuit nicht durch Schmeicheley ausrichten kann, das richtet er mit Gewalt ins Werk. Man darf nur die Jahrbücher der Geſchichte aufſchlagen, ſo findet man darinnen, daß dieſe nämlichen Jeſuiten das Feuer des Aufruhrs in China, in Japan, in Aethiopien, und in allen den Ländern anzündeten, wo ſie das Evangelium des Friedens predigten. Man findet, daß ſie in England die Mine luden, welche das Parlament in die Luft ſprengen ſollte; daß ſie in Holland den Prinzen von Oranien, und in Frankreich Heinrich den Vierten ermorden ließen; daß ſie zu Genf das Zeichen zu Erſteigung der Mauer gaben, daß ihre Hand zu vielen malen mit dem Dolche bewaffnet geweſen iſt; daß ſie ſelten Vergnügungen eingeärndtet haben, und daß mit einem Wort ihre

Tugenden; Zweyter Auftritt, zu den kriegeriſchen Tugenden; Dritter Auftritt, zu den Tugenden, die der Religion eigen ſind. Sie hatten alſo dieſe Wahrheit in einem ſolchen Ballet durch Tänze bewieſen. Die perſonificirte Religion hatte in demſelben ein Pas de deux mit dem Vergnügen getanzt; und um das Vergnügen deſto reizender zu machen, ſagten damals die Janſeniſten, haben es die Jeſuiten in Hoſen gekleidet *). Wenn nun aber das Vergnügen, nach ihrer Meynung, über den Menſchen alles vermag; was vermag nicht das Intereſſe über ihn? Läuft nicht alles Intereſſe bey uns darauf hinaus, daß wir Vergnügen begehren und ſuchen **)?

Vergnügungen und Schmerzen ſind die Triebräder, welche alle Welt in Bewegung ſetzen. GOtt hat ſie dafür auf

ihre Sünden keine Schwachheiten, ſondern Schandthaten ſind.

**) Warum lehnten ſich die Jeſuiten damals wider mich mit ſo ausgelaßner Wuth auf? Warum liefen ſie in alle große Häuſer, und eiferten wider den Eſprit. (Diſcurs vom Geiſte des Menſchen, wie es der deutſche Ueberſetzer dieſes Buches gegeben hat. Sonſt heißt Eſprit auch Verſtand, Witz, Abſicht, Hauptinnhalt; und ich will hier nicht unterſuchen, ob nicht der Ueberſetzer des Diſcurſes den Titel des Buches überhaupt lieber hätte geben ſollen vom Verſtande; denn in dieſer letztern Bedeutung muß man es hier nehmen, wenn dem Witze des Autors bey dieſer AnekdoteGerechtigkeit wiederfahren ſoll. Parentheſe des Ueberſetzers.) Warum verboten ſie das Buch zu leſen, und konnten nicht müde werden, wie der Pater Canaye bey dem Marſchalle von Hocquincourt, aller Augenblicke zu ſagen: Point d'eſprit, Meſſeigneurs, point d'eſprit (keinen Verſtand, meine gnädigen Herren, ja keinen Verſtand)! Deßwegen einzig und allein, weil der Jeſuit eiferſüchtig für ſeine Macht, Geſetze vorzuſchreiben, beſorgt war, und immer und ewig die Verblendung der Völker beybehalten wiſſen wollte. In der That, gehen den Menſchen die Augen über das Principium auf, durch welches ſie in Bewegung geſetzt werden; wiſſen ſie, daß ſie ſich in ihrem Betragen allemal von einem niedrigen oder edlen Intereſſe lenken laſſen, und dieſem Intereſſe allemal gehorchen; daß ſie ihr Genie und ihre Tugenden nicht ihren Glaubenslehren, ſondern ihren Geſetzen zu danken haben; daß ſich

auf Erden erkläret, indem er das Paradies für die Tugenden, und die Hölle für die Uebelthaten erſchuf. Die katholiſche Kirche ſelbſt hat dieſes zugeſtanden, da ſie in der Streitigkeit zwiſchen Boſſüet und Fenelon den Ausſpruch that: wir liebten GOtt nicht um ſein ſelbſt willen 4), dieß heißt, ohne die Strafen und Belohnungen anzuſehen, die er austheilt. Mithin iſt man von je her überzeuget geweſen, daß der Menſch durch das Gefühl der Liebe zu ſich ſelbſt in Bewegung geſetzt werde, und daß er nie einem andern Geſetze gehorche, als das ihm ſein eigner Nutzen giebt *).

Was beweiſt denn nun in dieſem Stücke die Verſchiedenheit der Meynungen? Weiter nichts, als daß man einander nicht verſteht. Um kein Haar beſſer verſteht man auch einander, wenn die Rede von der Tugend iſt.

Tugend.

Dieſes Wort erregt oftmals ganz verſchiedne Begriffe, je nachdem der Stand und die Lage, worinnen man ſich befindet, die Geſellſchaft, unter der man lebt, das Land und die Zeiten ſind, worinnen man gebohren iſt. Wenn in der

ſich durch die Regierungsform von Rom und Sparta noch itzt Römer und Spartaner ziehen ließen; und daß man mit einem Worte durch eine weislich überlegte Austheilung der Strafen und Belohnungen das Privat-Intereſſe allemal mit dem Intereſſe des gemeinen Weſens verbinden, und die Bürger zur Tugend nothdringen könne: wie würde es alsdann möglich ſeyn, den Völkern noch länger zu verſchweigen, daß die Prieſterſchaft unnütz, und ſo gar gefährlich iſt? Würde ihnen wohl noch länger unbekannt bleiben, was zum Glücke der Völker wahrhaftig wichtig iſt, ſey nicht ſo wohl, daß man Pfaffen, als vielmehr daß man weiſe Geſetze und erfahrne Obrigkeiten herbeyſchaffe? Je mehr den Jeſuiten die Wahrheit dieſes Grundſatzes in die Augen geleuchtet hat, deſto mehr iſt ihnen bange für ihr Anſehen geworden; und deſto mehr haben ſie auch Sorge getragen, die offenbare Klarheit eines ſolchen Grundſatzes zu verdunkeln.

4) Dieſer Ausſpruch der Kirche zeigt recht deutlich, wie lächerlich der Tadel ſey, der über mich ausgeſprochen worden iſt. Wie habe ich doch behaupten können, ſagte man, daß ſich die Freundſchaft auf wechſelſ-

der Normandie ein jüngerer Bruder, wie Jacob, den Hunger oder Durſt ſeines ältern Bruders nutzen wollte, ihn ſeines Erſtgeburt-Rechtes zu berauben; ſo würde er dem Herkommen nach als ein Betrüger angeſehen, und vor den Gerichtshöfen dafür erkannt werden. Wenn ein Menſch, nach Davids Beyſpiele, den Ehemann ſeiner Geliebten umbringen ließe; würde man ihn nicht unter der Zahl der Tugendhaften, ſondern der Böſewichter nennen. Man würde umſonſt ſagen, er hätte doch ein gutes Ende genommen; die Meuchelmörder nehmen zuweilen auch ein ſolches Ende, und werden uns doch nicht als Tugend-Muſter angeprieſen.

So lange man alſo noch keine deutlichen Begriffe mit dieſem Worte verknüpfet hat, ſo lange wird man auch von der Tugend immer ſagen müſſen, was die Pyrrhoniſten von der Wahrheit ſagten: **Sie iſt, wie der Sonnen-Aufgang, verſchieden, je nachdem der Geſichts Punct iſt, woraus man ihn anſieht.**

In den erſten Jahrhunderten der Kirche waren die Chriſten den Nationen zum Abſcheu; ſie ſtanden in Sorgen,

wechſelsweiſes Bedürfniß und gegenſeitiges Intereſſe gründete? — Aber wenn die Kirche, und ſelbſt die Jeſuiten zugeben, daß GOtt, bey aller ſeiner Güte und Macht, doch nicht um ſein ſelbſt willen geliebt wird, ſo iſt es alſo auch nicht ohne Urſache, daß ich meinen Freund liebe. Von was für Beſchaffenheit aber kann nun dieſe Urſache ſeyn? In die Claſſe dererjenigen, welche Haß, dieß heißt, ein Gefühl von Unluſt und Schmerzen erregen, kann ſie freylich nicht gehören; vielmehr gehört ſie im Gegentheile zu der Claſſe dererjenigen, welche Liebe, dieß heißt, ein Gefühl von Vergnügen erwekken. Die Kritiken, die man mir über dieſe Materie gemacht hat, ſind ſo ungereimt, daß ich nicht darauf antworten kann, ohne mich zu ſchämen.

*) Will der Kriegsmann im Dienſt avanciren, ſo ſehnt er ſich nach Krieg. Aber was iſt denn die Sehnſucht nach dem Kriege beym Subaltern-Officier? Sie iſt weiter nichts, als die Sehnſucht nach einer Vermehrung von ſechs bis ſieben hundert Franken an ſeinem Solde, die Sehnſucht nach der Verwüſtung der Reiche, nach dem Tode ſeiner Freunde und der Bekannten, mit denen er umgeht, und die den Vorzug im Range vor ihm haben.

daß man ſie nicht dulden würde: und was predigten ſie damals? Verträglichkeit und Liebe des Nächſten. Damals erregte das Wort Tugend in ihrem Gedächtniſſe die Vorſtellung von Menſchenliebe und Sanftmuth. In dieſer Vorſtellung beſtärkte ſie auch das Betragen ihres Meiſters. JEſus betrug ſich gegen die Eſſener, Jüden und Heiden ſanftmüthig, und heegte keinen Haß gegen die Römer. Er verzieh den Juden ihre Läſterungen, und dem Pilatus ſeine Ungerechtigkeiten; bey aller Gelegenheit pries er die Barmherzigkeit an. Iſt es heut zu Tage wohl auch ſo? Nichts weniger: Haß gegen den Nächſten, Unmenſchlichkeit unter dem Namen von Eifer und Policey, gehören in Frankreich, in Spanien und in Portugall, dermalen zu dem Begriffe von Tugend.

Da

*) JEſus erklärt ſich bey jeder Gelegenheit als ein Feind der jüdiſchen Prieſter. Bey jeder Gelegenheit rückt er ihnen ihren Geiz und ihre Grauſamkeit vor. O! ihr katholiſchen Pfaffen, habet ihr euch minder grauſam bewieſen, als die jüdiſchen Prieſter? Und iſt euch alſo der aufrichtige Anbeter JEſu wohl minder Haß ſchuldig?

5) Die erſte, urſprüngliche Kirche zankte nicht mit den Leuten über ihren Glauben. Ein ſonderbares Beyſpiel hiervon iſt Syneſius. Er lebte im fünften Jahrhundert, und war ein Philoſoph von der Secte der Platoniker. Theophilus, der damalige Biſchof zu Alexandria, wollte ſich Ehre damit erwerben, daß er dieſen Mann bekehrte, und lag alſo dem Syneſius an, ſich taufen zu laſſen. Der Philoſoph ließ es ſich gefallen, und zwar mit der Bedingung, daß er bey ſeinen Meynungen bleiben durfte. Kurze Zeit drauf begehrten die Einwohner von Ptolomais den Syneſius zum Biſchofe. Syneſius ſchlägt das Biſchofs-Amt aus; und die Bewegungsgründe zu ſeiner Weigerung, ſelbiges anzunehmen, waren, wie er ſie in ſeinem hundert und fünften Briefe ſelbſt angiebt, folgende: „Je „mehr ich mich ſelber prüfe“, ſagt er, „deſto weniger fühle ich mich „zum Biſchofs-Amte geſchickt; „ich habe bisher meine ganze Lebenszeit zwiſchen dem Studium „der Philoſophie und dem Zeitvertreibe getheilt. So bald ich „meine Studir-Stube verlaſſe, „hänge ich dem Vergnügen nach. „Nun darf ſich aber ein Biſchof, „ſagt man, nicht luſtig machen; „er iſt ein göttlicher Mann. Ueberdieß tauge ich gar nicht dazu, „mich bürgerlicher und häuslicher

„Ange-

Da die Kirche zuerſt ihren Anfang nahm, ehrte ſie an einem Menſchen, er mochte ſeyn, von was für Religion er wollte, ſeine Rechtſchaffenheit, und bekümmerte ſich dabey wenig um ſeinen Glauben; „Wer tugendhaft iſt“, ſagte der heilige **Juſtinus**, „der iſt ein Chriſt; wenn er auch übri„gens ein Atheiſt wäre“. Et quicunque ſecundum rationem et verbum vixere, Chriſtiani ſunt, quamvis Athei.

JEſus gab in ſeinen Gleichniſſen dem ungläubigen Samariter den Vorzug *) vor dem andächtigen Phariſäer. Der heilige **Paulus** war gleichfalls in keinem Stücke mürriſcher, als **Jeſus** und der heilige **Juſtinus**. Der Hauptmann **Cornelius** wird (im 10ten Kapitel der Apoſtelgeſchichte, im 2ten Verſ.) als ein gottſeliger und gottesfürchtiger Mann gerühmt, weil er ein redlicher Mann war 5);

 und

„Angelegenheiten im mindeſten „anzunehmen. Ich habe eine „Frau, die ich liebe; und es würde „mir eben ſo wenig möglich ſeyn, „ſie zu verlaſſen, als ſie bloß in„geheim zu ſprechen. Und das „weis Theophilus auch recht „gut; aber das iſt noch nicht alles. „Der Verſtand kann ſich von den „Wahrheiten, deren er ſich über„zeuget hat, nicht losreißen. Die „Lehrſätze der Philoſophie aber „ſtehen im Widerſpruche mit den „Glaubenslehren, die ein Biſchof „predigen ſoll. Wie kann ich eine „Erſchaffung der Seele, die erſt „nach Erſchaffung des Leibes ge„ſchehen ſeyn ſoll; wie kann ich „den Untergang der Welt, die „Auferſtehung von den Todten, „und mit einem Wort alles das, „was ich ſelbſt nicht glaube, pre„digen? Falſchheit kann ich nicht „über mein Herz bringen. Man „wird zwar ſagen, ein Philoſoph „kann ſich wohl nach der Einfalt „des gemeinen Mannes beque„men, und ihm Wahrheiten, die „dieſer nicht faſſen kann, ver„ſchweigen. Das iſt freylich wahr; „aber alsdann muß doch die Ver„ſtellung ſchlechterdings nothwen„dig ſeyn. Ich will Biſchof werden, „wenn ich bey meinen Meynungen „bleiben, mit meinen Freunden da„von ſprechen darf, und man mich „nur nicht zwingt, dem Volke „Mährchen aufzuheften, um es im „Irrthume zu beſtärken: muß „aber ein Biſchof anders predigen, „als er denkt, und darf er nicht an„ders denken, als wie das gemei„ne Volk; ſo will ich das Biſchofs„Amt ausſchlagen. Ich weis „nicht, ob es Wahrheiten giebt, „die man dem gemeinen Mann „eben verſchweigen müßte; aber „das weis ich doch, daß ein Bi„ſchof nicht das Gegentheil von „dem predigen ſoll, was er ſelbſt „glaubt.

und doch war er bey alledem noch kein Chriſt. So wird auch von einer gewiſſen Lydia (im 16ten Kapitel gedachter Apoſtelgeſchichte, im 14ten Verſ.) ebenfalls geſagt, ſie ſey ein gottesfürchtig Weib geweſen; gleichwohl hatte ſie damals den heiligen Paulus noch nicht predigen gehöret, und war alſo keine Bekehrte.

Zu den Zeiten JEſu wurden Ehrgeiz und Eitelkeit nicht unter die Tugenden gezählt. Das Reich GOttes war nicht von dieſer Welt. JEſus hatte weder Schätze, noch Titel, noch Anſehen im jüdiſchen Lande geſucht. Er befahl ſeinen Jüngern, ihre Güter zu verlaſſen, und ihm nachzufolgen. — Was für Begriffe hat man hingegen itzt von der Tugend? Da iſt kein einziger katholiſcher Prälat, der nicht nach Titeln und Ehrenſtufen trachtete. Da iſt kein Mönchs- oder andrer geiſtlicher Orden, der nicht heimliche Verſtändniſſe an den Höfen unterhielte, der nicht Handel triebe, und ſich mittelſt der Bank bereicherte. Dergleichen Begriff hatten JEſus und ſeine Apoſtel nicht von der Rechtſchaffenheit.

Zu den Zeiten der letztern maaßte ſich der Verfolgungsgeiſt noch nicht des Namens der Barmherzigkeit an. Die Apoſtel hetzten den Tiberius nicht auf, den Heiden oder Ungläubigen ins Gefängniß zu werfen. Wer in damaligen Zeiten hätte über andrer Leute Meynungen gebieten, durch das Schrecken herrſchen, das Inquiſitions-Gericht einſetzen, ſeines

„glaubt. Man muß die Wahrheit in Ehren halten, wie GOtt; „und ich betheure vor GOtt, daß „ich in meinen Predigten nimmermehr an meinen Geſinnungen „zum Verräther werden will". — Syneſius wurde ſeiner Widerſpänſtigkeit ungeachtet zum Biſchoffe verordnet, und hielt ſein Wort. Die Hymnen, die er hernach abfaßte, ſind weiter nichts, als ein Vortrag der Lehren des Pythagoras, des Plato und der Stoiker, welche er den Glaubenslehren und dem Gottesdienſte der Chriſten angepaßt hat.

6) Die fromme Läſterung iſt ebenfalls eine Tugend von neumodiſchem Gemächte. Rouſſeau und ich ſind Schlachtopfer derſelben geworden. Wie viel Stellen ſind nicht aus unſern Schriften anders, als ſie lauten, in den Ausſchreiben der heiligen Biſchöffe angeführt worden! Alſo giebt es derma-

nes Gleichen verbrennen, und ſich die Schätze der Verbrannten zueignen wollen, der wäre für ehrlos erkläret worden. Man hätte die Urtheilsſprüche, die nachher der Hochmuth, der Geldgeiz und die Grauſamkeit der Pfaffen gethan hat, nicht ohne Entſetzen leſen können. Heut zu Tage ſind Hochmuth, Geldgeiz und Grauſamkeit in den Landen der Inquiſition zum Range der Tugenden erhoben.

JEſus haßte die Lügen. Er hätte alſo nicht, wie die Kirche, einen **Galilei** gezwungen, mit der Wachsfackel in der Fauſt vor die Altäre des GOttes der Wahrheit zu knien, und Wahrheiten, die er entdecket hatte, zu wiederrufen. Aber die Kirche iſt keine Feindinn der Lügen mehr; vielmehr canoniſirt ſie lieber fromme Betrügereyen 6).

JEſus, GOttes Sohn, war demüthig 7); und ſein hochmüthiger Statthalter maaßt ſich an, regierenden Herren Geſetze vorzuſchreiben, Miſſethaten nach ſeinem Belieben für rechtmäßig zu erklären, ja ſo gar den Meuchelmord zu einer verdienſtlichen That zu machen. Er hat einen **Clement** heilig und ſelig geſprochen. Seine Tugend iſt alſo nicht die Tugend JEſu.

Die Freundſchaft, die bey den Scythen als Tugend geehrt wurde, wird in den Klöſtern nicht mehr dafür angeſehen; ja, die Ordens-Regel macht ſie daſelbſt ſo gar zum Verbrechen 8). Wenn der kranke Greis in ſeiner Celle ſchmachtet, iſt

dermalen heilige Verläumder und Läſtrer.

7) Wenn ſich die Geiſtlichkeit demüthig nennt, dann kommt ſie mir gerade nicht anders vor, als wie Diogenes, deſſen Hochmuth man durch die Löcher in ſeinem Mantel hervorgucken ſah.

8) Man leſe nur über dieſen Punct die letzten Kapitel von der Ordens-Regel des heiligen Benedictus nach; ſo wird man darinnen finden, wenn die Mönche unbarmherzig und hämiſch ſind, rührt es daher, weil ſie ſo ſeyn müſſen.

Menſchen, die ihres Unterhaltes wegen geſichert ſind, und in dieſem Stück ohne alle Sorge leben, ſind überhaupt hartherzig; ſie bedauren Andre nie wegen ſolcher Uebel, von denen ſie ſelber nie getroffen werden können. Ueberdieß hängt das Glück oder Unglück der Mönche, die in einem Kloſter einſam für ſich hinleben, auf

iſt er darinnen von aller Freundſchaft und Menſchenliebe verlaſſen. Hätte man den Mönchen aus dem gegenſeitigen Haß ein Geſetz gemacht; ſo könnte dergleichen Geſetz im Kloſter nicht getreuer beobachtet werden, als wirklich geſchieht.

Nach JEſu Willen ſollte man dem Kaiſer geben, was dem Kaiſer zukam. Er verbot, fremdes Gut weder mit Liſt, noch mit Gewalt, an ſich zu reißen. Allein das Wort **Tugend**, welches damals noch den Gedanken von Gerechtigkeit im Gedächtniß erregte, erregte dieſen Gedanken nicht mehr zu den Zeiten des heiligen **Bernhards**, da er an der Spitze der Kreuzfahrer den Nationen befahl, Europa öde zu laſſen, um Aſien zu verwüſten, die Sultane vom Throne zu ſtoßen, und Cronen zu zerbrechen, an welche dieſe Nationen gar kein Recht hatten.

Wenn eben dieſer Heilige, um nur ſeinen Orden zu bereichern, demjenigen, der ihm zehn Morgen Landes auf Erden gäbe, hundert Morgen dafür im Himmel verſprach; wenn er ſich durch dieſes lächerliche und betrügriſche Verſprechen die Erbſchaft einer großen Menge rechtmäßiger Erben zueig-

auf keine Weiſe von dem Glück oder Unglück ihrer Anverwandten und ihrer Mitbürger ab. Daher müſſen die Mönche mit eben der Gleichgültigkeit den Menſchen in Städten anſehen, mit der ein Wandersmann das Thier anſieht, das ihm in den Wäldern begegnet. Selbſt die Geſetze des Mönchslebens verurtheilen einen ſolchen Geiſtlichen zur Unmenſchlichkeit. Und in Wahrheit, was erzeugt wohl bey den Menſchen Geſinnungen des Wohlwollens? Der Beyſtand, den ſie in der Ferne oder in der Nähe einer dem andern leiſten können. Dieß iſt eben der Grund, weßwegen die Menſchen in Geſellſchaft zuſammen traten. So bald die Geſetze mein Privat-Intereſſe von dem Intereſſe des gemeinen Weſens trennen, werde ich von Stund an tückiſch. Daher die Härte willkührlicher Regierungen; und dieß iſt der Grund, weßwegen überhaupt die Mönche und die Despoten gemeiniglich unter allen Menſchen die unmenſchlichſten geweſen ſind.

9) Man hatte vor Zeiten den Glauben, GOtt könnte, nachdem die Zeiten unterſchieden wären, auch verſchiedne Begriffe von

zueignete: ſo mußte doch wohl die Vorſtellung von Diebſtahl und Ungerechtigkeit damals in dem B.griffe der Tugend mit enthalten ſeyn 9).

Was ſonſt für eine Vorſtellung konnten ſich wohl die Spanier von der Tugend machen, da ihnen die Kirche Vergünſtigung ertheilte, einen **Montezuma** und die Yneas anzufallen, ſie ihrer Schätze zu berauben, und ſich auf die Thronen von **Mexico** und **Peru** zu ſetzen? Die Mönche, die damals Herren von Spanien waren, hätten dieſes Reich zwingen können, den Mexicanern und Peruanern ihr Gold, ihre Freyheit, ihr Land und ihren Fürſten wieder herauszugeben 10); oder wenigſtens konnten ſie doch das Verfahren der Spanier laut und öffentlich mißbilligen und verdammen. Und was thaten die Theologen damals? Sie ſchwiegen ſtockſtille. Haben ſie vielleicht zu andern Zeiten mehr Liebe zur Gerechtigkeit bewieſen? Keinesweges. Der Pater **Hennepin**, ein Franciſcaner-Barfüßer, wird nicht müde, zu predigen, es gebe nicht mehr als ein einziges Mittel, die Wilden zu bekehren; und dieſes wäre, daß man ſie in die Skla-

von der Tugend haben; und die Kirche hat ſich darüber ganz deutlich in der Baſelſchen Kirchenverſammlung erkläret; welche auf Veranlaſſung der Hußiten gehalten wurde. Weil dieſe Leute betheuert hatten, ſie nähmen keine andre Lehre an, als die in der Schrift enthalten wäre; ſo antworteten ihnen die Väter auf dieſer Kirchenverſammlung durch den Mund des Cardinals von Caſan: „Die Schrift wäre eben nicht „ſchlechterdings nothwendig, die „Kirche zu erhalten, ſondern bloß „ſie deſto beſſer zu erhalten; man „müßte jederzeit die Schrift nach „dem Brauche der Kirche, wie „ſelbiger zu jeder Zeit wäre, aus „legen: und wenn die Kirche ihre „Meynung änderte, ſo verpflichte „uns dieſes auch, zu glauben, daß „GOtt ſeine Meynung ebenfalls „ändre“.

10) Man macht eine Menge Weſens von den Wiedererſtattungen, wozu die Religion manche Leute bewegen ſoll. Ich habe wohl zuweilen das Kupfer wieder herausgeben ſehen, aber niemals das Gold. Die Mönche haben auch bis dieſe Stunde keine einzige Erbſchaft, noch die katholiſchen Fürſten die Königreiche, die ſie in America weggenommen, wieder herausgegeben.

verey ſtürzte *). Wäre wohl ein ſo ungerechtes, ein ſo barbariſches Mittel dem Franciſcaner-Barfüßer Hennepin in den Sinn gekommen, wenn die damaligen Theologen von der Tugend die nämlichen Begriffe gehabt hätten, welche JEſus hatte? Der heilige Paulus ſagt ausdrücklich, Lehren und Ermahnen ſey die einzige Rüſtung, die man zu Bekehrung der Heiden brauchen könne. Welcher Menſch wollte wohl Gewaltthätigkeit als ein Mittel brauchen, die geometriſchen Wahrheiten zu beweiſen? Wenn iſt alſo der Fall vorhanden, wo man Kerker, Martern und Scheiterhaufen mit Nutzen brauchen kann? Alsdann, wann es Leute giebt, welche Miſſethat, Irrthum und Ungereimtheit predigen.

Mit dem Schwerdt in der Fauſt bewies Mohammed die Wahrheit ſeiner Lehrſätze. Eine Religion, ſagten damals die Chriſten, die dem Menſchen verſtattet, einem andern Menſchen den Glauben aufzudringen, iſt eine falſche Religion. Sie verdammten alſo Mohammeds Verfahren in ihren Reden; aber durch ihr eignes Betragen hießen ſie eben dieſes Verfahren gut. Was ſie an ihm Laſter nannten, das nann-

*) Man ſehe die Deſcription des mœurs des Sauvages de la Louiſiane, Seite 105. nach.

11) Es iſt eben ſo gut Gerechtigkeit, ſich wider den Intoleranten mit Intoleranz zu waffnen, als es für einen Fürſten Pflicht iſt, einer feindlichen Armee ebenfalls eine Armee entgegen zu ſtellen.

12) Wenn man die Encyclopédie bey dem Artikel Vertu (Tugend) aufſchlägt; wie ſtutzt man nicht, keinesweges eine Definition von der Tugend, ſondern eine Declamation über dieſe Materie zu finden! O Menſch! ruft der Schreiber dieſes Artikels aus, willſt du wiſſen, was Tugend iſt? Geh in dich; ihre Definition iſt im Grunde deines Herzens. Aber warum ſollte ſie denn nicht eben ſo gut im Grunde des Herzens unſers Herrn Autors ſeyn? Und voraus geſetzt, daß ſie darinnen wäre; warum hätte er denn dieſe Definition nicht hergegeben? Es giebt wenig Menſchen, das geſtehe ich, die eine ſo gute Meynung von ihren Leſern, und eine ſo geringe von ſich ſelbſt haben. Hätte dieſer Scribent über das Wort Tugend länger nachgedacht; er würde eingeſehen haben, daß Tugend in der Erkenntniß desjenigen beſtünde, was die Menſchen einander ſchuldig ſind; und daß ſie folglich die Entſtehung

nannten ſie an ſich ſelbſt Tugend. Sollte man wohl glauben, daß der Muſelmann, der in ſeinen Grundſätzen ſo hart iſt, gleichwohl in ſeinen Sitten glimpflicher wäre, als der Katholik? Soll der Türke gegen den Chriſten 11), gegen den Unglaubigen, gegen den Juden, gegen den Heiden tolerant ſeyn; und der Mönch, dem ſeine Religion die Menſchenliebe zur Pflicht macht, ſoll in Spanien ſeines Gleichen verbrennen, und in Frankreich den Janſeniſten und den Deiſten in den Kerker werfen?

Würde der Chriſt wohl eine ſolche Menge Gräuel begehen, wenn er von der Tugend die nämlichen Begriffe hätte, die der Sohn GOttes von ihr hatte; und wenn der Pfaffe, der einzig und allein den Eingebungen ſeiner Ehrſucht Gehör giebt, bey den Ermahnungen des Evangeliums nicht taub wäre? Verbände man nur mit dem Worte Tugend einen deutlichen, genau beſtimmten und unveränderlichen Begriff 12); die Menſchen würden ſich nicht immer und ewig ſo verſchiedne und ſo ungeziemende Begriffe davon machen.

Sieb-

ſtehung der Geſellſchaften vorausſetzte. Was für Gutes oder Böſes kann man wohl, vor dieſer Entſtehung, einer Geſellſchaft anthun, die noch nicht vorhanden iſt? Der Menſch in Wäldern, der nackende Menſch, der noch keine Sprache hat, kann ſich wohl einen klaren und deutlichen Begriff von der Stärke oder Schwäche, aber nicht von der Gerechtigkeit und Billigkeit machen.

Gebohren auf einer wüſten Inſel, lebe ich da, mir ſelbſt überlaſſen, ohne Laſter und ohne Tugend. Da kann ich weder das eine, noch die andre an den Tag legen. Was muß man denn alſo unter den Worten tugendhafte und laſterhafte Handlungen verſtehen? Keine andern, als ſolche, die der Geſellſchaft nützlich oder ſchädlich ſind. Dieſer einfache und deutliche Begriff iſt meines Erachtens mehr werth, als alle dunkle und hochtrabende Declamation über die Tugend.

Ein Prediger, der in ſeinen Predigten über die Tugend nichts definirt; ein Moraliſt, der ſchlechtweg behauptet, daß alle Menſchen gut wären, und der an die Ungerechten gar nicht glaubt, iſt zuweilen ein Thor, aber weit öfter ein Betrüger, der einzig und allein deßwegen, weil er ein Menſch iſt, gern für ehrlich gehalten ſeyn möchte.

Wenn

Siebzehntes Kapitel.

Das Wort Tugend erregt bey der Geiſtlichkeit bloß die Vorſtellung von ihrem eignen Nutzen.

Da ſich beynah alle geiſtliche Geſellſchaften, ſagt der berühmte und unglückliche General-Procurator des Parlamentes von Bretagne, vermöge ihrer Verfaſſung von einem Intereſſe beherrſchen laſſen, das dem gemeinen Beſten widerſtreitet; wie ſollten ſie ſich geſunde Begriffe von der Tugend machen? Es giebt unter den Prälaten wenig Fenelons 13); nur ſehr Wenige unter ihnen haben ſeine Tugenden, ſeine Men-

Wenn man das Herz haben ſoll, eine getreue Abbildung von der Tugend zu machen; muß man vielleicht tugendhaft, ja wohl gar bis zu einem gewiſſen hohen Grad untadlich ſeyn. So viel weis ich, daß die rechtſchaffenſten Menſchen gerade nicht diejenigen ſind, die an dem Menſchen am meiſten Tugend erkennen. Wollte ich mich von meiner Tugend recht gewiß überzeugen; ſo würde ich mich in Gedanken an die Stelle eines Bürgers von Rom oder Griechenland ſetzen, und mich ſelbſt befragen, ob ich in der Verfaſſung eines Kodrus, eines Regulus, eines Brutus und eines Leonidas, eben das gethan hätte, was ſie gethan haben. Die geringſte Bedenklichkeit in dieſem Puncte würde mich belehren, daß meine Tugend ziemlich ſchwach wäre. In allen Claſſen ſind die Starken ſelten, und die Laulichen gemein.

13) Die Menſchenliebe des ſeligen Hrn. von Fenelon iſt etwas Weltkündiges. Eines Tages, da ſich in ſeinem Beyſeyn ein Pfarrer rühmte, er hätte das Tanzen am Sonntag aus ſeinem Dorfe verbannet: „Herr Pfarrer“, ſagte der Erzbiſchof, „laſſen ſie uns doch „gegen Andre nicht ſo ſtrenge „ſeyn! Wir für uns beide wollen „uns des Tanzens enthalten; aber „die Bauern mögen immerhin „tanzen. Warum wollten wir es „ihnen denn nicht gönnen, wenn „ſie auf einige Augenblicke ihren „unglückſeligen Zuſtand vergeſſen“? — Der aufrichtige und unabläßig tugendhafte Fenelon war einen Theil ſeiner Lebenszeit über in Ungnaden. Boſſuet, ſein Nebenbuhler an Genie, war nicht ſo rechtſchaffen, und behauptete ſich Zeitlebens bey ſeinem Anſehen.

*) Die demüthige Geiſtlichkeit erklärt ſich für den vornehmſten Stand im Staate. Gleichwohl giebt es, (wie ein Mann von ſehr vielen

Menſchenliebe und ſeine Uneigennützigkeit. Unter den Mönchen zählt man vielleicht weit mehr Heilige; aber wenig rechtſchaffne Leute. Jede Geſellſchaft von Geiſtlichen dürſtet nach Reichthum und Gewalt; ihre Ehrſucht kennt keine Gränzen *). Der Beweis hiervon ſind an die hundert belachenswerthe Bullen, welche die Päbſte den Jeſuiten zu Gefallen ausgefertigt haben. Wenn ſich aber der Jeſuit ehrſüchtig beweiſt; iſt es etwan die Kirche ſelbſt weniger? Man ſchlage nur die Geſchichte nach; ich meyne die Geſchichte von den Irrthümern und Streitigkeiten der Kirchenväter, von den Unternehmungen der Geiſtlichkeit und den Frevelthaten der Päbſte; ſo findet man auf allen Seiten, wie ſehr ſich die Geiſtliche Macht als Feindinn der Weltlichen Macht beweiſt **), wie wenig ſie

vielem Verſtand anmerkt,) nicht mehr als dreyerley Stände, die zur Staats-Verwaltung ſchlechterdings unentbehrlich ſind. Der erſte iſt der Stand der obrigkeitlichen Perſonen, und hat den Auftrag, mich bey meinem Eigenthume gegen die gewaltſamen Eingriffe meines Nachbarn zu ſchützen. Der andre iſt der Soldaten-Stand, welcher ebenfalls den Auftrag hat, mein Eigenthum wider den Einbruch des Feindes von außen in Sicherheit zu ſetzen. Und der dritte endlich iſt der Stand der Bürger des Staats, die zu Erhebung der Auflagen beſtimmet ſind, und die den Unterhalt für die beiden erſtern Stände hergeben müſſen. Wozu nützt der Stand der Geiſtlichkeit, zumal wenn ſelbiger dem Staat theurer zu erhalten kömmt, als alle drey übrigen Stände zuſammen? Die Sitten in gehöriger Ordnung zu erhalten. O! in Penſylvanien haben die Leute auch Sitten, und leben ohne Geiſtlichkeit.

**) Da ſich die Kirche zur alleinigen Richterinn über alles, was Sünde oder Nicht-Sünde seyn ſollte, aufwarf; ſo meynte ſie, nichts wäre natürlicher, als daß ſie ſich unter dieſem Titel die unumſchränkte Gewalt nebſt der höchſten Gerichtsbarkeit anmaaßte. In der That, wenn keiner berechtiget iſt, eine gute That zu beſtrafen und eine böſe zu belohnen; dann wird freylich wohl der Richter über ihre Güte und Bösartigkeit der einzige rechtmäßige Richter einer Nation; dann ſind auch die Obrigkeiten zuſammt den Fürſten weiter nichts mehr, als Vollſtrecker ſeiner Urtheilsſprüche, und ihr Amt ſinkt zum Amte eines Henkers herunter. Das war ein weit ausſehendes Project; und es wurde mit dem Schleyer der Religion bedecket. Anfänglich erregte es auch bey den Obrigkeiten keine

ſie daran denkt, daß ihr Reich nicht von dieſer Welt ſey; wie ſehr ſie durch immer wiederholte, immer neue und unermüdete Beſtrebungen die Schätze und die Macht der Welt an ſich zu reißen trachtet; wie ſehr ſie nicht nur dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, zu entziehen ſucht, ſondern auch den Kaiſer ungeſtraft zu ſchlagen begehrt. Wenn es möglich wäre, daß abergläubiſche Katholiken nur einige Vorſtellung von Recht und Unrecht haben und behalten könnten; ſo würden dieſe Katholiken über dem Leſen einer ſolchen Geſchichte aufgebracht werden, und einen Abſcheu gegen die Prieſterſchaft faſſen.

Hat ein Fürſt in dem und dem Jahre die Abſchaffung von der und der Auflage verſprochen, und er bricht nach Verlaufe ſelbigen Jahres ſein Verſprechen geradezu; warum rückt ihm die Kirche nicht öffentlich die Verletzung ſeines fürſtlichen Ehrenwortes vor? Deßwegen, weil ſie gegen die Glückſeligkeit des gemeinen Weſens, gegen die Gerechtigkeit, gegen die Menſchheit überhaupt gleichgültig geſinnet iſt, und ſich einzig und allein bloß ihr eigen Intereſſe angelegen ſeyn läßt. Immerhin ſey der Fürſt ein Tyrann; ſie abſolvirt ihn. Iſt er aber das, was ſie einen Kätzer nennt; ſo thut ſie ihn in den Bann, ſo ſetzt ſie ihn ab, ja ſie bringt ihn durch Meuchelmörder ums Leben. Unterdeſſen, worinnen beſteht denn das Verbrechen der Kätzerey? Das Wort **Kätzerey**, wenn es ein

keine Unruhe. Dem äußerlichen Scheine nach blieb die Kirche der Gewalt der weltlichen Obrigkeit unterworfen; und um ſie dieſer Gewalt vollends zu berauben, lauerte die Kirche nur darauf, daß ſie erſt durchgängig für die alleinige Richterinn über den Werth der menſchlichen Handlungen anerkannt würde; alsdann mußte dieſe Anerkennung ſchon ihren Anſprüchen das erfoderliche Gewicht geben. Was für ſeine Macht hätten die Könige wohl der Macht der Kirche entgegen ſetzen können? Keine andre, als die Gewalt der Armeen. Alsdann wäre das Volk ein Sklave von zweyerley Mächten geweſen, deren Willens-Meynungen und Geſetze oft mit einander im Widerſpruche geſtanden hätten; und in der Ungewißheit würde es haben abwarten müſſen, welcher von beiden Mächten es ſeinen Gehorſam ſchuldig wäre, bis die Gewalt den Ausſchlag zwiſchen beiden gegeben hätte.

Dieſes

ein geſetzter Mann ohne Affecten ſagt, bedeutet weiter nichts, als beſondre Meynung. Von einer ſolchen Kirche muß man keine deutlichen Begriffe von der Billigkeit erwarten. Die Geiſtlichkeit wird den Namen tugendhafte Handlungen niemals andern, als ſolchen gönnen, die auf die Vergrößerung ihrer Macht und ihres Reichthums abzielen. Was für einer Urſache könnte man die widerſprechenden Ausſprüche der Sorbonne *) wohl ſonſt beymeſſen, außer dem Intereſſe des Pfaffen? Hätte ſie, ohne dieſes Intereſſe, wohl die königsmörderiſche Lehre der Jeſuiten zu irgend einer Zeit dreiſt behauptet, und zu allen Zeiten geduldet? Hätte ſie das Verhaßte dieſer Lehre vor ſich ſelbſt verheelen können? Hätte ſie ſo lange anſtehen dürfen, bis ihr die Obrigkeit ſelbige erſt anzeigte?

Doch die Herren Doctoren von der Sorbonne haben dabey, daß ſie dieſe Lehre annahmen, mehr Albernheit, als Bosheit, zu Tage gelegt. Daß ſie albern ſind, gebe ich ganz gern zu; aber kann man wohl vermuthen, daß ſie ehrlich und aufrichtig ſind, wenn man erwägt, mit was für einer Wuth ſie ſich wider die Schriften der Philoſophen aufgelehnt, und was für ein ſtöckiſches Stillſchweigen ſie über die Bücher der Jeſuiten beobachtet haben? Da ſie in ihrer Verſammlung **) die Sittenlehre dieſer Geiſtlichen billigten; ſo erkannten entweder

Dieſes Project der Geiſtlichkeit iſt freylich nicht, das muß ich geſtehen, zur völligen Ausführung gediehen; aber ſo viel bleibt doch, trotz der unbedeutenden Unterſcheidung des Weltlichen und des Geiſtlichen, immer noch wahr, daß es in jedwedem katholiſchen Staate wirklich zweyerley Reiche, und zweyerley unumſchränkte Beherrſcher jedes Bürgers giebt.

*) Es würde immer eine leſenswerthe Sammlung werden, wenn man die widerſprechenden Urtheilsſprüche zuſammen drukte, die von der Sorbonne, vor und nach Descartes Zeiten, faſt wider jedwede Schrift von Genie ergangen ſind. —

**) Es giebt unter den Herren Doctoren noch wohl aufgeklärte und ehrliche Männer; aber ſie finden ſich ſelten bey dergleichen Verſammlungen ein; denn dieſe beſtehen, wie der Herr von Voltaire ſagt, insgemein bloß aus Schulfüchſen vom Katheder.

weder die Herren Doctoren dieſe Sittenlehre für vernunftmäſ⸗ſig 14), ohne ſie geprüft zu haben; und was für eine Meynung ſoll man in dieſem Falle von ſolchen unbeſonnenen Richtern heegen? Oder ſie erkannten ſie für vernunftmäßig, nachdem ſie ſie geprüft hatten; und was für eine Meynung ſoll man in dieſem Falle von ſo höchſt unwiſſenden Richtern heegen? Oder dieſe Herren Doctoren billigten ſie aus Furcht 15), Intereſſe, oder Ehrſucht, nachdem ſie ſie geprüft und böſe befunden hatten; und was für eine Meynung ſoll man in dieſem letzten Falle von ſo überaus betrügriſchen Richtern heegen?

Wenn der Theolog **Gauchat**, dieſer gedungene Schreyer wider die Philoſophen und andre, in ganz Europa vorzüglich geſchätzte Schriftſteller, in einem Tagebuche, das den Titel Journal chrêtien ou Religion vangée (**Chriſtliches Tagebuch oder die gerächte Religion**) führt, auf Rechnung der Jeſuiten von je her, stockſtill geſchwiegen hat; ſo hat er es deßwegen gethan, weil er Gunſt und Pfründen von ihnen erwartete.

Von

14) Die Moral der Jeſuiten hat mit der Moral JEſu nichts gemein; vielmehr hebt eine die andre auf. Dieſen Umſtand beweiſen die Auszüge, welche die Parlamenter daraus öffentlich vorgelegt haben. Aber warum iſt denn die Geiſtlichkeit nimmermehr müde geworden, zu behaupten, man hätte mit den Jeſuiten, durch den nämlichen Schlag, zugleich die Religion ausgerottet? Deßwegen, weil Religion und Aberglaube, in der Kirchen⸗Sprache, Redensarten ſind, wovon eine ſo viel gilt, als die andre. Freylich mag wohl der Aberglaube oder die päbſtliche Macht wirklich dabey gelitten haben, daß man dieſe Geiſtlichen aus dem Wege geſchafft hat. Uebrigens mögen ſich nur die Jeſuiten nicht ſchmeicheln, daß man ſie nach Frankreich und Spanien zurücke berufen werde. Denn man weis gar zu wohl, was für Achtserklärungen in dieſen Reichen die Folgen von ihrer Wiederkunft ſeyn würden, und wie ausſchweifend weit ein beleidigter Jeſuit die Grauſamkeit treibt.

15) Es ſchien nicht anders, als wenn die Furcht, welche die Jeſuiten den Leuten einjagten, ſie über jeden Angriff hinweg geſetzt hätte. Ihren Haß und ihren heimlichen Ränken zu trotzen, wurden Chauvelins, edle Seelen, großmüthige Bürger und Freunde des gemeinen Beſten, erfodert. Wäre wohl, um einen ſolchen

Orden

Von je her hat das Intereſſe den Theologen ihre Urtheilsſprüche eingegeben, das iſt bekannt genug. Alſo kömmt es den Herren Doctoren von der Sorbonne gar nicht mehr zu, auf den Titel Sittenlehrer Anſpruch zu machen; ſie wiſſen ja nicht einmal die erſten Grundſätze der Sittenlehre. Die Aufſchrift einiger Sonnenweiſer, quod ignoro, doceo, (was ich lehre, verſtehe ich ſelbſt nicht,) ſollte billig der Wahlſpruch der Sorbonne ſeyn. Wer wollte wohl Leute, welche die jeſuitiſche Moral gutgeheißen haben, für ſeine Wegweiſer zum Himmel und zur Tugend erkennen? Nun mögen die Herren Doctoren nur fernerhin die Vortrefflichkeit der Theologen-Tugenden erheben. Dieſe Tugenden ſind local, und gelten doch nur in gewiſſen Gegenden; die wahre Tugend wird zu allen Zeiten, ſo wie in allen Ländern, als Tugend geachtet 16). Der Name tugendhafter Handlungen kömmt bloß ſolchen Handlungen zu, die für das Publicum nützlich, und dem allgemeinen Intereſſe gemäß ſind. Hat die Theologie die Erkenntniß ſolcher Tugend von je her den Völkern zu entziehen

Orden zu ſtürzen, Herzhaftigkeit allein hinlänglich geweſen? Bey weitem nicht; es gehörte auch Genie dazu; man mußte die Macht haben, den Bürgern den königsmörderiſchen Dolch, verhüllt in den Schleyer der Ehrfurcht und Unterthänigkeit, vorzuzeigen; man mußte die Heucheley der Jeſuiten aus der Wolke von Weihrauch, welche ſie um den Thron und die Altäre her verbreiteten, ans Tageslicht bringen; man mußte ſie mit einem Wort, um der furchtſamen Klugheit der Parlamenter Muth zu machen, das Außerordentliche deutlich vom Unmöglichen unterſcheiden lehren.

16) Es hat mit dem Verſtand eben die Bewandtniß, wie mit der Tugend. Der Verſtand, angewendet auf die wahren Wiſſenſchaften der Geometrie, der Phyſik u. d. gl. gilt in allen Ländern für Verſtand. Hingegen der Verſtand, der auf die falſchgeprieſenen Wiſſenſchaften der Hexerey, der Theologie u. d. gl. angewendet wird, iſt local und gilt nur in manchen Gegenden. Die erſtre Art von Verſtande verhält ſich gegen die letztre gerade ſo, wie ſich die ſo genannte afrikaniſche Münze, (die Muſchelſchale Coris,) gegen die Gold- und Silber-Münze verhält; jene iſt unter einigen Nationen von Schwarzen gangbar, und dieſe in der ganzen übrigen Welt.

hen geſucht; hat ſie die Vorſtellungen von ihr bey ihnen von je her zu verdunkeln ſich beeifert: ſo iſt dieß eine Folge von ihrem Eigennutz; und zu Folge dieſes Eigennutzes hat der Pfaffe überall das ausſchließende Privilegium zum öffentlichen Unterricht an ſich zu bringen getrachtet. Franzöſiſche Komödianten errichten in Sevilien ein Theater; ſogleich laſſen es das Domkapitel und der Pfarrer niederreißen: „hier“, ſpricht einer von den Domherren zu den Komödianten, „hier leidet „unſre Truppe keine andre neben ſich“.

O! Menſch, rufte vormals ein Weiſer aus, wer kann jemals vorherſagen, wie weit du die Narrheit und Albernheit noch treiben werdeſt? Der Theologe weis es, lacht darüber, und zieht ſeinen Vortheil daraus. —

Von jeher war es ein Zuwachs zu ſeinem Reichthum *) und zu ſeinem Anſehen, was der Theolog unter dem Namen der Religion an ſich zu reißen ſuchte. Alſo wundre man ſich nur nicht, wenn ſich ſeine Maximen nach Befinden ſeiner Lage ändern; wenn er itzt von der Tugend nicht mehr die Begriffe hat, die er ehemals von ihr hatte; und wenn die Sittenlehre JEſu nicht mehr die Sittenlehre ſeiner Kirchendiener iſt.

Dieſes gilt eben nicht einzig und allein von der katholiſchen Secte, ſondern es gilt von allen Secten und allen Völkern, die aus Mangel an deutlichen Begriffen von der Red-

*) Warum lacht und ſpottet jeder Mönch, der doch mit einer belachenswerthen Hitze die erdichteten Wunderwerke ſeines Ordens-Stifters vertheidigt, gleichwohl über die Exſiſtenz der Vampyren trotz ſo vieler Zeugniſſe? Deßwegen, weil es ſein Intereſſe nicht erfodert, daran zu glauben. Man räume nur das Intereſſe aus dem Wege, ſo bleibt die Vernunft übrig; und die Vernunft iſt nicht leichtgläubig.

17) Worauf müſſen ſich die Principien einer guten Sittenlehre gründen? Auf eine große Menge von Factis und Beobachtungen. Alſo hat man der gar zu frühzeitigen Bildung gewiſſer Principien vielleicht die Dunkelheit und den Ungrund derſelben zuzuſchreiben. Was hat man in der Sittenlehre, wie in jeder andern Wiſſenſchaft, zu thun, ehe man ein Lehrgebäude errichtet? Die Materialien zuſammen zu holen,

Redlichkeit, überaus verſchiedne Begriffe von ihr gehabt haben, je nachdem die Zeiten und die Länder unterſchiedlich waren 17).

Achtzehntes Kapitel.

Von den verſchiednen Begriffen, die ſich die verſchiedentlichen Völker von der Tugend gemacht haben.

Im Orient, und inſonderheit in Perſien, iſt der eheloſe Stand ein Verbrechen; denn den Abſichten der Natur und des Schöpfers, ſagen die Perſianer, iſt nichts mehr zuwider, als unverheirathet zu leben *). Die Liebe iſt ein phyſiſches Bedürfniß, eine nothwendige Abſonderung der Säfte. Sollte man ſich wohl durch das Gelübde einer beſtändigen Enthaltſamkeit dem Verlangen der Natur widerſetzen? Der GOtt, der uns Empfindungs-Werkzeuge angeſchaffen, hat nichts ohne Abſicht gethan; ſondern ſein Wille war, daß wir dieſe Werkzeuge brauchen ſollten.

Der weiſe Geſetzgeber von Athen, Solon, bezeigte keine große Achtung für die klöſterliche Keuſchheit 18). Wenn er in ſeinen Geſetzen, ſagt Plutarch, den Sklaven ausdrücklich

len, die zum Baue deſſelben erforderlich ſind. Zu unſern Zeiten kann es niemanden mehr unbekannt ſeyn, daß eine Experimental-Moral, die ſich auf das Studium des Menſchen und der Dinge gründet, eben ſo großen Vorzug vor einer ſpeculativiſchen und theologiſchen Moral verdiene, als die Experimental-Phyſik vor einer ſchwankenden und unzuverläßigen Theorie verdient. Eben weil die Mönchs-Moral niemals die Erfahrung zur Grundlage gehabt hat, iſt das theologiſche Reich von je her für das Reich der Finſterniß geachtet worden.

*) In Perſien giebt man einem jungen Menſchen ſo gleich, wann er die Jahre der Mannbarkeit erreichet hat, eine Beyſchläferinn.

18) Die Mönche haben ſelber nicht zu allen Zeiten einerley Achtung für die Schaamhaftigkeit bewieſen. Einige, denen man den Namen

lich verbot, ſich mit wohlriechenden Salben zu ſalben und mit jungen Leuten einen verliebten Umgang zu haben; ſo geſchah es deßwegen, ſetzt dieſer Geſchichtſchreiber hinzu, weil Solon ſo gar an der Griechiſchen Liebe nichts Unanſtändiges fand. Aber dieſe ſtolzen Republikaner, die ſich ohne Bedenken allen Arten von Liebeshändeln ergaben, hätten ſich doch nimmermehr zu dem verächtlichen Handwerke der Spione und Angeber erniedriget; ſie wären nicht zu Verräthern an dem Intereſſe des Vaterlandes geworden, noch hätten ſie Eingriffe in das Eigenthum der Güter, und in die Freyheit der Bürger gethan. Ein Grieche oder ein Römer hätte nicht die Feſſeln der Sklaverey angenommen, ohne zu erröthen. Der wahre Römer konnte nicht einmal den Anblick eines aſiatiſchen Deſpoten ohne Abſcheu ertragen.

Zu

Namen Mamillarien beylegte, haben geglaubt; man könnte, ohne Sünde, einer Nonne an den Buſen greifen. Es giebt auch keine einzige unkeuſche Handlung, aus der nicht der Aberglaube hier oder da eine tugendhafte Handlung gemacht hätte. In Japan können die Bonzen Liebeshändel mit Mannsperſonen, aber nicht mit Weibsleuten haben. In gewiſſen Gegenden von Peru waren die Liebeshändel nach Griechiſchem Gebrauche gottesdienſtliche Handlungen; ſie gehörten ganz eigentlich zum Götterdienſt, und wurden in den Tempeln derſelben öffentlich vollzogen. —

19) Die berühmte Verfaſſerinn einer Geſchichte von England, Madame Makaley, iſt der Cato von London. „Noch „niemals“, ſagt ſie, „hat der Anblick eines Deſpoten oder Fürſten „die unbefleckte Reinigkeit meiner „Blicke beſudelt“.

20) Es iſt eine Ungereimtheit, die man bey allen Völkern findet, daß ſie von ihrem Deſpoten Menſchenliebe, oder nur Einſicht erwarten. Gute Schüler ziehen wollen, ohne die Faulen zu beſtrafen und die Fleißigen zu belohnen, iſt eine Narrheit. Das Geſetz abſchaffen, welches den Diebſtahl und den Meuchelmord beſtraft, und doch dabey verlangen, daß die Leute weder ſtehlen, noch morden ſollen, iſt ein widerſprechendes Begehren. Verlangen, daß ſich ein Fürſt um die Staats-Geſchäffte bekümmern ſoll, wenn ſein Intereſſe nicht damit verknüpfet iſt, daß er ſich darum bekümmert, ich meyne, wenn er darum nicht geſtraft werden kann, daß er ſie ver-

Zu Cato des Cenſors Zeiten kam Eumenes nach Rom. Gleich bey ſeiner Ankunft drängen ſich alle junge Herren von Adel zu ihm, der einzige Cato meidet ihn 19). Warum meidet Cato, fragt ihn jemand, einen Regenten, der doch ſeinen Umgang ſucht; einen König, der ſo gütig, und ſo ſehr der Römer Freund iſt? — Machet ihn ſo gütig, wie ihr wollet, iſt Catons Antwort; **jeder Deſpot iſt ein Menſchenfleiſch-Freſſer 20), dem jeder Tugendhafte aus dem Wege gehen muß.**

Man würde es umſonſt verſuchen, die verſchiednen Begriffe, welche die Völker 21) und die Privat-Leute 22) von der Tugend gehabt haben, alle nach der Reihe herzuzählen. So viel aber kann man auf alle Fälle ſagen, daß der Katholik, der in ſeinem Herzen mehr Ehrerbietung gegen den Stifter eines Ordens von Tagedieben empfindet, als gegen einen Mi-

vernachläßiget hat; kurz verlangen, daß ein Menſch, der unter keinem Geſetze ſteht, immer menſchlich und tugendhaft ſeyn ſoll, heißt eine Wirkung ohne Urſache verlangt. Bringt man Menſchen, gebunden und geknebelt, einem Menſchenfreſſer in ſeine Höhle; ſo frißt er ſie auf. Ein ſolcher Menſchenfreſſer iſt der Deſpot.

21) Die Kalmucken heirathen ſo viel Weiber, als ſie wollen; und außerdem halten ſie ſich auch noch ſo viel Beyſchläferinnen, als ſie ernähren können. Blutſchande iſt bey ihnen kein Verbrechen. An einer Mannsperſon und an einem Frauenzimmer ſehen ſie weiter nichts, als einen Mann und ein Weib. Ein Vater heirathet ohne alles Bedenken ſeine Tochter; denn kein Geſetz verbeut es ihm.

22) Ein jeder ſpricht bey ſich ſelbſt: ich habe die vernünftigſten Begriffe von der Tugend; wer nicht denkt, wie ich, der hat Unrecht. Ein jeder lacht und ſpottet über ſeinen Nachbar. Alle Welt weiſt mit Fingern auf einander, und lacht nie ſich ſelbſt aus, außer unter dem Namen andrer Leute. Der nämliche Inquiſitor, der einen Galilei verurtheilte, verachtete unfehlbar die hämiſche Bosheit und Dummheit der Richter eines Sokrates, und ließ ſich nichts weniger einfallen, als daß er dereinſt ſo gut, wie dieſe, von ſeinen Zeiten ſo wohl, als von der Nachwelt, verachtet werden würde. Hält ſich die Sorbonne wohl deßhalb für blödſinnig, weil ſie Rouſſeau'n, Marmouteln, Mich, und andre mehr, verurtheilet hat? Nichts weniger; aber dagegen hält ſie der Ausländer dafür.

Minos, einen **Mercurius**, einen **Lykurgus** und ihres Gleichen, ſicherlich keine richtigen Begriffe von der Tugend habe. So lange man aber noch nicht deutliche Begriffe mit dieſem Worte verbindet; ſo lange kann es auch nicht anders kommen, als daß ſich jedweder Menſch, je nachdem es das Ungefähr ſeiner Erziehung mit ſich bringt, andre Begriffe davon macht.

Ein junges Mädchen wird von einer dummen und andächtigen Mutter erzogen. Dieſes Mädchen hört das Wort **Tugend** nie anders brauchen, als wenn die Rede von der genauen Sorgfalt iſt, mit der die Nonnen ſich geißeln, faſten und ihren Roſenkranz beten. Mithin wird bey ihr das Wort **Tugend** keine andre Vorſtellung erwecken, als die Vorſtellung vom Geißeln, von härnen Hemden und von Paternoſtern.

Wird hingegen ein andres Mädchen von einſichtsvollen und patriotiſchen Aeltern erzogen; haben dieſe Aeltern nie in ihrem Beyſeyn andre Handlungen, als ſolche, die für das Vaterland nützlich ſind, als tugendhafte Handlungen gerühmt; haben ſie bloß eine Arria, eine Porcia und ihres Gleichen gelobt: ſo wird dieſes Mädchen nothwendiger Weiſe von der Tugend ganz andre Begriffe haben, als jenes erſtre. Dieſe leztre wird an einer Arria nicht nur die Stärke der Tugend, ſondern auch das Beyſpiel der ehelichen Liebe bewundern; und jene wird an eben dieſer Arria weiter nichts finden, als eine Hei-

23) Barillon wurde nach Amboiſe verwieſen; und „Richelieu, der ihn dahin verbannte, war“, wie der Cardinal von Retz ſagt, „der erſte Miniſter, der ſich unterſtand, an den Magiſtrats-Perſonen die edelmüthige Entſchloſſenheit zu beſtrafen, mit der ſie dem Könige Wahrheiten zu Gemüthe führten, für deren Behauptung ſie ihr Leben zu wagen, vermöge ihres Amts-Eides verpflichtet waren“.

24) Wenn es wahr iſt, daß die Tugend ihren Nutzen für die Staaten hat; ſo hat es mithin auch ſeinen Nutzen, wenn man der Welt deutliche Begriffe davon vorträgt, und dieſe den Menſchen von der zarteſten Kindheit an ins Gedächtniß prägt. Die Definition, die ich von derſelben im Diſcurs über den Geiſt des Menſchen, (im 13ten Kapitel des dritten Diſcurſes,) gegeben habe, hat mir noch immer die zuverläſ-
ſigſte

Heidinn, eine weltliche Frau, ein Selbſtmörderinn und Verdammte, die man fliehen und verabſcheuen muß.

Nun ſtelle man das nämliche, an ein Paar Mädchen gemachte Experiment mit ein Paar Knaben an. Der Eine davon ſey ein fleißiger Leſer von den Lebensbeſchreibungen der Heiligen, und werde gleichſam ein Augenzeuge von den Quaalen, die ihnen der Teufel in ihrem eignen Fleiſch und Blute verurſacht; er ſehe ſie ſich beſtändig geißeln, ſich in den Dornen herumwälzen, ſich an Schneeweibern laben u. d. gl. ſo wird er von der Tugend ganz andre Begriffe bekommen, als ein andrer, der ſich auf anſtändigere und lehrreichere Studien befleißigt, und der ſich die **Sokrates**, die **Scipionen**, die **Ariſtides**, die **Timoleons**, und damit ich meinem Jahrhundert etwas näher komme, die **Mirons**, die **Harlais**, die **Pibracs**, die **Barillons** 23) zu Muſtern genommen hat. „Dieſe ehrwürdigen Magiſtrats-Perſonen, dieſe berühmten Schlachtopfer ihrer Liebe zum Vaterlande waren „die Männer“, ſagt der Cardinal **von Retz**, „die durch „ihre guten und weiſen Maximen mehr Factionen zerſtörten, „als alles Gold von Spanien und England anzuſtiften vermochte“. Mithin iſt es nicht anders möglich, als daß das Wort **Tugend** ganz verſchiedentliche Begriffe in uns erregen muß 24), je nachdem man den **Plutarch** oder die vergoldete Legende lieſt. Daher hat man auch, ſagt **Hume**,

ſigſte zu ſeyn geſchienen. „Die Tugend“, habe ich geſagt, „iſt nichts „andres, als das Begehren der allgemeinen Glückſeligkeit. Das „gemeine Beſte iſt der Zweck der „Tugend; und die Handlungen, „welche die Tugend gebeut, ſind „die Mittel, deren ſie ſich bedient, „dieſen Zweck zu erreichen. Der „Begriff der Tugend kann alſo“, habe ich hinzugeſetzt, „überall einerley ſeyn.

„Wenn es offenbar iſt, daß ſich „die Menſchen in verſchiedentlichen Jahrhunderten und Ländern verſchiedne Begriffe davon „gemacht; wenn dem zu Folge „Philoſophen den Begriff der Tugend für ganz willkührlich ausgegeben haben: ſo rührt dieſes „daher, daß ſie die verſchiedentlichen Mittel, deren ſich dieſelbe „bedient, ihrem Zwecke Genüge „zu thun, dieß heißt, die verſchiedentlichen Handlungen, die „ſie gebeut, für die Tugend ſelbſt „gehalten haben. Unſtreitig ſind „dieſe

zu allen Zeiten, und in allen Landen, Menſchen von ganz verſchiednem Charakter Altäre gebauet.

Bey den Heiden waren es die **Herkules**, die **Caſtor**, die **Ceres**, die **Bacchus**, die **Romulus**, denen man göttliche Ehrenbezeigungen erwies; und bey den Muſelmännern, ſo wie bey den Katholiken, ſind es unbekannte Derwiſche, verächtliche Mönche, mit einem Wort ein **Dominicus**, ein

Anto-

„dieſe Handlungen manchmal „überaus verſchieden geweſen, „weil ſich das Intereſſe der Natio„nen immer nach den jedesmali„gen Zeiten und der Lage ihrer Um„ſtände ändert; und weil ſich mit „einem Worte das gemeine Beſte „in gewiſſem Grade durch unter„ſchiedliche Mittel bewirken läßt“.

Die Einfuhr einer ausländiſchen Waare, die heute in Deutſchland, als vortheilhaft für den Handel des Landes, und dem Beſten des Staates gemäß, erlaubt iſt, kann morgen verboten werden. Man kann morgen den Ankauf derſelben für ein Verbrechen erklären, ſo bald dieſer Ankauf durch einige Umſtände dem National-Intereſſe nachtheilig wird. „Mithin können einerley Handlungen „einem Volke wechſelsweiſe bald „nützlich, bald ſchädlich ſeyn, und „eins um das andre den Namen „tugendhafter oder laſterhafter „Handlungen verdienen, ohne daß „ſich deßhalb der Begriff der Tu„gend änderte oder aufhörte, der „nämliche zu ſeyn“.

Nichts ſtimmt mehr mit dem natürlichen Geſetz überein, als dieſer Begriff. Und ſollte man ſich wohl vorſtellen, daß Grundſätze, die ſo vernünftig, und dem allgemeinen Beſten ſo gemäß ſind, verworfen und verurtheilt worden wären? Sollte man ſich vorſtellen, daß man einen Mann, der „die wahre Redlichkeit“ für „die „Angewöhnung, Handlungen zu „thun, die dem Vaterlande nütz„lich ſind“, erklärte, und der jede „Handlung, die der Geſellſchaft „ſchädlich iſt, für laſterhaft“ anſah, verfolget hätte? Fiel es nicht in die Augen, daß ein ſolcher Scribent unmöglich Maximen, die dem gemeinen Beſten entgegen wären, ausbreiten könnte, ohne mit ſich ſelbſt im Widerſpruche zu ſtehen? Gleichwohl gieng die Macht der Mißgunſt und Heucheley ſo weit, daß ich von eben der Geiſtlichkeit verfolget wurde, die ohne Widerrede geſchehen ließ, daß man den tollkühnen Bellarmin zur Cardinals-Würde erhob, weil er behauptet hatte: wenn der Pabſt die Ausübung der Tugend verböte, und das Laſter dagegen geböte; ſo wäre die Römiſche Kirche bey Vermeidung der Sündenſtrafe ſchuldig, die Tugend zu verlaſſen

und

Antonius, denen man eben dergleichen Ehrenbezeigungen zuerkennt.

Den alten Helden thaten ſich die Thore des Olympus erſt dann auf, wann ſie vorher die Ungeheuer gebändigt, und die Tyrannen beſtrafet hatten; mithin hatten ſie die Verehrung, die man ihnen bewies, ihrem Heldenmuth, ihren Talenten, ihrer Wohlthätigkeit, und ihrer Menſchenliebe zu danken. Heut zu Tage hingegen öffnet ſich der Mönch die Pforte zum

und das Laſter anzunehmen, „niſi vellet contra conſcientiam peccare“. Nach der Meynung dieſes Jeſuiten, hätte alſo der Pabſt das Recht, das Geſetz der Natur aufzuheben, jeden Begriff von Recht und Unrecht im Menſchen zu unterdrücken, und, mit einem Worte, die Sittenlehre wieder in das Chaos hinabzuſtürzen, aus welchem ſie die Philoſophen mit ſo vieler Mühe herausgezogen haben. Sollte die Kirche dergleichen Grundſätze gut heißen? Und warum verſtattete der Pabſt die öffentliche Bekanntmachung derſelben? Bloß deßwegen, weil ſie ſeinem Hochmuthe ſchmeichelten.

Wie überhaupt der päbſtliche Ehrgeiz von je her herrſchſüchtig geweſen iſt; ſo hat er ſich auch über die Mittel, durch die er herrſchen könnte, niemals Bedenklichkeiten gemacht. Und in welchem Lande wird nicht die verabſcheuungswürdigſte Maxime, wenn ſie gleich dem gemeinen Beſten noch ſo ſehr zuwider iſt, von dem Mächtigen geduldet, dem ſie zu Gunſten iſt? In welchem Lande hat man wohl mit unerbittlicher Standhaftigkeit den verächtlichen und niederträchtigen Menſchen beſtrafet, der nicht müde wird, dem Fürſten unaufhörlich vorzuſchwatzen, „Deine Gewalt über Deine „Unterthanen hat keine Gränzen; „Du kannſt ſie nach Deinem Belieben ihrer Güter berauben, „kannſt ſie in Ketten werfen, „und der grauſamſten Todesſtrafe „überliefern“? Das kann der Fuchs immer ungeſtraft thun, daß er dem Löwen zu wiederholten malen vorſagt:

„Vous leur fites, Seigneur,
„En les croquant beaucoup d'honneur“.
(Sie thaten ihnen viel, viel, gnädger Herr, zu Ehren,
Da Sie ſie würdigten, ſie gnädig zu verzehren“.)

Die einzigen Redensarten, die man den Fürſten nicht ohne Gefahr zu mehrern malen vorſagen darf, ſind ſolche, worinnen die Gränzen feſtgeſetzt werden, welche die Gerechtigkeit, das gemeine Beſte, und das natürliche Geſetz ihrer Gewalt beſtimmen.

zum Himmel durchs Faſten, durchs Geißeln, durch Feigherzigkeit, durch blinde Unterthänigkeit und niederträchtigen Gehorſam.

Zweifelsohne mußte eine ſolche Hauptveränderung in dem Verſtande der Menſchen einem **Machiavell** auffallen. Daher ſagt er auch (in ſeinem 4ten Diſcurs): „Jede Re„ligion, die aus den Leiden und der Demuth eine Pflicht „macht, bringt den Bürgern weiter keinen Muth bey, als „ihr Leiden geduldig auszuhalten; ſie entnervt ihren Verſtand, „macht ihre Denkungsart kriechend, und bereitet ſie zur Skla„verey vor". Der Erfolg würde dieſe Weißagung ohne Zweifel gar bald wahr gemacht haben, wofern nicht die Sitten und die Geſetze der Geſellſchaften, wie **Hume** anmerkt, hin und wieder Abänderungen in dem Charakter und Geiſte der Religionen machten.

Die Leſer haben in dieſen beiden letzten Kapiteln geſehen, wie wenig man bisher mit den Wörtern **gut**, **Intereſſe**, **Tugend**, deutliche Begriffe verbunden hat. Ich habe gezeigt, daß dieſe Wörter, weil ſie immer ſo willkührlich gebrauchet werden, ganz verſchiedne Begriffe erregen; und daß ſie dergleichen nothwendig erregen müſſen, je nachdem die Geſell-

25) Unter der Metaphyſik verſtehe ich nicht das unverſtändliche Gewäſche, das von den ägyptiſchen Pfaffen an den Pythagoras gekommen, vom Pythagoras auf den Plato, vom Plato auf uns fortgepflanzt worden iſt, und noch heutiges Tages in manchen Schulen gelehret wird; ſondern ich verſtehe unter dieſem Worte, wie Baco, die Wiſſenſchaft der Haupt-Grundſätze von einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſie habe Namen wie ſie wolle. Die Poeſie, die Muſik, die Malerey, haben ihre Grundſätze, die auf einer beſtändigen und allgemeinen Beobachtung beruhen; mithin haben ſie auch ihre Metaphyſik.

Was hingegen die Metaphyſik der Schulen anlangt, ſo frage ich billig, iſt dieſe wohl eine Wiſſenſchaft? Mit nichten; ſondern, wie ich eben geſagt habe, ein Gewäſch; und es findet daran auch Niemand weiter Geſchmack, als ein verkehrter Verſtand, der ſich mit Ausdrücken, die keinen Sinn haben, befriedigen läßt; ein Unwiſſender, der die Worte für die Sachen annimmt, und ein Betrüger, der Andre am Seile führen

ſellſchaft, unter der man lebt, und die Abſicht iſt, wozu man ſie zu brauchen gedenkt. Wer eine Frage von dieſer Art unterſuchen will, der muß alſo vor allen Dingen über die Bedeutung der Worte mit ſich ſelbſt und Andern einig ſeyn. So lange man hierüber nicht vorläufig einig iſt, wird aller Streit, der hierher gehört, nimmermehr ein Ende haben können. Daher kömmt es dann auch, daß die Menſchen faſt bey allen moraliſchen, politiſchen und metaphyſiſchen Streitfragen einander um ſo viel weniger verſtehen, je mehr ſie darüber vernünfteln.

So bald die Worte nur einmal definiret werden; ſo iſt auch eine Streitfrage faſt eben ſo bald entſchieden, als ſie aufgeworfen wird. Ein Beweis, daß jedwedes Menſchen Verſtand richtig iſt, und jedweder einerley Verhältniſſe zwiſchen den Gegenſtänden wahrnimmt; und zugleich ein Beweis, daß die Verſchiedenheit von Meynungen in der Moral, Politik und Metaphyſik 25) einzig und allein eine Folge von der ungewiſſen Bedeutung der Wörter, von der falſchen Deutung, in der man ſie braucht, und vielleicht auch von der Unvollkommenheit der Sprachen ſelbſt iſt. Aber wie iſt dieſem Uebel abzuhelfen?

Neun-

ren will. Der vernünftige Mann verachtet ſie.

Alle Metaphyſik, die ſich nicht auf Beobachtung gründet, beſteht bloß in der Kunſt, die Worte zu mißbrauchen. Dieſe Metaphyſik iſt es auch, die im Lande der Chimären unaufhörlich lauter leeren Seifenblaſen nachläuft, aus denen ſie weiter nie das Geringſte, als Wind, ausgedrückt hat. Vor der Hand iſt ſie in die theologiſchen Schulen verwieſen, die noch immer über die Subtilitäten derſelben uneinig ſind; und es wäre wohl möglich, daß ſie die Schwärmerey noch einmal in Flammen ſetzen, und aufs neue Menſchenblut vergießen könnte.

Ich kann dieſe beiderley Arten von Metaphyſik mit nichts beſſer vergleichen, als mit den beiden verſchiedenen Philoſophien des Demokritus und des Plato. Von der Erde erhebt jener ſich ſtufenweiſe bis zum Himmel, und vom Himmel ſinkt dieſer ſtufenweiſe bis zur Erde herab. Platons Lehrgebäude gründet ſich auf die Wolken, und der Hauch der Vernunft hat bereits zum Theile die Wolken, und das Lehrgebäude ſelbſt weggeblaſen.

Neunzehntes Kapitel.

Es giebt nur ein einziges Mittel, die ungewiſſe Bedeutung der Worte gewiß zu machen, und nur eine einzige Nation, die dieſes Mittel gebrauchen kann.

Sollte die ungewiſſe Bedeutung der Wörter beſtimmet werden; ſo müßte man ein Wörterbuch abfaſſen, worinnen man mit den verſchiednen Ausdrücken deutliche Begriffe verbände 26). Dieß iſt ein ſchweres Werk, und kann nur unter einem freyen Volk ausgeführt werden. England iſt vielleicht in Europa die einzige Gegend, von der die ganze übrige Welt eine ſolche Wohlthat erwarten und erhalten könnte. Aber lebt die Unwiſſenheit auch da wohl ohne Gönner und Beförderer? Es giebt kein Land, wo nicht einigen Privatleuten daran gelegen wäre, die Finſterniß der Lügen mitten unter das Licht der Wahrheit zu mengen. Blinde wünſchen immer, daß alle Welt blind werden möchte; und Betrüger wünſchen nur, daß die Dummheit ſich immer weiter ausbreiten, und der Thoren, die ſich am Seile führen laſſen, immer mehr werden ſoll. In England giebt es ſo gut, wie in Portugall, Große, die ungerecht ſind. Aber was können ſie in **London** einem Scribenten thun? Da iſt kein Engländer,

26) Die Menſchen haben ſich von je her durch Wörter regieren laſſen. Verringert man gleich das Silber an einem Thaler um die Hälfte von ſeinem Gewichte; ſo denkt der Soldat dennoch, wenn nur die nämliche Geltung in der Summe beybehalten wird, er habe ſo ziemlich den nämlichen Sold. Die Obrigkeit, die das Recht hat, über die Vergütung einer gewiſſen Summe, dieß heißt, ſo und ſo viel Gewichtes an Silber, ein entſcheidendes Urtheil zu ſprechen, darf doch nicht eher dergleichen Urtheil ſprechen, als bis der Verluſt die Hälfte dieſer Summe überſteigen würde. So ſehr laſſen ſich die Menſchen durch Worte, und deren ungewiſſe Bedeutung, ein Blendwerk machen. Werden denn die Schriftſteller immer und ewig fortfahren, von guten Sitten zu ſchwatzen, ohne mit

länder, der nicht hinter der Bruſtwehr ſeiner Geſetze ihrer Macht Trotz bieten, der Unwiſſenheit, dem Aberglauben und der Albernheit Hohn ſprechen könnte. Der Engländer iſt frey gebohren; er mache ſich demnach ſeine Freyheit zu Nutze, und thue der Welt die Augen auf; er ſehe an den Opfern der Verehrung, die noch bis auf den heutigen Tag den ſinnreichen Völkern Griechenlandes gebracht werden, was für Opfer der Verehrung die Nachwelt ihm bringen wird, und laſſe ſich dieſen Anblick zur Aufmunterung dienen.

Das itzige Jahrhundert iſt, wie man ſagt, das Jahrhundert der Philoſophie. Alle Nationen in Europa haben in dieſem Stücke Männer von Genie hervorgebracht; und es hat das Anſehen, daß ſie ſich alleſammt die Erforſchung der Wahrheit angelegen ſeyn laſſen. Allein in welchem Lande kann man ſie ungeſtraft bekannt machen? Es giebt nur ein einziges ſolches Land; und dieſes iſt England.

Ihr Engländer *), nutzet Eure Freyheit; nutzet dieſes Gnadengeſchenk, das den Mann vom kriechenden Sklaven und vom Hausthier unterſcheidet; nutzet es, den Nationen Licht aufzuſtecken! Für eine ſolche Wohlthat könnet Ihr Euch ihrer immerwährenden Dankbarkeit verſichert halten. Welche Lobſprüche könnten ſie wohl einem Volke verſagen, welches tugendhaft genug wäre, ſeine Scribenten in einem Wörterbuche die genau beſtimmte Bedeutung von jedem Worte

mit dieſem Worte deutliche und genau beſtimmte Begriffe zu verbinden? Werden ſie immer und ewig nicht lernen, daß das Wort gute Sitten einer von den ſchwankenden Ausdrücken ſey, von denen ſich jedwede Nation andre Begriffe macht; daß wenn es durchgängig und überall geltende gute Sitten giebt, es auch locale oder ſolche gute Sitten gebe, die nur in gewiſſen Gegenden gelten, und daß ich hinfolglich, ohne die guten Sitten zu verletzen, ein Serrail in Conſtantinopel, aber nicht in Wien haben kann?

*) Jede Regierung, ſagen die Engländer, welche verbietet, über die Angelegenheiten der Staatsverwaltung zu denken und davon zu ſchreiben, iſt ganz unfehlbar eine Regierung, von der ſich nichts gutes ſagen läßt.

Worte feſtſetzen, und dadurch die geheimnißvolle Dunkelheit, die noch immer die Moral, die Politik, die Metaphyſik, die Theologie 27) u. d. gl. bedeckt, zerſtreuen zu laſſen? Den Verfaſſern eines ſolchen Wörterbuches iſt die Ehre aufgehoben, allen dergleichen Streitigkeiten, die bloß der Mißbrauch 28) der Worte ewig macht, ein Ende zu machen. Sie allein können die Gelehrſamkeit der Menſchen bis auf das herunterſetzen, was ſie wirklich wiſſen.

Dieſes Wörterbuch, in alle Sprachen überſetzet, würde die vollſtändigſte Sammlung von beynah allen Begriffen der Menſchen ausmachen. Man verbinde nur mit jedem Ausdrucke genau beſtimmte Begriffe; ſo wird der Schulgelehrte, der durch die Zauberey der Worte ſchon ſo oft in der Welt das

27) Die theologiſchen Streitigkeiten ſind bloße Wortſtreite, und können nimmermehr etwas andres ſeyn. Wenn dergleichen Streitigkeiten oftmals große Bewegungen in der Welt veranlaſſet haben, ſagt Herr De-La-Chalotais; ſo rührte es davon her, daß ſich die Fürſten von einigen Theologen verführen ließen, an dieſen Zänkereyen Theil zu nehmen. Die Regierungen möchten ſelbige nur ſchlechtweg verachten; ſo würden es die Theologen, wann ſie ſich unter einander ſatt geſchimpft, und einander wechſelsweiſe der Kätzerey u. d. gl. genug beſchuldiget hätten, müde werden, länger zu ſprechen, ohne ſich ſelber zu verſtehen und von ihren Gegnern verſtanden zu werden. Die Furcht, ſich lächerlich zu machen, würde ihnen wohl bald Stillſchweigen auferlegen.

28) Faſt alle Beſchuldigungen der Atheiſterey ſind ebenfalls zu den Wortſtreiten zu rechnen. Es giebt keinen einzigen Menſchen von Einſicht, der nicht eine Kraft in der Natur erkennen ſollte. Mithin giebt es auch keinen Atheiſten.

Man iſt aber kein Atheiſt, wenn man ſagt, die Bewegung iſt GOtt; denn die Bewegung iſt doch in der That etwas Unbegreifliches; man hat keine deutlichen Begriffe von derſelben; ſie veroffenbart ſich bloß durch ihre Wirkungen; und durch ſie wird, mit einem Worte, alles in der ganzen weiten Welt bewerkſtelliget.

Man iſt auch wiederum kein Atheiſt, wenn man im Gegentheile ſagt, die Bewegung iſt nicht GOtt; denn die Bewegung iſt keinesweges ein Weſen, ſondern nur eine Art und Weiſe zu ſeyn.

Eben ſo wenig ſind diejenigen Atheiſten, die behaupten, die Bewegung ſey der Materie weſentlich,

das Oberſte zu unterſt gekehrt, weiter nichts mehr ſeyn, als ein Zauberer, der keine Macht hat. Der Taliſman, auf deſſen Beſitze ſeine ganze Macht beruhte, wird zerbrochen ſeyn. Alsdann werden alle jene Thoren, die unter dem Titel der Metaphyſiker ſchon ſeit ſo langer Zeit in dem Lande der Chimären herumirren, und die auf Windſchläuchen die Tiefen des Unendlichen von allen Seiten durchſtreichen, nicht weiter ſagen, ſie ſähen darinnen, was ſie nicht ſehen, und wüßten, was ſie nicht wiſſen. Sie werden alſo auch den Nationen kein Blendwerk mehr machen. Alsdann werden die moraliſchen, politiſchen und metaphyſiſchen Sätze der Demonſtration eben ſo gut fähig ſeyn, als es die geometriſchen ſind; und die Menſchen werden von dieſen Wiſſenſchaften einerley Begriffe haben, weil alle Menſchen, (wie ich gezeigt habe,)

lich, oder die dieſelbe für die unſichtbare und die bewegende Kraft *halten*, welche ſich in allen ihren Theilen verbreitet. Wenn man die Geſtirne beſtändig ihren Ort verändern, und ſich unabläßig um ihren Mittel-Punct wälzen ſieht; wenn man ſieht, daß alle Körper verweſen, und ohne Unterlaß unter veränderten Geſtalten wieder ans Licht kommen; wenn man, mit einem Worte, ſieht, daß ſich die Natur in unaufhörlicher Gährung und Auflöſung befindet: wer kann dann in Abrede ſeyn, daß die Bewegung nicht ſo gut, wie die Ausdehnung, den Körpern ankleben, und daß alſo die Bewegung nicht Urſach an dem ſeyn ſollte, was iſt? In der That, würde Hume ſagen, wenn man es allemal Urſach und Wirkung nennt, ſo bald zwey Facta aus einander folgen; und wenn überall, wo Körper ſind, auch Bewegung iſt: ſo muß man mithin die Bewegung als die allgemeine Seele der Materie und der Gottheit, die allein die Subſtanz der Materie durchdringt, betrachten. Aber ſind denn nun die Philoſophen, die dieſe letztre Meynung annehmen, darum gleich Atheiſten? Nein; ſie erkennen ja ſo gut, wie Andre, eine unbekannte Kraft im Weltgebäude. Selbſt diejenigen, die gar keine Begriffe von GOtt haben, ſind ſie wohl Atheiſten? Nein; denn in ſolchem Falle würden es alle Menſchen ſeyn, weil kein einziger deutliche Begriffe von der Gottheit hat; weil in dieſem Stücke jeder dunkle Begriff gleich Null iſt; und weil, mit einem Worte, die Unbegreiflichkeit GOttes geſtehen, gerade nichts andres iſt, wie Robinet beweiſt, als mit einer andern Wendung und Redensart ſagen, man habe keinen Begriff von ihm.

habe,) nothwendiger Weiſe zwiſchen einerley Gegenſtänden einerley Verhältniſſe wahrnehmen.

Ein neuer Beweis von dieſer Wahrheit iſt noch dieſes: wenn die Menſchen beynah einerley Facta mit einander verglichen haben, ſo ſind ſie auch alle zu allen Zeiten beynah auf einerley Reſultat gekommen; es ſey nun in der phyſiſchen Welt, wie die Geometrie beweiſt, oder es ſey auch in der Geiſterwelt, wie es die Schulgelehrſamkeit darthut.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Streifereyen der Menſchen in die Reiche der Geiſter, und ihre Entdeckungen darinnen, ſind zu allen Zeiten ſo ziemlich auf eins hinaus gelaufen.

Unter den Ländern der Einbildung, die der menſchliche Verſtand durchſtreift, iſt das Land der Feyen, der Genien oder Schutzgeiſter, und der Zaubrer, das erſte, bey dem ich ſtehen bleibe. Man liebt die Mährchen; jedermann lieſt ſie, hört ſie an, und macht ſich auch wohl ſelbſt dergleichen. Ein dunkles Verlangen nach Glückſeligkeit verleitet uns, mit Wohlgefallen in dem Lande der Wunder und Chimären herum zu ſpazieren.

Was die Chimären anlangt, ſo ſind ſie alle von einerley Schlage. Alle Menſchen begehren Reichthum ohne Zahl, Macht ohne Gränzen, Wollüſte ohne Ende; und jederzeit fliegt dieſes Verlangen über den Beſitz hinaus.

Wie

29) Soll der Menſch glücklich ſeyn, ſo muß er Begierden haben; und zwar Begierden, die ihm Beſchäftigung geben, deren Gegenſtand er ſich aber durch ſeine Arbeit oder Talente verſchaffen kann. Was unter den Begierden dieſer Art am beſten dazu taugt, ihn von der langen Weile zu befreyen, iſt die Begierde nach Ruhm. Aber flammt dieſe Begierde in allen Ländern gleich gut auf? Leider! nein; es giebt Länder, wo den Menſchen das Beſtreben

Wie groß würde unſer Glück ſeyn, ſagen die meiſten Menſchen, wenn unſre Wünſche ſo geſchwind erfüllet würden, wie wir ſie thun! O! ihr Unverſtändigen! wollet ihr denn nimmermehr erkennen lernen, daß im Verlangen ſelbſt ein Theil eurer Glückſeligkeit beſtehet? Es geht mit dem Glück eben ſo her, wie mit dem goldnen Vogel, den einer jungen Prinzeßinn die Feyen zuſandten. Dreyßig Schritte von ihr läßt ſich der Vogel nieder. Sie will ihn fangen, ſchleicht ſtill herbey, iſt ſchon im Begriff, ihn zu erhaſchen, und nun fliegt der Vogel dreyßig Schritte weiter; ſie eilt ihm weiter nach, und bringt etliche Monate darüber zu, ihm nachzutrachten; endlich iſt ſie glücklich. Hätte ſich der Vogel gleich anfänglich haſchen laſſen; ſo hätte ihn die Prinzeßinn in den Käfig geſteckt, und acht Tage drauf wäre ſie ihn überdrüßig geweſen. Was der Geizhals und die Coquette unabläßig zu erhaſchen ſuchen, iſt der Vogel des Glückes. Ertappen können ſie ihn nicht; aber ſie ſind glücklich, indem ſie ihm nachlaufen, weil ſie doch währender Zeit vor der Langenweile geſichert ſind. Würden unſre Wünſche aller Augenblicke zur Wirklichkeit gebracht; ſo würde die Seele in der Unthätigkeit ſchmachten, und in Langeweile verſinken. Begierden ſind dem Menſchen unentbehrlich; und wenn er glücklich ſeyn ſoll; muß immer eine neue Begierde, die leicht zu erfüllen iſt, auf die nun befriedigte Begierde folgen 29). Wenig Menſchen erkennen bey ſich ſelbſt dieſes Bedürfniß; unterdeſſen haben ſie doch eben der hinter einander folgenden Reihe ihrer Wünſche ihre Glückſeligkeit zu danken.

Immer voll Sehnſucht, dieſelben zu befriedigen, bauen die Menſchen unaufhörlich Luftſchlöſſer; ſie möchten lieber die ganze

ſtreben nach Ruhme gar zu vielen Gefährlichkeiten bloßſtellt. Welcher vernünftige Bewegungsgrund ſollte ihn wohl antreiben, nach Ruhm in einem Königreiche zu ſtreben, wo man die Voltairen, die Montesquieus und ihres Gleichen ſo ſehr gemißhandelt hat? Wenn Frankreich für ein ungemein reizendes Land geprieſen wird, ſagen die Engländer; ſo iſt es dieſes nur für den Reichen, der nicht denkt.

ganze Natur in das Intereſſe ihres Glückes ziehen. Iſt ſie nicht mächtig genug, ſelbige zu bewirken; ſo wenden ſie ſich an Weſen der Einbildung, an Feyen, an Schutzgeiſter. Wenn ſie nun die Exiſtenz von dieſen begehren; ſo thun ſie es in der Hoffnung, daß ſie vielleicht, als Lieblinge eines Zaubrers, durch deſſen Hülfe, wie in der Tauſend und Einen Nacht, zum Beſitze der Wunder-Lampe gelangen könnten, und es ihnen alsdann zu ihrer Glückſeligkeit weiter an nichts fehlen würde.

Alſo war es die Liebe zum Glücke, die Mutter der heißhungrigen Neugier und des Wohlgefallens am Wunderbaren, was bey den verſchiedentlichen Völkern jene übernatürlichen Weſen erſchuf, die unter den Namen der Feyen, Genien oder Schutzgeiſter, Diven, Perien, Zauberer, Sylphen, Waſſergeiſter u. d. gl. immer nur einerley Weſen waren, die man überall ſo ziemlich einerley Wunderwerke hat thun laſſen. Ein Beweis, daß die Entdeckungen von dieſer Art ſo ziemlich die nämlichen geweſen ſind.

Philoſophiſche Mährchen.

Die Mährchen dieſer Art ſind ernſthafter und blendender, aber manchmal eben ſo läppiſch und nicht ſo unterhaltend, wie die obgedachten; ſie haben aber auch immer ſo ziemlich einerley Aehnlichkeit mit einander behalten. In die Claſſe dieſer ſo ſinnreichen, und doch zugleich ſo langweiligen Mährchen ſetze ich das Moraliſch-Schöne *), die natürliche Gutherzigkeit des Menſchen, und endlich die verſchiedentlichen Lehrgebäude von der phyſiſchen Welt. Die Erfahrung allein ſollte der Baumeiſter von dieſen Lehrgebäuden ſeyn. Zieht der Philoſoph die Erfahrung nicht zu Rathe; hat er den Muth nicht, da, wo ihm die Erfahrung abgeht, ſtehen zu bleiben: ſo

*) Das Moraliſch-Schöne iſt nirgends zu finden, außer im Paradieſe der Narren, worinnen Milton die Agnus Dei, die Skapuliere, die Roſenkränze, und die Ablaßbriefe unaufhörlich im Krais herumflattern läßt.

ſo denkt er, Lehrgebäude aufzuführen, und macht im Grunde weiter nichts, als ein Mährchen.

Wo es einem ſolchen Philoſophen an Erfahrungen fehlt, da muß er nothwendig an deren Stelle Hypotheſen unterſchieben; und den unermeßlichen Zwiſchenraum, den die Unwiſſenheit unſrer, und noch mehr die Unwiſſenheit der vergangenen Zeiten zwiſchen allen Theilen ſeines Lehrgebäudes übrig läßt, muß er mit Vermuthungen ausfüllen. Was die Hypotheſen anlangt, ſo ſind ſie faſt alle von einerley Gepräge. Wer die alten Philoſophen lieſt, der findet wohl, daß ſie alle ſo ziemlich einerley Plan befolgen; und wenn ſie ja von einander abgehen, daß ſie dieſes bloß in der Wahl der Materialien thun, welche ſie zum Bau des Weltgebäudes brauchen.

In der ganzen Natur erblickte **Thales** nicht mehr als ein einziges Element; und dieſes war das Wäßrig-Flüßige (Fluidum aqueum). Der Meer-Gott **Proteus**, der ſich bald in Feuer, bald in einen Baum, bald in Waſſer, bald in ein Thier verwandelt, war das Sinnbild von ſeinem Lehrgebäude. Eben dieſen **Proteus** erkannte **Heraklitus** in dem Elemente des Lichtes. An der Erde ſah er bloß einen Feuer-Ballen, in den Zuſtand der Feuerbeſtändigkeit verſezzet. **Anaximenes** machte die Luft zu einem unbeſchränkten wirkenden Weſen; ihm war ſie der gemeinſchaftliche Vater aller Elemente. Die verdickte Luft machte nach ſeinem Syſteme die Gewäſſer, und die noch dickere Luft machte die Erde aus. Den verſchiednen Graden von Dichtigkeit der Lüfte hatten alle Weſen ihr Daſeyn zu danken. Diejenigen, die ſich nach den Zeiten dieſer erſten Philoſophen ſo, wie ſie, zu Baumeiſtern des Tempels der Welt aufwarfen, und an deſſen Bau arbeiteten, verfielen in eben dergleichen Irrthümer. **Deſcartes** iſt ein Beweis hiervon. Wenn man von Factis auf Facta fortſchreitet, gelangt man zu großen Entdeckungen. Der Erfahrung muß man nachgehen; aber niemals muß man ihr vorlaufen wollen.

Zu einem ſo langſamen, aber doch immer ſo ſichern Fortkommen 30) will ſich nur die Ungeduld, die dem menſchlichen Geiſt, und inſonderheit Männern von Genie ſo natürlich iſt, nicht bequemen; immer wollen ſie errathen, was ihnen einzig und allein die Erfahrung offenbaren kann. Sie vergeſſen, daß die Entdeckung des Syſtems der Welt auf der Erkenntniß eines erſten Facti beruht, aus dem ſich alle Facta der Natur herleiten ließen; und daß man einzig und allein durch das Ungefähr, durch die Auflöſung und durch die Beobachtung, zu dieſem erſten Facto oder allgemeinen Principio gelangen kann.

Ehe wir anfangen können, den Tempel des Weltgebäudes aufzuführen, müſſen wir vorher noch, GOtt weis wie viel Materialien zum Bau, aus den Fundgruben der Erfahrung herholen. Es iſt Zeit, daß ſich die Philoſophen mit ganzem Fleiß an dieſe Arbeit machen; Glück genug für ſie, wenn ſie von Zeit zu Zeit, da und dort, einige Theile des ausgedachten Gebäudes aufbauen. Es iſt Zeit, daß ſie unermüdetere Schüler der Erfahrung werden, und dadurch lernen, daß man ohne ſie im Lande der Chimären herum irre, wo die Menſchen zu allen Zeiten ſo ziemlich einerley Phantomen wahrgenommen, und jedesmal Irrthümer aufgeleſen haben, aus deren Aehnlichkeit nicht nur die einförmige Art, wie die Menſchen aller Weltgegenden einerley Gegenſtände mit einander vergleichen, ſondern auch die gleichgute Anlage, die ſie zum Verſtande haben, erhellt.

Reli-

30) Ich verwerfe den Geiſt des Syſtemes ſo wenig, daß ich ihn vielmehr an großen Männern bewundre. Zweifelsohne haben wir unzähliche Entdeckungen bloß der vielen Mühe zu danken, die man angewendet hat, dergleichen Syſteme zu vertheidigen oder ſie umzuſtoßen.

Man ſuche alſo doch, wenn es möglich iſt, alle phyſiſchen Erſcheinungen in der Natur aus einem einzigen Principium zu erklären; jedoch ſey man dabey wider dergleichen Principien beſtändig auf ſeiner Hut, und betrachte ſie ſchlechtweg bloß als einen von den Schlüſſeln, die man einen nach dem andern in der Hoffnung probiren kann, daß man endlich doch denjenigen finden werde, der das Heiligthum der Natur aufſchließen muß. Inſonderheit menge

Religions-Mährchen.

Dieſe Claſſe von Mährchen iſt nicht ſo beluſtigend, wie die erſte, und nicht ſo ſinnreich, wie die andre; unterdeſſen aber wird ſie weit mehr verehret, als beide; ſie hat die Nationen wider einander in Harniſch gejagt, hat Menſchenblut fließen gemacht, und in der ganzen Welt Verwüſtung angerichtet. Unter dem Namen von Religions-Mährchen faſſe ich überhaupt alle falſche Religionen zuſammen. Sie haben auch von je her immer die größte Aehnlichkeit unter einander gehabt.

Unter den verſchiedentlichen Urſachen, denen man die Erfindung derſelben beymeſſen kann 31), will ich die Begierde nach der Unſterblichkeit als die erſte und vornehmſte namhaft machen. Der Beweis, daß GOtt der Urheber des Geſetzes der Juden ſey, iſt, (wenn wir einem **Warburton** und einigen andern Gelehrten Glauben beymeſſen,) daß im moſaiſchen Geſetze, (ſagen ſie,) weder von Strafen, noch von Belohnungen in einem andern Leben, noch auch folglich von der Unſterblichkeit der Seele jemals die Frage iſt. Wäre nun aber, fahren ſie fort, die jüdiſche Religion ein Werk von menſchlicher Stiftung; ſo hätten die Menſchen aus der Seele doch wohl ein unſterbliches Weſen gemacht; ein mächtiges und angelegentliches Intereſſe hätte ſie bewogen, dieſelbe dafür zu halten 32); und dieſes Intereſſe iſt ihr Abſcheu vor dem Tod und der Vernichtung. Dieſer Abſcheu wäre, auch ohne den Beytritt der Offenbarung, hinlänglich geweſen, ſie

ge man nicht Mährchen und Lehrgebäude zuſammen; die letztern wollen auf eine große Anzahl von Factis gebaut ſeyn. Sie ſind die einzigen, die man in den öffentlichen Schulen lehren kann; nur muß man nicht die Wahrheit derſelben noch hundert Jahr hinter drein behaupten, nachdem die Erfahrung ihren Ungrund dargethan hat.

31) Warum hat es zu allen Zeiten, fragte jemand einen gewiſſen Cardinal, Pfaffen, Religionen und Hexenmeiſter gegeben? Weil es zu allen Zeiten, war ſeine Antwort, Bienen und Hummeln, arbeitſame und träge Menſchen, Dummköpfe und Betrüger gegeben hat.

32) Ich will eben nicht unterſuchen, ob es dem Intereſſe des Publicums gemäß iſt, die Lehre von

auf die Erfindung dieſer Lehre zu bringen. Der Menſch will unſterblich ſeyn; und er würde ſich dafür halten, wenn ihm nicht die Auflöſung aller Körper, von denen er umgeben iſt, mit jedem Augenblicke die Wahrheit des Gegentheiles predigte. Dieſe Wahrheit muß er freylich wohl gelten laſſen; aber darum ſehnt er ſich doch nichts deſto weniger nach der Unſterblichkeit. Der Keſſel, worinnen Aeſon wieder verjünget wurde, beweiſt, wie alt dieſe Sehnſucht ſchon iſt. Wollte man ſie auf immer fortpflanzen; ſo mußte man ſie wenigſtens auf einige Wahrſcheinlichkeit gründen. Zu dem Ende bildete man die Seele aus einer äußerſt zarten Materie; ja, man machte ſie zu einem unzerſtörbaren Atomus, der die Auflöſung der andern Theile überlebte, kurz zur Lebens-Quelle.

Dieſes Weſen unter dem Namen Seele *), ſollte nach dem Ableben des Menſchen alle die Neigungen behalten, denen die Seele während ihrer Vereinigung mit dem Leib unterworfen geweſen wäre. Nachdem dieſes Lehrgebäude einmal ausgedacht war, zweifelte man an der Unſterblichkeit ſeiner Seele um ſo viel weniger, weil dieſem Glauben weder Erfahrung, noch Beobachtung widerſprechen konnte; denn einem unmerklichen Atomus konnte weder dieſe, noch jene beykommen. Ihr Daſeyn war freylich eben nicht erwieſen; aber was hat man Beweiſe vonnöthen, um zu glauben, was man wünſcht? Und welche Demonſtration iſt jemals einleuchtend genug, uns von dem Ungrund einer Meynung, die uns lieb iſt, zu überführen? Es iſt wahr, man mochte gehen, wohin man wollte, man traf nirgends Seelen an; und um doch von dieſem Umſtande Grund anzugeben, meynten die Menſchen, nachdem ſie einmal die Seelen erſchaffen hätten, müßten ſie auch das Land ihrer Behauſung erſchaffen. Hierzu machte nun jede Nation, und ſo gar jeder Privat-Mann, ſeinen

von der Unſterblichkeit der Seele anzunehmen; ſondern nur anmerken, daß dieſe Lehre, politiſch betrachtet, nicht zu allen Zeiten für nützlich gehalten worden iſt. Sie nahm ihren Anfang in Plato'ns Schule; und Ptolemäus Philadelphus, König in Aegypten, hielt ſie für ſo gefährlich, daß er bey

ſeinen eignen Entwurf, ſo wie ſelbigen einem jeden ſeine Neigungen, und die beſondre Beſchaffenheit ſeiner Bedürfniſſe eingaben. Die wilden Völker verſetzten dieſe Behauſung bald in einen weitläuftigen, mit Wildpret angefüllten, und von fiſchreichen Bächen gewäſſerten Wald; bald verlegten ſie dieſelbe in eine freye, ebne, mit Viehweiden reichlich verſehene Landſchaft, in deren Mitte ſich eine Erdbeere erhob, die ſo groß war, wie ein Berg, und von der man Stücke nach Belieben zur Nahrung für ſich und ſeine Familie abbrechen konnte.

Die Völker, die dem Bedürfniſſe des Hungers weniger unterworfen, und überdieß zahlreicher und beſſer unterrichtet waren, trugen in dieſe Behauſung alles zuſammen, was die Natur Anmüthiges hat, und gaben ihr den Namen **Elyſium** oder **Elyſäiſche Gefilde.** Die geizigen Völker formten ſelbige nach den Gärten der Heſperiden, und bauten darinnen lauter Pflanzen, deren goldner Stamm diamantene Früchte trug. Wollüſtigere Nationen ließen darinnen Zukkerbäume wachſen, und Ströme von Milch fließen; endlich bevölkerten ſie ſelbige auch mit Houris. Solchergeſtalt verſah jedwedes Volk das Land der Seelen mit dem, was auf Erden den Gegenſtand ſeiner Begierden ausmachte. Da die Einbildungskraft ihre Richtung von den verſchiedentlichen Bedürfniſſen und Neigungen bekam; ſo wirkte ſie überall auf einerley Weiſe, und war folglich bey Erfindung der falſchen Religionen nicht ſonderlich verſchieden.

Wenn wir dem Präſidenten **von Broſſe** (in ſeiner vortrefflichen **Geſchichte des Fetiſchiſmus, oder der gottesdienſtlichen Verehrung, die man irdiſchen**

bey Lebensſtrafe verbot, ſie in ſeinen Staaten zu lehren.

*) Die Wilden ſprechen keinem Dinge die Seele ab, es mag auch Namen haben, wie es immer will. Sie legen ihren Flinten, ihren Keſſeln, ihrem Tabak Seelen bey. Man ſehe den Pater Hennepin, S. 94. ſeines Voyage de la Louiſiane nach.

Dingen geleiſtet hat *), Glauben beymeſſen wollen; ſo war der Fetiſchiſmus nicht allein die erſte unter den verſchiednen Religionen; ſondern es war ſo gar der Götzendienſt der Fetiſchen, der noch bis auf heutigen Tage faſt in ganz Afrika, und beſonders in Nigritien beybehalten wird, vor alten Zeiten der allgemeine **), durchgängig eingeführte Gottesdienſt. Es iſt bekannt, ſetzt er hinzu, daß Griechenland in den Betylen, einer Art Steinen, die Venus Urania, und im Hayne bey Dodona die Eichen anbetete. Es iſt ebenfalls bekannt, daß die zu Gottheiten erhobnen Hunde, Katzen, Crocodille, Schlangen, Elephanten, Löwen, Adler, Fliegen, Affen u. ſ. w. nicht allein in Aegypten, ſondern auch in Syrien, in Phönicien, und beynah in ganz Aſien, ihre Altäre hatten. Nicht weniger bekannt iſt endlich, daß die Landſeen, die Bäume, das Meer und die unförmlichen Felſen gleichfalls Gegenſtände der Anbetung europäiſcher und amerikaniſcher Völker waren. Nun beweiſt aber dergleichen Einförmigkeit in den erſten Religionen eine deſto größre Gleichförmigkeit in dem Verſtande der verſchiednen Menſchen, da wir immer noch eben dergleichen Einförmigkeit wiederum bey Religionen antreffen, die entweder viel neuer, oder doch weniger plump ſind. Von dieſer Art war die Religion der Celten. Wir finden den Mithras der Perſer wiederum in dem Gotte Thor; den Arimanius in dem Wolfe Feuris; den Apollo der Griechen im Balder; die Venus in der Freya, und die Parcen in den drey Schweſtern, Urda, Verandi und Skulda. Dieſe drey Schweſtern ſitzen bey der Quelle eines Springbrunnens, deſſen Gewäſſer eine von den Wurzeln des berühmten Eſchenbaumes, Namens Ydraſil, netzen, deſſen Laub die Erde überſchattet, und deſſen über die Himmel erhobner Wipfel ihre Decke ausmacht.

Die

*) Hiſtoire du Fétichiſme, ou du culte rendu aux objets terreſtres.

**) Wenn katholiſch ſo viel ſagen will, als allgemein; ſo maaßt ſich das Pabſtthum dieſes Titels

Die falſchen Religionen ſind demnach faſt überall die nämlichen geweſen. Woher rührt nun dieſe Einförmigkeit? Daher, daß die Menſchen immer ſo ziemlich von einerley Intereſſe angeſpornt wurden; daß ſie ſo ziemlich einerley Gegenſtände unter einander zu vergleichen, und hierzu einerley Werkzeug hatten; ich meyne einerley Verſtand, womit ſie die Vergleichung anſtellten; deßwegen haben ſie nothwendiger Weiſe auf einerley Reſultate kommen müſſen: nämlich, weil ſie überhaupt alle hochmüthig ſind, und weil ſie alle ohne die geringſte beſondre Offenbarung, und folglich ohne Beweis, den Menſchen für den einzigen Liebling des Himmels, und für den hauptſächlichen Gegenſtand der Fürſorge deſſelben anſehen. Könnte man nicht zuweilen, wie ein gewiſſer Mönch, bey ſich ſelbſt denken und ſagen:

Qu' eſt-ce qu'un Capucin devant une Planete?
(Was iſt ein Capuciner gegen einen Irrſtern?)

Muß man denn, um die hochmüthigen Anſprüche des Menſchen auf Facta zu gründen, eben annehmen, (wie in gewiſſen Religionen geſchieht,) daß die Gottheit vor Zeiten den Himmel verlaſſen habe, und unter der Geſtalt eines Fiſches, einer Schlange, eines Menſchen, auf Erden ausgegangen ſey, um auf gut Glück mit den Sterblichen Umgang zu pflegen? Muß man denn zum Beweiſe, was für groſſen Antheil der Himmel an den Bewohnern der Erde nehme, eben Bücher ausbreiten, worinnen, nach dem Vorgeben einiger Leute-Betrüger, alle Gebote und Pflichten, die GOtt dem Menſchen vorſchreibt, enthalten ſeyn ſollen?

Ein ſolches Buch, das im Himmel abgefaßt ſeyn ſollte, wurde, (wenn man den Muſelmännern hierinnen Glauben beymeſſen will,) vom Engel **Gabriel** auf Erden gebracht, und durch dieſen Engel dem **Mohammed** zugeſtellt. Sein

Titels mit Unrecht an. Die Religion des Fetiſchiſmus, und die Religion der Heiden ſind die einzigen wirklich katholiſchen Religionen geweſen.

Name iſt der Koran. Schlägt man aber dieſes Buch auf, ſo läßt es ſich auf tauſenderley Arten auslegen; es iſt dunkel, unverſtändlich; und die menſchliche Verblendung geht doch ſo weit, daß man noch immer ein Werk als göttlich verehrt, worinnen GOtt unter der Geſtalt eines Tyrannen geſchildert wird; worinnen dieſer GOtt unaufhörlich nichts anders zu thun hat, als ſeine Sklaven zu beſtrafen, weil ſie das Unbegreifliche nicht begriffen haben; kurz, worinnen dieſer GOtt, der Erfinder von Redensarten, die ohne die umſtändliche Auslegung eines Imans nicht zu verſtehen ſind, eigentlich bloß ein dummer Geſetzgeber iſt, deſſen Geſetze allemal erſt weitläuftiger Erklärungen bedürfen. Wie lange werden wohl noch die Muſelmänner ſo viel Ehrfurcht gegen ein Werk heegen, das ſo voller Albernheiten und Gotteslåſterungen iſt?

Wenn übrigens die Metaphyſik der irrigen Religionen, wenn die Streiferey manches Verſtandes in das Land der Seelen, und die Entdeckungen in den Reichen der Geiſter überall einerley geweſen ſind; ſo wollen wir nunmehr ferner unterſuchen, ob nicht die Betrügereyen 33), die der Prieſter-Stand zur Unterſtützung dieſer falſchen Religionen geſpielt hat, vielleicht in allen Ländern die nämlichen Aehnlichkeiten mit einander beybehalten haben?

Ein

33) Es iſt bekannt, daß ſich die alten Druiden von eben der Denkungsart beherrſchen ließen, von der ſich der papiſtiſche Pfaffe noch itzt beherrſchen läßt; daß ſie, ſchon vor den Zeiten des letztern, den Bann erdacht hatten; daß ſie ſo gut, wie er, über die Völker und über die Könige herrſchen wollten; ja, daß ſie ſo gut, wie die Inquiſitoren, vorgaben, ſie hätten das Recht über Leben und Tod

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Betrügereyen der Diener falſcher Religionen.

In allen Ländern haben nicht nur die nämlichen Bewegungsgründe das Intereſſe, ſondern auch die nämlichen, mit einander zu vergleichenden Facta dem Prieſter-Stande die nämlichen Mittel an die Hand gegeben, den Völkern ein Blendwerk zu machen; und die Pfaffen haben auch in allen Ländern dieſe Mittel zu nutzen gewußt *).

Ein Privat-Mann kann in ſeinen Begierden mäßig, und mit dem, was er hat, zufrieden ſeyn; aber ein ganzer Stand, eine große, weit ausgebreitete Geſellſchaft iſt allemal ehrſüchtig. Es kann zwar ſeyn, daß Eine ſolche Geſellſchaft mit mehrerer Hitze, als die andre, nach der Vergrößerung ihrer Macht und ihres Reichthumes trachtet; aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſich dergleichen Vergrößerung alleſammt, und zwar unermüdet angelegen ſeyn laſſen. Das Verlangen der Geiſtlichkeit iſt zu allen Zeiten dahin gegangen, daß ſie mächtig und reich werden wollte. Und durch welches Mittel iſt es ihr gelungen, dieſes Verlangen zu befriedigen? Durch den Handel mit Furcht und Hoffnung. Die Pfaffen, die mit dieſer Art Waare als Negocianten im Ganzen handelten, ſahen wohl ein, daß der Debit derſelben ſicher und einträglich wäre; wenn ſich der Hauſirer, der die Hoffnung zum großen Loos auf den Gaſſen verkauft, und der Marktſchreyer, der auf ſeiner breternen Bühne Hoffnung zur Geneſung und Geſundheit feil bietet, davon nähren können, würden ſich der

Bonze

Tod bey allen den Völkern, unter denen ſie ſich niederließen.

*) In Indien legen die Pfaffen ausgelöſchten Feuerbränden, die ſie ſehr theuer verkaufen, gewiſſe Tugenden, und beſonders gewiſſe Ablaß-Kräfte bey. Auf eben die Art verkaufte der Jeſuit, Pater Peepe, in Rom kleine Gebete an die heilige Jungfrau; er gab ſie auch den Hühnern zu verſchlucken, und verſicherte dabey, die Hühner legten deſto fleißiger Eyer.

Bonze und der Talapoyn, ſo bald ſie in ihren Tempeln Furcht vor der Hölle, und Hoffnung zum Paradieſe verkaufen wollten, davon ebenfalls ernähren können; und wenn der Marktſchreyer zu Vermögen käme, da er doch nur mit einer von dieſen beiden Arten Waaren, nämlich mit Hoffnung, handelte, würden es die Pfaffen noch höher bringen können, ſo bald ſie obendrein auch Furcht verkauften. Der Menſch, dachten ſie in ihrem Herzen, iſt furchtſam; folglich wird bey dieſer letztern Waare das meiſte zu verdienen ſeyn. Aber wem ſollte man nun Furcht verkaufen? Den Sündern. Und wem ſollte man Hoffnung verkaufen? Den Bußfertigen. Ueberzeuget von dieſer Wahrheit, ſah die Prieſterſchaft wohl ein, daß zu einer großen Menge Käufer eine große Menge Sünder erfodert würde; und wenn die Geſchenke der Kranken den Arzt reich machten, würden die Opfer und Büßungen künftighin die Pfaffen reich machen; und ſo wie jene viel Patienten haben mußten, hätten dieſe viel Sünder nöthig. Der Sünder wird allemal Sklave des Pfaffen. Die Vervielfältigung der Sünden befördert ganz ungemein den Abſatz der Ablaß-Briefe, der Meſſen u. d. gl. ſie vergrößert die Macht und den Reichthum der Geiſtlichkeit. Hätten aber die Pfaffen weiter nichts unter die Sünden rechnen wollen, als ſolche Handlungen, die der Geſellſchaft wirklich Schaden thun; ſo hätte

34) Ich bin einſtmals bey den Vorſtellungen, welche die Geiſtlichkeit bey einer deutſchen Hofſtatt ihrem Fürſten that, zugegen geweſen. Damals befand ich mich in dem Beſitze des wunderbaren Ringes, der die Kraft hat, zu machen, daß die Leute ſagen und ſchreiben, nicht was ſie wollen, daß es die Andern hören und leſen ſollen, ſondern was ſie wirklich denken. Ohne die Kraft meines Wunder-Ringes würde ich zweifelsohne die folgende Rede nimmermehr weder zu hören, noch zu leſen bekommen haben.

Indem die Geiſtlichkeit den Fürſten zu überzeugen dachte, daß die Religion in ſeinen Staaten verlohren wäre, daß in denſelben Ausſchweifung und Gottloſigkeit mit frecher Stirne ihr Haupt emporhüben, daß die heiligen Tage darinnen durch das Arbeiten entweihet würden, daß die Freyheit der Preſſe die Grundſäulen des Throns und der Altäre erſchütterte, und dem zu Folge die Biſchöffe dem

hätte es mit der prieſterlichen Macht wenig zu bedeuten gehabt; ſie hätte ſich alsdann nicht weiter erſtrecket, als über eine gewiſſe Anzahl Böſewichter und Schelme. Nun wollte die Geiſtlichkeit aber ihre Macht ſo gar an den tugendhaften Menſchen brauchen. Zu dem Ende mußte ſie Sünden erdenken, die von rechtſchaffnen Leuten auch begangen werden könnten. Deßwegen verordneten die Pfaffen, daß die allergeringſten Freyheiten, die zwiſchen ledigen Mädchen und Jünglingen vorfielen, ja daß ſchon die Begierden allein für Sünde geachtet werden ſollten. Ueberdieß ſtifteten ſie eine Menge abergläubiſche Gebräuche und Cärimonien, und trafen die Verfügung, daß ſich alle Bürger denſelben unterwerfen mußten; daß die Verabſäumung dieſer Gebräuche als das größte Verbrechen angeſehen, und die Verletzung des Ritual-Geſezzes, wo möglich, wie bey den Juden, härter beſtrafet werden ſollte, als die abſcheulichſten Schandthaten.

Dieſe Gebräuche und Cärimonien waren zwar bey den verſchiedentlichen Nationen bald mehr, bald weniger zahlreich, aber doch überall ſo ziemlich die nämlichen; überall wurden ſie für heilig erkläret, und dadurch ſetzte ſich die Prieſterſchaft in den ſicherſten Beſitz der größten Gewalt über die verſchiedentlichen Stände im Staat 34).

Indeſſen

dem regierenden Herrn aufs dringendſte einbänden, die Geſetze wider die Freyheit im Denken zu bewaffnen, der Kirche ſich anzunehmen, und die Feinde derſelben auszurotten; ſo lauteten die Worte, die ich in dieſer Anrede zu hören und zu verſtehen glaubte, folgender Maaßen:

„Ihre Geiſtlichkeit, Allergnädigſter Herr, iſt zwar reich und „mächtig; aber ſie möchte gern „noch reicher, und noch mächtiger „ſeyn. Sie weint, nicht über „das Verderben der Sitten und „den Untergang der Religion; „ſondern über den Verluſt ihres „Anſehens. Sie möchte gern das „größte Anſehen haben; aber Ihre Völker heegen gar keine Ehrfurcht gegen die Prieſterſchaft. „Wir erklären ſie demnach für „gottloſe Völker; und Sie fodern „wir auf, die Gottſeligkeit der„ſelben wieder zu erwecken, und „zu dem Ende Ihrer Geiſtlichkeit „mehr Gewalt über ſie zu ertheilen. Der Augenblick, den wir

„erwäh-

Indeſſen fanden ſich unter den Pfaffen der verſchiednen Nationen einige, die noch ſchlauer, als die andern, waren, und

„erwählet haben, als Ankläger „Ihrer Völker vor Ihnen zu er„ſcheinen, und Sie wider ſelbige „zum Unwillen zu reizen, iſt viel„leicht eben nicht der vortheilhaf„teſte; niemals ſind Ihre Solda„ten ſo beherzt, Ihre Künſtler „und Handwerksleute fleißiger „und arbeitſamer, Ihre Bürger „aufrichtigere Freunde des gemei„nen Beſten, und folglich tugend„haftere Menſchen geweſen, als „eben itzt. Ohne Zweifel werden „Ihnen auch gewiſſe Leute vorſa„gen, die Völker, die der Geiſt„lichkeit am unmittelbarſten un„terworfen ſind, die Römer neue„rer Zeiten, beſäßen weder die „vormalige Tapferkeit, noch die „vormalige Liebe zum Vaterlande, „noch auch folglich ihre alte Tu„gend mehr. Eben dieſe Leute „werden Ihnen vielleicht ferner „vorſchwatzen, Spanien und Por„tugall, wo die Geiſtlichkeit ſo „gebieteriſch herrſcht, wären durch „Unwiſſenheit, Trägheit und „Aberglauben zu Grunde gerich„tet; und kurz, unter allen Völ„kern wären eben die aufgeklär„ten Völker, denen die katholiſche „Kirche immer und ewig den „Namen gottloſer Völker beyle„gen wird, gerade diejenigen, die „durchgängig geſchätzt und in Eh„ren gehalten würden.

„Vor allen dergleichen Vorſtel„lungen, allergnädigſter Herr, laſ„ſen Sie nur jederzeit Ihre Oh„ren verſchloſſen ſeyn. Treten „Sie vielmehr Ihrer Geiſtlichkeit „bey; helfen Sie ihr die Finſter„niß in Ihrem Reich ausbreiten, „und laſſen Sie es Sich geſagt „ſeyn, daß ein kluges und reiches „Volk, das keinen Aberglauben „heegen will, in den Augen des „Prieſters ein ungeſittetes Volk „iſt. Und in Wahrheit, ſind wohl„habende und arbeitſame Bür„ger wohl die Leute, die, zum „Exempel, die Tugend der Ent„haltſamkeit ſo pünctlich in Eh„ren halten werden, wie ſie es „verdient?

„Es geht zwar in dieſem Stük„ke, werden manche ſagen, zu „unſern Zeiten eben ſo her, wie „es in den vorigen gegangen iſt. „Carl der Große, der wegen ſei„ner Freygebigkeit gegen die Prie„ſterſchaft zum Heiligen erhoben „iſt, hatte das Frauenzimmer eben „ſo lieb, wie Franz der Erſte und „Heinrich der Achte. Hein„rich der Dritte, König von „Frankreich, hatte ſeinen beſon„dern Geſchmack, der ſo anſtän„dig nicht einmal war. Hein„rich der Vierte, Eliſabeth, „Ludwig der Vierzehnte, die „Königinn Anna liebkoſten ihren „Maitreſſen oder ihren Liebha„bern mit eben der Hand, mit der „ſie ihre Feinde zu Boden warfen. „Man wird auch wohl überdieß „ſagen, es hätten die Mönche ſel„ber faſt zu allen Zeiten die ver„botnen

und die von dem Bürger nicht allein die Beobachtung gewiſ-ſer Gebräuche, ſondern auch den Glauben an gewiſſe Lehren foder-

„botnen Luſtbarkeiten heimlich ge-„noſſen; und ſo lange man die „phyſiſche Leibes-Conſtitution der „Bürger nicht änderte, würde es „überaus ſchwer halten, ſie dem „verdammungswürdigen Hange, „der ſie zum Frauenzimmer ver-„leitet, zu entreißen. Unterdeſ-„ſen giebt es ein Mittel, ſie da-„von abwendig zu machen; und „das iſt, wenn man ſie arm macht. „Aus geſunden und gut genähr-„ten Körpern kann man den Sa-„tan der Fleiſchesluſt nicht aus-„treiben; man ſetzt es nicht durch, „ohne durch Faſten und Beten.

„Eure Majeſtät erlaube uns „alſo nach dem Beyſpiel einiger „von Ihren Nachbarn, Ihren „Unterthanen alles Ueberflüßige „abzunehmen, den Zehndten von „ihren Ländereyen zu heben, ihre „Güter zu berauben, und ſie bis „auf die allerſtrengſte Nothdurft „herunterzubringen. Wenn Sich „Allerhöchſtdieſelben von dieſen „gottſeligen Vorſtellungen rüh-„ren, und unſre Bitte allergnädig-„ſte Erhörung finden laſſen; wie „viel Segenswünſche werden Sie „nicht dadurch auf Dero geheilig-„tes Haupt häufen! Für eine ſo „verdienſtliche That würde jeder „Lobſpruch zu klein ſeyn. Aber dür-„fen wir wohl zu ſolchen Zeiten, „wo das Verderben alle Gemü-„ther anſteckt und die Gottloſig-„keit alle Herzen verhärtet; dür-„fen wir zu ſolchen Zeiten wohl „hoffen, daß Eure Majeſtät ei-„nen ſo heilſamen Rath anneh-„men, und ein ſo leichtes Mittel, „die Enthaltſamkeit ihrer Unter-„thanen zuverläßig zu bewirken, „ergreifen werden?

„Was die Entweihung der hei-„ligen Tage anlangt, ſo werden „unſre Vorſtellungen ebenfalls „ungereimt herauskommen. Der „Menſch, der an Sonn- und Feſt-„Tagen arbeitet, betrinkt ſich „nicht; er läuft dem Weibsvolke „nicht nach; er thut Niemanden „Schaden; er dient ſeinem Land; „er vermehrt das gute Auskom-„men ſeiner Familie, und vergrös-„ſert den Handel ſeiner Nation.

„Wenn unter zwey gleich mäch-„tigen und gleich zahlreichen Völ-„kern das eine, wie in Spanien, „hundert und dreyßig Tage vom „Jahre, und zuweilen noch den „Tag nach einem Feſt oben drein „feyert, das andre hingegen feyert „keinen von allen; ſo wird das „letztre von dieſen beiden Völkern „achtzig bis neunzig Arbeits-Tage „mehr haben, als das erſtre. Es „wird alſo die Waaren aus ſeinen „Manufacturen wohlfeiler liefern „können; ſeine Ländereyen wer-„den beſſer angebaut, ſeine Aernd-„ten werden ergiebiger ſeyn. Es „wird das Gleichgewicht im Han-„del auf die Seite ſeines Landes „neigen; und eben dieſes letztre „Volk, weil es reicher und mäch-„tiger iſt, als das erſtre, wird

„dieſem

foderten. Die Anzahl dieſer Lehren wurde nach und nach vermehret, und ſo mit nahm auch die Anzahl der Ungläubigen

„dieſem mit der Zeit Geſetze vorſchreiben können. Das National-Intereſſe hat nicht das mindeſte mit dem Intereſſe der Geiſtlichkeit gemein. Da dem Prieſter einzig und allein ſeine „Herrſchſucht am Herzen liegt; „was kann ſeine Abſicht weiter „ſeyn, als den Verſtand der Regenten zu ſchwächen, und bey ihnen, „wo möglich, ſelbſt das Licht der geſunden Vernunft auszulöſchen? „Wird ein Volk von ſolchen Fürſten beherrſchet, ſo wird es über „kurz oder lang einem reichern, „aufgeklärtern und nicht ſo abergläubiſchen Nachbar zur Beute. „Wo daher die katholiſche Geiſtlichkeit groß und angeſehen iſt, „da richtet ſie auch jederzeit die „Größe und das Anſehen des „Staats zu Grunde. Eifern die „Prieſter wider die Entheiligung „der Feſt-Tage; ſo verſtehe man „nur ihre Meynung nicht unrecht: „es iſt nicht Liebe zu GOtt, ſondern Liebe zu ihrer eignen Gewalt, was ihnen dieſen Eifer eingiebt. In dieſem Stücke lehrt „ſie die Erfahrung, je weniger „ein Menſch die Tempel beſucht, „deſto weniger Ehrfurcht hat er „für die Diener der Tempel; und „deſto weniger Gewalt haben auch „mithin dieſe Diener über ihn. „Wenn nun aber Macht zu haben, die vornehmſte Leidenſchaft „des Prieſters iſt; ſo liegt ihm wenig daran, daß der Feſt-Tag dem „Handwerksmanne zum Sauf-Tage dient; daß der gemeine „Mann, ſo bald er aus dem Tempel kömmt, nach den Mädchen „und in die Schenken läuft; und „daß, mit einem Worte, die Nach-Veſpern ſo ärgerlich ausfallen? „Je mehr Sünden, deſto mehr „Büßungen, deſto mehr Opfer; „deſto mehr Reichthum und Macht „erwirbt ſich die Prieſterſchaft. „Was erfodert das Intereſſe der „Kirche? die Laſter zu vervielfältigen. Und was fodert die Kirche von den Menſchen? daß ſie „dumm, und Sünder ſeyn ſollen. „Darinnen beſteht es, Allergnädigſter Herr, was uns die Gottloſen vorwerfen. Was die Freyheit der Preſſe anlangt, wenn „ſich dawider ihre Geiſtlichkeit mit „ſo gewaltſamer Hitze auflehnt, „wenn ſie nicht müde wird, Ihnen unaufhörlich vorzuſagen, es „untergrabe dieſelbe den Grund „des Glaubens, und mache die „Religion lächerlich; ſo glauben „Sie ihr hierinnen nur nicht aufs „Wort.

„Denken Sie ja nicht, daß die „Geiſtlichkeit nicht eben ſo gut, „wie der gründliche und ſinnreiche Verfaſſer des Engliſchen „Grüblers (l'Inveſtigator Anglois,) einſehen ſollte, die Wahrheit widerſtehe der Probe des „Gelächters, das Gelächter thue „ihr keinen Abbruch, und Gelächter ſey eben der Probir-Stein

„der

gen und der Kätzer zu *). Was verlangte die Geiſtlichkeit ferner? Daß die Kätzerey an ihnen mit der Einziehung des Vermö-

„der Wahrheit. Ueber eine De„monſtration ein Gelächter aufſchlagen, heißt, Marmor mit „Drecke werfen; auf eine kleine „Weile macht der Dreck einen „Flecken, und wird dann trocken; „darauf regnet es, der Regen „wäſcht den Dreck ab, und der „Flecken iſt verſchwunden. Ge„ſtehen, daß eine Religion das „Gelächter nicht aushalten könne, „würde eben ſo viel ſeyn, als den „Ungrund derſelben einräumen. „Sagt aber die katholiſche Kirche „nicht noch immer, die Pforten „der Hölle ſollen ſie nie überwäl„tigen? Ey freylich; aber die „Prieſter machen nicht die Reli„gion aus. Das Gelächter kann „vielleicht ihr Anſehen verringern, „und vielleicht ihrer Ehrſucht ei„nen Zaum anlegen. Sie wer„den alſo immer und ewig wider „die Freyheit der Preſſe ſchreyen, „und Eurer Majeſtät anliegen, „daß Sie Ihren Unterthanen die „Freyheit, zu ſchreiben und zu „denken, unterſagen, daß Sie „dieſelben in dieſem Stücke der „Vorrechte des Menſchen berau„ben, und mit einem Wort einem „jeden, der Ihnen Licht geben „könnte, das Maul ſtopfen ſollen.

„Sollten Ihnen etwan alle „dieſe Foderungen unbeſcheiden „dünken; ſollte Ihnen das Glück „Ihrer Völker mehr am Herzen „liegen; und wollten Sie, aller„gnädigſter Herr, lieber nur über „aufgeklärte Bürger herrſchen; „ſo laſſen Sie Sich hiermit ge„ſagt ſeyn, daß Ihnen eben das „Verhalten, wodurch Sie Sich „Ihren Unterthanen lieb und „werth, und bey den Ausländern „ehrwürdig machen werden, von „Ihrer Geiſtlichkeit zum Verbre„chen angerechnet werden wird. „Scheuen Sie Sich vor der Rache „eines mächtigen Standes; und „damit Sie derſelben lieber vor„beugen, ſo übergeben Sie Ihr „Ihr Schwerdt: alsdann wird „ſich die Prieſterſchaft der Gott„ſeligkeit ihrer Völker verſichert „halten, wird wieder zu ihrem al„ten Anſehen über ſie gelangen, „wird ſelbiges von Tage zu Tage „weiter ausdehnen, und ſo bald „dieſes Anſehen feſten Grund ge„faßt hat, wird ſie ſich deſſen be„dienen können, Sie demſelben „ſelber unterwürfig zu machen.

„Wir verlangen um deſto begie„riger, daß Eure Majeſtät dieſes „allerunterthänigſte Anſuchen in „Erwägung ziehen, und uns über „unſer Geſuch in Gnaden privi„legiren möchten, weil uns dieſe „allerhöchſte Gnade von einer ge„heimen Unruhe befreyen wird, „die nicht ganz ohne Grund iſt. „Es können ſich Quäker in Ihren „Staaten niederlaſſen; ſie können „auf den Einfall gerathen, den „Städten, Flecken, Dörfern und „Hütten allen moraliſchen und Re„ligions-Unterricht, den die Leute

Vermögens kätzeriſcher Bürger beſtrafet werden ſollte; und durch dieſes Geſetz wurde der Reichthum der Kirche vermehret. Noch mehr, ſie verordnete, daß die Strafe der Ungläubigen der Tod ſeyn ſollte; und durch dieſes Geſetz wurde die Macht der Kirche vergrößert. So bald einmal die Pfaffen einen Sokrates zum Tode verurtheilet hatten, ſo zitterten von ſelbigem Augenblick an das Genie, die Tugend und die Könige ſelbſt vor der Prieſterſchaft. Zu Grundſäulen ihres Thrones machten ſie Schauder und paniſches Schrecken. Beide verbreiteten die Finſterniſſe der Unwiſſenheit über die Gemüther und den Verſtand der Menſchen, und wurden dadurch

„nöthig haben, umſonſt zu ertheilen. Ueberdieß kann auch eine „Finanz-Compagnie zuſammen „treten, die eben dieſen Unterricht „mit dem gehörigen Abſchlag zu „beſtellen übernimmt, und ſelbigen beſſer und wohlfeiler liefert. „Und wie können wir wiſſen, ob „nicht alsdann den Magiſtrats-„Perſonen die Luſt ankommen „möchte, unſre Schätze in Beſchlag zu nehmen, mit unſerm „Vermögen einen Theil der National-Schulden zu tilgen, und „dadurch ihre Nation vielleicht „zur furchtbarſten Nation in Europa zu machen? Nun liegt „uns, Allergnädigſter Herr, wenig daran, ob ihre Völker beglückt von innen ſind, und von „außen gefürchtet werden; aber „deſto mehr iſt uns daran gelegen, „daß die Prieſterſchaft reich und „mächtig ſey“.

Das iſt es, was mir die Vorſtellungen der Geiſtlichkeit, meinem Bedünken nach, zu enthalten ſchienen. Ich konnte nicht müde werden, meine Betrachtungen über die Schlauigkeit und Erfahrenheit anzuſtellen, mit der die Prieſter in allen Ländern von je her, im Namen des Himmels, Macht und Reichthum auf Erden gefodert hatten; ich bewunderte das Zutrauen, das ſie von je her in die Albernheit der Völker, und inſonderheit der Mächtigen geſetzt hatten. Was mich aber noch mehr in Erſtaunen ſetzte, war, (wenn ich an die Jahrhunderte der Unwiſſenheit zurückedachte,) zu ſehen, daß die meiſten Regenten in dieſem Stücke immer noch weiter gegangen waren, als die Geiſtlichkeit ſelber erwartete.

*) In Europa kann man ſagen, GOtt iſt im Himmel. Sagt man dieſes in der Bulgarey, ſo iſt es eine Kätzerey und Gottesläſterung.

35) Manche meynen, GOtt prägte uns gleich in dem Augenblicke, da wir gebohren würden, die Vorſchriften des Natur-Geſetzes in unſre Herzen. Das Gegen-

durch unbewegliche Stützen der hohenprieſterlichen Macht. Wenn der Menſch einmal gezwungen iſt, das Licht der Vernunft in ſich ſelbſt zu erſticken; alsdann lebt er ohne alle Erkenntniß von Recht und Unrecht, zieht bloß den Pfaffen zu Rath, und überläßt ſich deſſen Meynungen und Eingebungen.

Aber warum ſollte der Menſch nicht lieber vor allen Dingen das Geſetz der Natur zu Rathe ziehen? — Die falſchen Religionen gründen ſich ſelbſt auf ſelbiges, als auf eine gemeinſchaftliche Baſis. — Das gebe ich zu; allein das Geſetz der Natur iſt nichts anders, als die Vernunft ſelbſt 35). Wie kann man nun aber ſeiner Vernunft glauben,

gentheil hiervon aber beweiſt die Erfahrung. Soll GOtt als Urheber des Natur-Geſetzes betrachtet werden, ſo iſt er es freylich in ſo fern, in wie fern er der Urheber der phyſiſchen Empfindlichkeit, und in wie fern dieſe die Mutter der menſchlichen Vernunft iſt. Dieſe Art von Empfindlichkeit zwang die Menſchen damals, als ſie zuſammen in Geſellſchaft traten, wie ich bereits geſagt habe, Verabredungen und Geſetze unter einander zu machen; und die Sammlung dieſer Verabredungen und Geſetze macht das aus, was wir Natur-Geſetz nennen. War denn aber dieſes Geſetz bey den verſchiedentlichen Völkern überall das nämliche? Nichts weniger; ſondern es war immer bald mehr, bald weniger vollkommen, und zwar jedesmal nach Maaßgabe der Progreſſen, die der menſchliche Verſtand machte; je nachdem die Einſicht in dasjenige, was den Geſellſchaften zum Nutzen oder zum Schaden gereichte, mehr oder weniger ausgebreitet war; und dieſe Einſicht war bey allen Völkern die Frucht der Länge der Zeit, der Erfahrung und der Vernunft.

Müſſen denn die Theologen, wenn ſie uns überzeugen wollen, daß GOtt der unmittelbare Urheber des Natur-Geſetzes, und folglich aller Gerechtigkeit ſey; müſſen Sie denn darum gleich ſolche Leidenſchaften, wie Liebe oder Rachgier ſind, bey ihm annehmen? Müſſen ſie ihn uns als ein Weſen, das einer Prädilection oder parteyiſchen Zuneigung fähig wäre, mit einem Wort als eine Compoſition von Eigenſchaften abmalen, die nicht mit einander beſtehen können? Kann man an einem ſolchen Gotte wohl den Urheber der Gerechtigkeit erkennen? Hätten ſie ſich wohl gelüſten laſſen ſollen, auf dieſe Weiſe Dinge zuſammen zu reimen, die ſich durchaus nicht zuſammen reimen laſſen, und Wahrheit mit Irrthum unter einander zu mengen, ohne

ben, ſo bald man ſich von dem Gebrauche derſelben losgeſagt hat? Und wer kann auch überdieß die Vorſchriften des natürlichen Geſetzes unter dem geheimnißvollen Nebel, worein ſie die Prieſterſchaft hüllt, nur erkennen? Dieſes Geſetz, ſagt man, iſt ja der Grundſtoff aller Religionen. Das kann ſeyn; aber der Pfaffe hat auf dieſen Stoff ſo viel Geheimniſſe geſtickt, daß die Stickerey den Boden deſſelben völlig überdecket und unkenntlich gemacht hat. Wer die Geſchichtbücher lieſt, der ſieht bald, daß die Tugend der Völker nach Proportion immer mehr abnimmt, je mehr der Aberglaube bey ihnen zunimmt *). Wie iſt es nun möglich, einen Abergläubiſchen von ſeinen Pflichten zu belehren? Wird er wohl mitten in der Nacht des Irrthums und der Unwiſſenheit den Fußſteig der Gerechtigkeit erkennen? Ein Land, worinnen man weiter keine Männer von Einſicht findet, außer im Prieſter-Orden, iſt ein Land, worinnen ſich die Leute nimmermehr richtige und wahre Begriffe von der Tugend machen werden.

Das Intereſſe der Pfaffen erfodert nicht, daß der Bürger in ſeinen Geſchäfften rechtſchaffen zu Werke gehe, ſondern daß er nicht denke. **Das Menſchenkind**, ſagen ſie, **muß wenig wiſſen, und viel glauben** **). ——

Bisher habe ich die einförmigen Mittel abgeſchildert, durch welche die Pfaffen zu ihrer Macht gelangen; nunmehr wollen wir unterſuchen, ob nicht vielleicht die Mittel, wodurch

ohne inne zu werden, daß eine ſolche Vermiſchung unmöglich Statt findet? Es iſt Zeit, daß der Menſch anfange, die Ohren vor den theologiſchen Widerſprüchen zu verſchließen, und einzig und allein bloß den Lehrſätzen der Weltweisheit Gehör zu geben. Die Stunde iſt da, ſagt der heilige Paulus, aufzuſtehen vom Schlaf. Die Nacht der Unwiſſenheit iſt vergangen, der Tag der Erkenntniß aber herbeykommen. So laſſet uns ablegen die Werke der Finſterniß, und anlegen die Waffen des Lichts; und zu dem Ende laſſet uns den Menſchen ihre natürliche Freyheit, und den freyen Gebrauch ihrer Vernunft wiedergeben.

*) Aberglaube iſt auch bis auf heutigen Tag noch die Religion der weiſeſten Völker. Der Engländer geht nicht zur Beichte, und verehrt

durch ſie ſich bey derſelben behaupten, ebenfalls immer einerley ſind?

Zwey und zwanziges Kapitel.

Von der Gleichförmigkeit der Mittel, durch welche ſich die Diener falſcher Religionen bey ihrem Anſehen behaupten.

Bey jeder Religion iſt der erſte Zweck, den ſich die Pfaffen zum Ziele ſetzen, die Neubegierde einzuſchläfern, und von dem Auge der Unterſuchung jeden Lehrſatz zu entfernen, deſſen gar zu handgreifliche Ungereimtheit ſeiner Scharfſicht nicht würde entgehen können.

Wollten ſie nun hierinnen ihre Abſicht erreichen, ſo mußten ſie den menſchlichen Leidenſchaften ſchmeicheln; und ſollte die Verblendung der Menſchen immer und ewig fortgepflanzt werden; ſo mußten die Menſchen ſelber wünſchen, blind zu ſeyn, und es mußte ihnen viel daran liegen, daß ſie es wären. Nichts in der Welt iſt dem Bonzen leichter, als hierinnen ſeine Abſicht zu erreichen. Tugenden auszuüben, iſt viel mühſamer, als abergläubiſche Gebräuche zu beobachten. Es wird den Menſchen bey weitem nicht ſo ſchwer, ſich zu den Füßen der Altäre auf ihre Knie zu werfen, daſelbſt ein Opfer zu bringen, ſich im Ganges-Strome zu baden 36), und

verehrt auch die Heiligen nicht. Seine Andacht beſteht darinnen, daß er des Sonntags nicht arbeitet, und nicht laut und öffentlich ſingt. Wer am Sonntag auf der Geige ſpielen wollte, der würde als ein gottloſer Menſch angeſehen werden. Hingegen iſt und bleibt er ein guter Chriſt, wenn er gleich eben dieſen Tag im Wirthshauſe bey den Menſchern zubringt.

**) Nach dem Willen der Pfaffen muß GOtt jedem, nicht nach ſeinen Werken, ſondern nach ſeinem Glauben vergelten. —

36) Wie iſt es doch immer möglich geweſen, daß man faſt bey allen Völkern mit der Beobachtung einer Ritual-Cärimonie, des Abwaſchens u. d. gl. hat den Begriff der Heiligkeit verbinden können? Wie iſt es möglich, noch immer nicht zu wiſſen, daß einzig und allein diejenigen Menſchen, welche

und einmal Freytags Faſtenſpeiſe zu eſſen, als undankbaren Mitbürgern zu verzeihen, wie Camillus, Schätze mit Füſſen von ſich zu ſtoßen, wie Papirius, oder die Welt zu unterrichten, wie Sokrates. Ich muß alſo, ſagte der Bonze bey ſich ſelbſt, den menſchlichen Laſtern ſchmeicheln; dieſe Laſter ſollen meine Wohlthäter und Erhalter werden; ſtatt der Tugenden muß ich lieber Opfer und Büßungen einführen; und den Menſchen muß ich weiß machen, daß man die Seele, wenn ſie gleich durch die größten Verbrechen noch ſo ſchwarz geworden wäre, durch gewiſſe abergläubiſche Cärimonien wieder ſchneeweiß bleichen könne. Eine ſolche Lehre mußte freylich zur Vergrößerung des Reichthums und Anſehens der Bonzen nicht wenig beytragen. Sie ſahen auch wohl ein, wie wichtig der Nutzen war, der daraus fließen konnte; kurz, ſie predigten dieſe Lehre, und man hat ſie mit Freuden angenommen, weil die Pfaffen um ſo viel nachſichtsvoller in der Moral, und um ſo viel glimpflicher gegen die Verbrechen waren, je ſtrenger ſie ſich in ihrer Kirchenzucht bewieſen, und je pünctlicher ſie die Verletzung der Gebräuche beſtraften *).

Nunmehr wurden alle Tempel zur Freyſtatt für Schandthaten; der Unglaube einzig und allein fand keine Zuflucht darinnen. Da ſich nun aber in jedem Lande wenig Ungläubige, und deſto mehr böſe, laſterhafte Menſchen finden; ſo war mithin das Intereſſe des größten Haufens mit dem Intereſſe der Pfaffen einſtimmig.

Zwiſchen

welche in ihrer Gemüths- und Denkungsart glücklich ſind, ſtandhaft tugendhafte und menſchenliebende Bürger ſeyn können? Und im Ernſte, welches ſind denn unter den Andächtigen die ſchätzbarſten Menſchen? Diejenigen, die, voller Vertrauen auf GOtt, am wenigſten daran denken, daß eine Hölle iſt. Und welches ſind im Gegentheil unter eben dieſen Andächtigen die verhaßteſten und unmenſchlichſten Menſchen? Die Furchtſamen, Unruhigen und Unglücklichen, die beſtändig die Hölle offen unter ihren Füßen ſehen. Warum ſind die Betſchweſtern insgemein die Plage ihres ganzen Hauſes; warum ſchelten ſie unaufhörlich hinter ihren Bedienten her, und warum werden ſie von dieſen ſo gehaßt? Deßwegen, weil ihnen immer in den Haaren bange vor dem Teufel iſt; weil ſie ihn immer im Begriffe ſtehen

ſehen,

Zwiſchen den Wende-Cirkeln, ſagt ein gewiſſer Seefahrer, liegen ein Paar Inſeln einander gerade gegen über. In der erſten iſt ein Menſch kein ehrlicher Mann, wenn er nicht an eine gewiſſe Anzahl Ungereimtheiten glaubt, und wenn er nicht das peinlichſte Jucken aushalten kann, ohne ſich zu reiben. Der Name tugendhaft iſt daſelbſt hauptſächlich an die Geduld verknüpfet, womit man dieſes Jucken aushält. Auf der andern Inſel bürdet man den Einwohnern keinen Glauben auf; da kann man ſich kratzen, wo es einen juckt; ja, man kann ſich ſo gar kitzeln, um ſich zu lachen zu machen; aber man wird nicht als tugendhaft geprieſen, ſo lange man nichts gethan hat, das der Geſellſchaft Nutzen brächte.

Sollte denn nicht die Ungereimtheit der Religions- oder vielmehr Mönchs-Moral den Völkern einmal die Augen aufthun? Meine Antwort iſt: wenn ſich ein Pfaffe in einen Trauer-Anzug hüllt; wenn er eine ſtrenge Lebensart, eine dunkle Sprache annimmt; ſo täuſcht er das Volk mittelſt der Augen und Ohren. Ob übrigens die Worte **Sitten** und **Tugend** in ſeinem Munde Worte ſind, die keinen Sinn haben, darauf kömmt nicht viel an. Werden nur dieſe nämlichen Worte mit einem frommen, dumpfigen Ton, und von einem Menſchen ausgeſprochen, der in den Mantel der Bußfertigkeit gekleidet iſt; ſo werden ſie der menſchlichen Blödſinnigkeit allemal ein Blendwerk machen.

ſehen, ſie zu holen; und weil Furcht und Unglück die Menſchen grauſam machen. Wenn junge Leute gemeiniglich tugendhafter und menſchlicher ſind, als alte; ſo rührt dieſes davon her, weil ſie mehr Begierden haben; weil ſie geſünder ſind, und ſich eher glücklich fühlen. Die Natur handelte ganz weislich daran, ſagt ein Engländer, daß ſie das Leben des Menſchen auf achtzig bis hundert Jahr einſchränkte. Hätte der Himmel ſein hohes Alter verlängert; ſo wäre der Menſch gar zu bösartig geworden.

*) Wenn die Katholiken insgemein ungeſittet ſind, ſo rührt es davon her, weil die Pfaffen in der papiſtiſchen Religion an Statt der Ausübung wahrer Tugenden von je her die Beobachtung abergläubiſcher Cärimonien untergeſchoben haben.

Von ſolchem Schlage waren die Gaukelpoſſen, und, wenn ich ſo ſagen darf, der glänzende Ornat, worunter die Pfaffen ihre Ehrſucht und ihr perſönliches Intereſſe zu verbergen wußten. Ihre Lehre war überdieß in gewiſſen Puncten ſtrenge; und die Strenge derſelben trug ebenfalls das Ihrige bey, den Pöbel zu betrügen. Es gieng damit, wie mit der Büchſe der Pandora. Das Aeußerliche daran war blendend; aber inwendig enthielt ſie Schwärmerey, Unwiſſenheit, Aberglauben und alle die mancherley Uebel, welche eins

*) Wenn ſich die Pfaffen überall zu Verwahrern und Verwaltern der Almoſen aufwerfen; ſo geſchieht es in der Abſicht, ſich einen Theil dieſer Almoſen zuzueignen: denn wenn ſie den Ueberreſt wirklich austheilen, ſo erhalten ſie ſich dadurch beym Credit, und behalten die Armen in ihrem Solde. Jedwedes Mitel, Geld und Credit zu erwerben, iſt in den Augen der Pfaffen rechtmäßig. Daher ſchämt ſich auch die katholiſche Geiſtlichkeit nicht, die Ausbeſſerungen der Kirchengebäude auf eben die Völker zu wälzen, deren Schatz ſie doch erſchöpft. Die Kirchen ſind die Pachthäuſer der Geiſtlichkeit; und ſie hat, gerade zum Widerſpiele der reichen Guts-Eigenthümer, Mittel ausfindig zu machen gewußt, daß dieſe Pachthäuſer auf andrer Leute Koſten im baulichen Weſen erhalten werden müſten.

37) Iſt in der Tartarey, unter dem Namen des Dalai-Lama, der Oberprieſter unſterblich, ſo iſt dafür in Italien, unter dem Namen des Pabſtes, der nämliche Oberprieſter unfehlbar. Bekömmt im Lande der Moguln der Statthalter des Großen Lama den Titel Kutuſchta, das iſt, Statthalter des lebendigen GOttes; ſo führt in Europa der Pabſt die nämliche Benennung. Haben ſich in Bagdad, in der Tartarey, in Japan die Oberprieſter, unter dem Namen der Khaliefen, des Lama, des Dairo, (in der Abſicht, die Könige zu erniedrigen und ſich dieſelben unterwürfig zu machen,) ihre Füße von den Kaiſern küſſen laſſen; haben dieſe Oberprieſter, wenn ſie auf ihre Maulthiere ſtiegen, die Kaiſer gezwungen, den Zaum ihres Thieres zu halten, und ſie in dieſer Geſtalt auf den Gaſſen herum zu führen: ſo frage ich, hat der Pabſt nicht eben dergleichen Gefälligkeiten von den abendländiſchen Kaiſern und Monarchen erzwungen? Mithin haben die Oberprieſter in jedwedem Lande gleiche Prätenſionen gemacht, und die Fürſten haben ihnen auch gleiche Unterwürfigkeit bewieſen.

Haben die Zänkereyen um die Khalifen-Würde im Orient Anlaß

eins nach dem andern die Erde verwüſtet haben. Nun frage ich nur, wenn man ſieht, daß zu allen Zeiten die Diener falſcher Religionen einerley Mittel anwenden, ihre Macht ſo wohl, als ihren Reichthum zu vergrößern *), ſich bey ihrer Gewalt zu behaupten, und die Anzahl ihrer Sklaven zu vermehren; wenn man in allen Landen einerley Ungereimtheit bey den falſchen Religionen, einerley Betrügereyen bey den Dienern derſelben, und einerley Leichtgläubigkeit bey allen Völkern findet 37), ob es möglich iſt, ſich einzubilden, daß die

laß gegeben, Menſchenblut zu vergießen; ſo ſind die Zänkereyen um die päbſtliche Würde im Occident ebenfalls Urſache geweſen, daß vieles Menſchenblut vergoſſen worden iſt. Sechs Päbſte haben ihre Vorgänger meuchelmörderiſcher Weiſe ums Leben gebracht, und ſich dann auf den päbſtlichen Stul geſetzt. Die Päbſte, ſagt Baronius, waren damals nicht Menſchen, ſondern Ungeheuer.

Hat man nicht deutlich geſehen, daß der Name Rechtgläubigkeit oder Orthodoxie überall der Religion des ſtärkſten Theiles, und der Name Ketzerey der Religion des ſchwächern gegeben worden? Ueberall iſt die prieſterliche Macht eine Beſchützerinn der Schwärmerey, und die Schwärmerey eine Gönnerinn des Mordens geweſen. Ueberall haben ſich die Menſchen für theologiſche Albernheiten verbrennen laſſen, und hierinnen einerley Beweiſe der Hartnäkkigkeit u. Herzhaftigkeit abgelegt.

Jedoch ſind es eben nicht einzig und allein Religions-Angelegenheiten geweſen, bey denen die Völker überall einerley Denkungsart zu Tage gelegt haben; ſondern ſie ſind einander nicht weniger ähnlich geblieben, ſo bald die Frage von einer oder der andern Veränderung in ihren Gebräuchen und Gewohnheiten geweſen iſt. Die Mantſchuiſchen Tartarn wollen, nachdem ſie die Chineſer überwunden haben, dieſen die Haare verſchneiden; ſogleich zerbrechen dieſe ihre Feſſeln, greifen die fürchterlichen Mantſchus an, ſchlagen ſie, und triumphiren über ihre bisherigen Sieger. Der Zaar Peter will den Ruſſen die Bärte abſcheeren laſſen; und ſie empören ſich. Der König von England will den Berg-Schotten Hoſen geben; und ſie greifen zu den Waffen. Mithin ſind die Völker von Oſten bis Weſten überall einerley Menſchen; und überall ſind es einerley Urſachen, durch welche die Reiche emporkom̃en und untergehen.

Was für ein Fürſt beſaß, zur Zeit der Eroberung von China, den Thron dieſes Reiches? Ein blödſinniger Prinz, ein Götzenbild, dem man von dem elenden Zuſtande ſeiner Angelegenheiten keinen

die Ungleichheit am Verſtande, die man unter den Menſchen annimmt, etwas Weſentliches, Nothwendiges und Unausbleibliches ſeyn ſollte?

Wollte man annehmen, Verſtand und Talente wären die Wirkung von einer ganz beſondern Urſache; wie könnte man ſich alsdann bereden laſſen, daß große Männer, und folglich Männer, die mit dergleichen außerordentlicher Organiſa-

keinen Bericht bringen durfte, der ſich beſtändig von ſeinen Lieblingen ſchmeicheln und loben ließ, und der nichts als Intriguen-Krämer ohne Verſtand, ohne Einſicht und ohne Herzhaftigkeit um ſich hatte. Wer herrſchte über die morgenländiſchen und abendländiſchen Kaiſerthümer, als Rom und Conſtantinopel von Alarich und Mohammed dem Zweyten eingenommen und ausgeplündert wurden? Fürſten von gleichem Schlage. Vielleicht hatte es mit dem Zuſtande Frankreichs, da es von allen Seiten geſchlagen wurde, gleiche Bewandtniß, unter Ludwig dem Vierzehnten, weil er hoch in die Jahre war.

Der Beweis, daß die Menſchen überall einerley ſind, iſt die Niedrigkeit und Unwiſſenheit, worein alle Völker, eins nach dem andern, verfallen, je nachdem die Regierung einen Vortheil davon zu haben vermeynet, ſie dumm zu machen. Iſt ein Miniſter albern; fürchtet er, wenn die Völker die Augen aufthun, daß ſie ihn für albern erkennen werden, ſo hält er ihnen die Augen zu; und alsdann iſt die Dummheit eines Volkes keinesweges die Wirkung einer phyſiſchen, ſondern einer moraliſchen Urſache.

Giebt nicht eine Urſache von gleicher Art denenjenigen, die das Ungefähr zu einerley Aemtern erhebt, auch einerley Denkungsart ein? Was iſt in Spanien, in Deutſchland, und ſo gar in England, die erſte Sorge des Mannes, der in einem hohen Poſten ſteht? Keine andre, als ſich zu bereichern. Erſt kömmt bey ihm ſein eignes Anliegen, und dann kommen erſt die Angelegenheiten des Staats.

Wenn in den niedrigen Aemtern der Juſtiz-Verwaltung faſt alle Männer einerley ſteifes Amtsgeſicht, und einerley Unfähigkeit zu den Geſchäften der Staats-Verwaltung haben; was für einer Urſach iſt dieſes wohl beyzumeſſen? Einem Mangel an ihrer Organiſation? Nichts weniger; ſondern ihrem Mangel an gehöriger Unterweiſung. Jedweder Menſch, der in den Kunſtgriffen der Chicane geübt, und bloß nach andrer Leute Ausſprüchen zu urtheilen gewohnt iſt, findet große Schwierigkeit, bis auf die erſten Principien der Geſetze in Gedanken zurücke zu gehen; ſein Gedächtniß

niſation begabet waren, die Fabeln des Heidenthums geglaubt, den Glauben des gemeinen Mannes angenommen, und ſich manchmal gar zu Märtyrern der gröbſten Irrthümer aufgeworfen hätten? Ein ſolches Factum, das ganz unerklärlich bleibt, ſo lange man den Verſtand für die Frucht einer mehr oder minder vollkommenen Organiſation hält, wird ganz deutlich und begreiflich, ſo bald man den Verſtand als ein erworbenes

niß nimmt zu, und ſeine Beurtheilungskraft nimmt ab.

Es giebt am Geiſte ſo wohl, als am Leibe, keine andern Theile, die ſtark wären, als gerade die Theile, die immer zu thun haben. Die Beine der Sänftenträger, und die Aerme der Fleiſcher ſind ein Beweis davon. Wenn die Muſkeln der Vernunft insgemein bey den Rechtsgelehrten ziemlich ſchwach ſind; ſo rührt es bloß davon her, weil ſie ſelbige ſelten gebrauchen.

Unzähliche Vorfälle beweiſen, daß die Menſchen allenthalben weſentlich einerley ſind, und daß der Unterſchied der Weltgegenden keinen ſonderlich in die Augen fallenden Einfluß auf den Verſtand der verſchiednen Menſchen, ja ſo gar ſehr wenig Einfluß auf ihre Neigungen habe. Der Illineſer ſitzt ſo gut, wie der Isländer, bey ſeiner Tonne Brantwein, bis er ſie ausgezecht hat. Faſt in allen Ländern hat das Weibsvolk ſo gut, wie in Frankreich, einerley Begierde zu gefallen, einerley Neigung zum Putz, einerley Sorge für ſeine Schönheit, einerley Widerwillen gegen das Landleben, kurz einerley Liebe zur Hauptſtadt, wo es immer von einer mehr oder minder großen Anzahl von Anbetern umgeben iſt, und ſich dadurch wirklich deſto mächtiger findet.

Man überlaufe nur einmal mit ſeinen Blicken die ganze Welt: wenn man einerley Ehrgeiz in allen Herzen, einerley Leichtgläubigkeit in allen Gemüthern, einerley Schelmerey bey allen Pfaffen, einerley Coquetterie an allem Weibsvolk, einerley Begierde, ſich zu bereichern, bey allen Bürgern wahrnimmt; wie kann man wohl in Abrede ſeyn, daß die Menſchen alle einander ähnlich, und bloß vermöge der Verſchiedenheit ihres Unterrichtes unterſchieden; daß in allen Ländern ihre Empfindungs-Werkzeuge ſo ziemlich einerley ſind; daß ſie dieſelben ſo ziemlich auf einerley Art brauchen; und daß mit einem Worte die Hände der Indianer und Chineſer aus eben dem Grund in Verfertigung der Stoffe eben ſo geſchickt ſind, als die Hände der Europäer? Mithin findet ſich kein Beweis, daß man Urſach hätte, dem Unterſchiede der Pol-Höhen, (wie man immer behauptet, und unaufhörlich wiederholet hat,) die Ungleichheit der Menſchen am Verſtande beyzumeſſen.

benes Gut betrachtet. Alsdann wundert man ſich nicht weiter, daß Männer von Genie in gewiſſen Stücken, Andern nicht im mindeſten mehr überlegen ſind, ſobald die Frage von Wiſſenſchaften oder Streitigkeiten iſt, um die ſie ſich nicht bekümmert, und die ſie wenig oder gar nicht durchgedacht haben. Jedermann weis, daß unter dieſen Umſtänden der einzige Vorzug, den der Mann von Verſtande vor Andern hat, (in der That ein beträchtlicher Vorzug!) darinnen beſteht, daß er der Aufmerkſamkeit bereits in hohem Grade gewohnt iſt, und daß ihm die beſten Mittel und Wege bekannt ſind, deren

38) Die Kunſtgriffe der Pfaffen ſind überall einerley. Ueberall ſind die Pfaffen nach nichts ſo begierig, als ſich das Geld der Layen zuzueignen. Zu dem Ende verkauft die Römiſche Kirche die Erlaubniß, ſeine Blutsverwandtinn zu heirathen. Für ſo und ſo viel Meſſen, dieß heißt (in Frankreich,) für ſo und ſo viel Zwölf-Sous- (oder Vier-Groſchen-) Stücke, macht ſie ſich anheiſchig, ſo und ſo viel Seelen jährlich aus dem Fegfeuer zu retten, und ihnen folglich die Vergebung für ſo viel Sünden zu verſchaffen. In der Pagode zu Tinagogo verkaufen die Pfaffen ſo gut, wie in Rom, für die nämlichen Summen ſo ziemlich die nämlichen Hoffnungen.

„In Tinagogo", (ſagt der Verfaſſer der Hiſtoire générale des Voyages oder Allgemeinen Reiſegeſchichte, S. 462 im 9ten Bande des Originals,) „ſtellt „man den dritten Tag nach einem „Opfer, welches im Neumonden „des Decembers verrichtet wird, „in ſechs langen und ſchönen Gaſ„ſen eine unzähliche Menge Waa„gen auf, die an eine metallene „Stange gehangen werden. Nun „ſteigt da jedweder Andächtige in „eine von den Schaalen dieſer „Waagen, und in die andre „Schaale legt er nach der ver„ſchiednen Art ſeiner Fehler zum „Gegengewichte verſchiedne Arten „von Waaren oder Münzen. „Hat er ſich zum Exempel Freſſen „und Saufen, und alſo Verle„zung der Faſten vorzuwerfen; „ſo wägt er ſich gegen Honig, „Zucker, Eyer und Butter auf. „Hat er ſich den ſinnlichen Lüſten „ergeben, ſo wägt er ſich gegen „Baumwolle, Federn, Tuch, Räu„cherwerk und Wein auf. Iſt er „hartherzig gegen die Armen ge„weſen; ſo wägt er ſich gegen „Geldſtücken auf. Iſt er faul und „träge; gegen Holz, Reiß, Koh„len, Maſtvieh und Baumfrüch„te. Iſt er endlich hochmüthig; „ſo wägt er ſich gegen gedörrte „Fiſche, Beſen, Kühmiſt u. d. gl. „auf. Alles, was den Sündern „zum

deren man ſich bey der Unterſuchung einer ſtreitigen Frage zu bedienen hat; ein nichtiger Vorzug, ſo bald man ſich um die Erforſchung von der und der Wahrheit nicht bekümmert.

Die Gleichförmigkeit der Kunſtgriffe 38), deren ſich die Diener falſcher Religionen bedienen; die Aehnlichkeit der Phantomen, die von ihnen in den Reichen der Geiſter wahrgenommen werden 39); die gleich große Leichtgläubigkeit der Völker, beweiſen demnach, daß die Natur unter den Menſchen eine ſolche Ungleichheit am Verſtande, wie man ſie ihnen beymißt, nicht gemacht hat; und wenn ſie in der Moral, Politik

„zum Gegengewichte dienen muß, fällt den Pfaffen anheim. Alle dergleichen Geſchenke machen Stöße von großer Höhe aus. So gar die Armen, die nichts zu geben haben, ſind von dieſen Almoſen nicht frey; ſtatt andrer Geſchenke bieten ſie ihre Haare dar. Es ſitzen mehr als hundert Pfaffen mit der Scheere da, ihnen dieſelben abzuſchneiden. Dieſe Haare machen ebenfalls große Haufen aus. Mehr als tauſend Pfaffen ſind ordentlich dazu angeſtellt, Stricke, Schnuren, Ringe, Armbänder u. d. gl. daraus zu machen, welche die Andächtigen hernach kaufen, und als köſtliche Pfänder von der Gnade des Himmels mit nach Hauſe nehmen. Damit ſich der Leſer eine Vorſtellung von der Summe machen könne, wie hoch ſich ungefähr dieſe Almoſen für die einzige Pagode zu Tinagogo anſchlagen laſſen möchten, wird es hinlänglich ſeyn, (ſagt Pinto, der Verfaſſer dieſes Berichtes,) des Umſtandes zu erwähnen, daß der Geſandte die Pfaffen fragte, wie hoch ſie dieſe Almoſen der Summe nach wohl ſchätzten? worauf ſie ihm, ohne ſich zu bedenken, antworteten, ſie löſten bloß aus den Haaren der Armen alle Jahr über hundert tauſend Pardins, welches neunzig tauſend portugieſiſche Ducaten ausmacht“.

39) Einige Philoſophen haben den Menſchen als einen lachenden Affen, andre als ein vernünftiges Thier, und noch andre endlich als ein leichtgläubiges Thier definiret. Dieſes Thier, ſetzen die letztern hinzu, ſteht auf zwey Beinen, hat biegſame Finger und gewandte Hände; es hat vielerley Dinge vonnöthen, und iſt deßwegen ſehr arbeitſam und geſchäfftig. Weil es überdieß eben ſo eitel und hochmüthig, als leichtgläubig iſt; ſo meynt es, alle Welten ſeyn um der Erde willen, ſo wie die Erde um ſeinetwillen gemacht. Sollte dieſe Definition oder Beſchreibung vom Menſchen nicht die treffendſte ſeyn?

Politik und Metaphyſik über einerley Gegenſtände ſehr verſchiedne Urtheile fällen, daß dieſes eine Folge von ihren Vorurtheilen, und von der unbeſtimmten Bedeutung iſt, die ſie mit einerley Ausdrücken verknüpfen.

Ich will zu dem, was ich bisher geſagt habe, nur noch ein Wort hinzuſetzen: Wenn nämlich der Verſtand bloß auf der Wiſſenſchaft oder Kenntniß der wahren Beziehungen und Verhältniſſe beruht, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander haben; und wenn die Organiſation einzelner Menſchen (Individuorum), ſie mag auch beſchaffen ſeyn, wie ſie immer will, an der beſtändigen Proportion, nach welcher die Gegenſtände ſie rühren, keine Veränderung macht, (wie die Geometrie darthut;) ſo muß die mehr oder minder große Vollkommenheit der ſinnlichen Empfindungswerkzeuge durchaus keinen Einfluß auf unſre Begriffe, und es müſſen folglich alle Menſchen, die nur organiſiret ſind, wie der gemeine Hauſe unter ihnen, eine gleich gute Anlage zum Verſtande haben.

Das

40) Jedermann fragt, was iſt Wahrheit oder Evidenz? Die Wurzel der Wörter zeigt uns den Begriff an, den wir mit ihnen zu verknüpfen haben. Evidenz iſt ein abgeleitetes Wort von videre; video, ich ſehe.

Was iſt für mich ein evidenter (oder augenſcheinlicher) Satz? Nichts andres, als ein Factum, von deſſen Exſiſtenz ich mich mittelſt des Zeugniſſes meiner Sinnen verſichern kann, die mich niemals betrügen, wenn ich ſie mit der erfoderlichen Vorſicht und Aufmerkſamkeit befrage.

Was iſt für die allermeiſten Menſchen ein evidenter Satz? Nichts andres, als ebenfalls ein Factum, wovon ſich alle und jede mittelſt des Zeugniſſes ihrer Sinnen verſichern, und deſſen Exſiſtenz ſie noch überdieß jeden Augenblick beweiſen können. Dergleichen ſind die beiden Facta, zwey und zwey macht vier; das Ganze iſt größer, als ſein Theil.

Wenn ich, zum Exempel, behaupte, es gebe in den mitternächtlichen Seen einen monſtröſen Polypen, Namens Kraken, und dieſer Polyp ſey ſo groß wie eine kleine Inſel; ſo iſt dieſes Factum bey aller Evidenz, die es für mich hat, wenn ich den Polypen ſelber geſehen, und bey Unterſuchung deſſelben alle nöthige Aufmerkſamkeit angewendet habe, um mich von deſſen Realität zu ver-

Das einzige Mittel, dieſe Wahrheit, wo möglich, noch augenſcheinlicher zu machen, iſt, die Beweiſe derſelben dadurch zu verſtärken, daß man ſie häuft. Wir wollen zuſehen, ob wir dieſe Abſicht durch eine andre Reihe zuſammenhängender Sätze erreichen können.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Es giebt keine Wahrheit, die ſich nicht auf ein Factum herunter ſetzen ließe.

Wenn die erhabenſten Wahrheiten nur einmal ſimplificiret, und auf ihre wenigſten Worte heruntergeſetzt ſind; ſo verwandeln ſie ſich, nach dem Geſtändniſſe faſt aller Philoſophen, in Facta; und alsdann bieten ſie dem Verſtande weiter nichts dar, als den Satz, **Weiß iſt weiß, Schwarz iſt ſchwarz** 40). Die anſcheinende Dunkelheit gewiſſer Wahrheiten liegt alſo nicht in den Wahrheiten ſelbſt, ſondern in

verſichern, doch für den, der ihn nicht geſehen hat, nicht einmal wahrſcheinlich. Von ihm iſt es vernunftmäßiger, wenn er an meiner Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zweifelt, als wenn er an die Exiſtenz eines ſo außerordentlichen Thieres glauben wollte.

Wenn ich aber nach dem Zeugniſſe der Reiſenden die wahre Geſtalt der Gebäude in Peking beſchreibe; ſo iſt dieſe Beſchreibung bey aller Evidenz, welche ſie für diejenigen haben mag, die daſelbſt wohnen, doch für Andre nur mehr oder weniger wahrſcheinlich. Daher iſt auch das, was oft wahr genug iſt, nicht allemal evident; und das, was nur wahrſcheinlich iſt, iſt oftmals doch wahr. Aber worinnen beſteht der Unterſchied zwiſchen Evidenz und Wahrſcheinlichkeit? Ich habe es ſchon geſagt: „Evidenz iſt ein Factum, „das uns in die Sinne fällt, und „deſſen Exiſtenz alle Menſchen „jeden Augenblick bezeugen kön„nen. Was die Wahrſcheinlich„keit anlangt, ſo gründet ſich dieſe „auf Vermuthungen, auf das „Zeugniß der Menſchen, und auf „hunderterley andre dergleichen „Beweiſe. Evidenz iſt ein einzi„ger Punct. Es giebt keine ver„ſchiedentlichen Grade von Evi„denz; hingegen giebt es unter„ſchiedliche Grade von Wahr„ſcheinlichkeit nach Verſchieden„heit, erſtlich der Leute, die ein „Factum bezeugen, und zweytens, „des

in der nicht genugſam deutlichen Art, ſie vorzutragen, und in der uneigentlichen Bedeutung der Worte, mit denen ſie ausgedrückt werden. Man ſetze ſie nur auf ein einfaches, deutliches Factum herab: wenn jedwedes Factum von allen den Menſchen, die nur ſo gut organiſiret ſind, wie der gemeine Hauſe unter ihnen, gleich gut gefaßt werden kann 41); ſo giebt es auch keine Wahrheiten, die ſie nicht alle begreifen könnten. Können ſie ſich nun aber zu einerley Wahrheiten aufſchwingen; ſo müſſen ſie auch nothwendiger Weiſe eine gleich gute Anlage zum Verſtand haben.

Allein hat es auch wohl recht Grund, daß ſich jedwede Wahrheit auf ſolche klare Sätze, wie ich oben erwähnet habe, herabſetzen läßt? Ich will zu den Beweiſen, welche die Philoſophen hiervon bereits gegeben haben, nur einen hinzuſetzen; und dieſen ſchöpfe ich aus der Eigenſchaft des menſchlichen Verſtandes, daß er ſich verbeſſern läßt. Daß der Verſtand fähig ſey, ſich zu verbeſſern und vollkommener zu werden, das beweiſt die Erfahrung zur Gnüge. Was ſetzt nun aber dieſe Fähigkeit, ſich verbeſſern zu laſſen, voraus? Zweyerley:

Einmal, daß jedwede Wahrheit nothwendiger Weiſe von jedwedem Verſtande gefaßt werden kann; und

Zweytens, daß ſich jedwede Wahrheit klar und deutlich vortragen läßt.

Daß alle Menſchen das Vermögen haben, ein Handwerk zu erlernen, iſt der Beweis hiervon. Wenn die erhabenſten

„des bezeugten Facti ſelbſt". — Fünf Menſchen ſagen mir, ſie haben in den Wäldern von Pohlen einen Bären geſehen. Dieſes Factum iſt für mich, da demſelben nichts widerſpricht, ſehr wahrſcheinlich. Wenn mir aber nicht allein dieſe fünf Menſchen, ſondern auch noch fünfhundert andre dazu bezeugten, ſie hätten in eben dieſen Wäldern Geſpenſter, Menſchenfreſſer, Vampyren angetroffen; ſo hat doch ihr vereinigtes Zeugniß für mich nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit, weil es in dergleichen Fällen immer noch gewöhnlicher iſt, fünfhundert Lügner zuſammen zu bringen, als dergleichen Wunderdinge zu ſehen.

41) Legt man uns alle Facta vor Augen, aus deren Vergleichung eine neue Wahrheit fließen ſoll;

benſten Entdeckungen der alten Mathematiker, die heut zu Tage in den Anfangsgründen der Geometrie vorkommen, von den unberühmteſten Feldmeſſern eingeſehen werden; ſo rührt es daher, weil dieſe Entdeckungen auf Facta herabgeſetzt ſind.

Sind die Wahrheiten einmal bis zu dieſem Grade von Deutlichkeit gebracht, und es ſollten ſich alsdann gleichwohl manche darunter finden, welche Menſchen von gewöhnlichem Schlage nicht einſehen könnten; ſo könnte man ſich alsdann doch auf die Erfahrung ſteifen und ſagen: Gleich dem Adler, dem einzigen unter den Vögeln, der über den Wolken ſchwebt und unverwandt in die Sonne ſchaut, kann ſich das Genie allein zu den Reichen der Geiſter aufſchwingen, und daſelbſt den Glanz einer neuen Wahrheit aushalten. Nun iſt aber der Erfahrung nichts mehr entgegen, als dieſes. Hat das Genie eine Wahrheit ausfindig gemacht, und trägt es ſie klar und deutlich vor; gleich den Augenblick faſſen die gemeinſten Köpfe dieſe Wahrheit, und machen ſich ſelbige eigen. Das Genie iſt ein dreiſter Anführer; es dringt mit Gewalt in die Länder der Entdeckungen ein; es bahnt ſich darinnen ſeinen Weg, und die alltäglichen Köpfe ſtürzen haufenweiſe hinter ihm her. Alſo haben ſie doch wohl in ſich ſelbſt die Kraft, ihm nachzufolgen. Denn ohne dieſe Kraft würde ja das Genie ganz allein hinein dringen. Nun iſt aber bis auf heutigen Tag ſein einziges Privilegium bloß geweſen, zuerſt die Bahn dahin zu brechen.

Wenn

ſoll; und verknüpft man mit den Worten, deren man ſich bedient, dieſelbe zu erweiſen, deutliche Begriffe: dann kann ſelbige nichts mehr unſern Blicken entziehen; ſondern dieſe Wahrheit wird gar bald auf ein einfaches, deutliches Factum herabgeſetzt ſeyn, und nunmehr von jedem aufmerkſamen Menſchen eben ſo geſchwind gefaßt werden können, als man ſie ihm vorträgt. Woran liegt es nun, wenn es ein junger Menſch in den Wiſſenſchaften nicht weit bringt? An zweyerley Urſachen;

Einmal, am Mangel der Methode bey den Lehrern; und

Zweytens, am Mangel des Eifers und der Aufmerkſamkeit beym Schüler.

Wenn es aber einen Zeit-Punct giebt, da die höchſten Wahrheiten auch dem gemeinſten Menſchenverſtande faßlich werden, welches iſt denn dieſer Zeit-Punct? Derjenige, da dieſe Wahrheiten von der Dunkelheit der Worte befreyet, und auf mehr oder weniger einfache Sätze herabgeſetzt, aus dem Reiche des Genies in das Reich der Wiſſenſchaften übergegangen ſind. Bis dahin ſchweben die noch unentdeckten Wahrheiten (gleich jenen Seelen, die, wie man ſagt, in den himmliſchen Wohnungen herum irren, und daſelbſt auf den Augenblick warten, wo ſie einen Leib beleben, und ans Tageslicht kommen ſollen,) in den Ländern der Entdeckungen herum, und warten, bis das Genie ſie daſelbſt ergreift und in den irdiſchen Aufenthalt verſetzt. Sind ſie einmal auf die Erde herab geſtiegen, und von vortrefflichen Köpfen erkannt worden; dann werden ſie gar bald ein allgemeines Gut.

Wenn man im itzigen Jahrhunderte, ſagt der Herr **von Voltaire**, insgemein beſſer in Proſa ſchreibt, als im vorigen Jahrhunderte, was für einem Umſtand haben die Neuern wohl dieſen Vorzug zu verdanken? Den Muſtern, die ihnen vor Augen liegen. Die Neuern würden ſich dieſer Ueberlegenheit nicht zu berühmen haben, wo fern nicht das Genie des vorigen Jahrhundertes bereits in Wiſſenſchaft verwandelt 42), und, wenn ich ſo ſagen darf, in Umlauf gekommen wäre. So bald ſich die Entdeckungen des Genies in Wiſſenſchaften verwandelt haben, wird jedwede Entdekkung, die man in ihrem Tempel niederlegt, darinnen ein gemeinſchaftliches Gut, und der Tempel ſteht jedermann offen. Wer wiſſen will, der weis, und kann ſich ſo ziemlich verſichert halten,

42) Dieſe beſtändig fortdauernde Verwandlung des Genies in Wiſſenſchaft hat mich oftmals auf die Vermuthung gebracht, daß ſich alles in der Natur von ſelbſt veranſtalte, und nach und nach von ſelbſt zu ſeiner Reife gedeihe. Daß Künſte und Wiſſenſchaften endlich zu ihrer Vollkommenheit gelangen, iſt vielleicht nicht ſo wohl das Werk des Genies, als vielmehr der Zeit und der Nothwendigkeit. Das gleichförmige Wachsthum der Wiſſenſchaften in allen Ländern dürfte wohl dieſe Mey-

halten, daß er um ſo und ſo viel Klaftern des Tages weiter kommen werde. Die Zeit, die man zu den Lehrjahren zu beſtimmen pflegt, iſt ein Beweis hiervon. Wenn die meiſten Künſte bey dem Grade von Vollkommenheit, auf den ſie dermalen gebracht ſind, als die Frucht der Entdeckungen von hundert Männern von Genie, an beiden Enden gegen einander geſtellt, betrachtet werden können; ſo muß alſo der Werkmeiſter, der dieſe Künſte treiben ſoll, die Begriffe von dieſen hundert Männern von Genie zuſammen beſitzen und ſie glücklich anzuwenden wiſſen. Kann man wohl einen ſtärkern Beweis verlangen, daß ſich der menſchliche Verſtand verbeſſern laſſe, und von Natur die Anlage habe, allerley Wahrheit ohne Unterſchied zu faſſen?

Gehe ich von den Künſten weiter zu den Wiſſenſchaften; ſo wird man ebenfalls gewahr, daß die Wahrheiten, deren Bemerkung vor Zeiten ihren Erfinder zum Range der Götter befördert hätte, heut zu Tage ganz gemein ſind. **Newton's** Lehrgebäude wird itzt überall auf den Schulen dociret.

Es geht mit dem Urheber einer neuen Wahrheit eben ſo her, wie mit einem Sternkundigen, den ſein Ehrgeiz oder ſeine Neubegierde lockt, auf ſeine Sternwarte zu ſteigen. Er richtet ſein Sehrohr nach dem geſtirnten Himmel. Hat er nun in der tiefen Ferne deſſelben ein neues Geſtirn, oder einen neuen Trabanten entdecket; ſo ruft er ſeine guten Freunde herauf: nun kommen dieſe heran geſtiegen, gucken durch das Sehrohr, und werden den nämlichen Stern gewahr, weil die Menſchen bey ſo ziemlich gleichen Empfindungs-Werkzeugen nothwendig einerley Gegenſtände wahrnehmen müſſen.

Meynung beſtätigen. In der That, wenn es bey allen Nationen zutrifft, wie H. Hume bemerkt, daß ſie es nicht eher dahin bringen, ſchön in Proſa zu ſchreiben, als bis ſie erſt ſchön in Verſen geſchrieben haben; ſo wäre dieſer beſtändige Gang der menſchlichen Vernunft, meinen Gedanken nach, wohl für die Wirkung einer allgemeinen und geheimen Urſache zu halten. Zum wenigſten würde ſie doch eine gleich gute Anlage zum Verſtande bey allen Menſchen aller Zeiten und aller Länder vorausſetzen.

Gäbe es Begriffe, zu denen ſich die gewöhnlichen Menſchen nicht aufſchwingen könnten; ſo würden Wahrheiten vorhanden ſeyn, die in dem langen Zeitraume der bisherigen Jahrhunderte nur von zween bis drey Männern auf Erden, welche gleichgut organiſiret geweſen wären, hätten gefaßt werden können; und ſo viel dieſe Wahrheiten anlangte, würden ſich alle übrige Bewohner des Erdbodens in einer Unwiſſenheit befinden, die ſie gar nicht überwinden könnten. Die Entdeckung, daß das Quadrat der Hypothenuſe dem Quadrate der beiden übrigen Seiten vom Triangel gleich iſt, würde von weiter Niemanden eingeſehen werden können, als von einem neuen **Pythagoras**; der menſchliche Verſtand würde gar nicht fähig ſeyn, ſich verbeſſern und zu größrer Vollkommenheit bringen zu laſſen; mit einem Wort, es würde Wahrheiten geben, die gewiſſen Menſchen beſonders, mit Ausſchluß aller andern, vorbehalten wären. Dagegen lehrt uns aber die Erfahrung, daß auch die erhabenſten Entdekkungen, wenn ſie nur klar und deutlich vorgetragen werden, für jedermann faßlich ſind. Daher rührt auch jenes Gefühl von Erſtaunen und Beſchämung, wenn man bey ſich ſelbſt ſagt: **es iſt nichts leichter und natürlicher, als dieſe Wahrheit; warum ſollte ich ſie nicht jederzeit eingeſehen haben?** Zweifelsohne iſt dieſe Sprache manchmal die Sprache des Neides geweſen. Ein Beweis davon war wenigſtens **Chriſtoph Columbus**. Damals, als er nach Amerika abſegelte, ſagten die Hofleute: **Nichts in der Welt kann närriſcher ſeyn, als dieſes Unternehmen.** Und als er wiedergekommen war, ſagten ſie: „**Es iſt in** „**der**

43) Da ſich die Menſchen mit einander unterreden, und unter einander diſputiren; ſo müſſen ſie alſo doch wohl innerlich fühlen, daß ſie mit der Fähigkeit, einerley Wahrheiten zu begreifen, und folglich mit einer gleich guten Anlage zum Verſtande verſehen ſind. Hätten ſie dieſe innere Ueberzeugung nicht; was wäre wohl ungereimter, als die Streitigkeiten zwiſchen den Politikern und den Philoſophen? Was nützte es denn, mit einander zu ſprechen, wenn man einander nicht verſtehen könnte? Kann man das aber; ſo iſt alſo augenſcheinlich, daß die

„der Welt nichts leichter, als dieſe Entdeckung“. Aber dieſe Sprache, die ſo oft die Sprache des Neides iſt, iſt ſie denn niemals die Sprache der Aufrichtigkeit? Kann man nicht in ganzem Ernſt und mit der größten Aufrichtigkeit von der Welt auf einmal von der Evidenz eines neuen Gedankens gerührt werden, und ſich ſo bald daran gewöhnen, ihn für alltäglich anzuſehen, daß man ſich einbildet, man habe ihn beſtändig gehabt?

Hat man eine deutliche Vorſtellung bey dem Ausdruck einer Wahrheit; hat man alle Begriffe, aus deren Vergleichung dieſe Wahrheit fließt, nicht allein in ſeinem Gedächtniſſe, ſondern ſich auch noch dazu gewöhnet, dieſelben in Gedanken immer vor Augen zu haben; wird man endlich von keinem Intereſſe, von keinem Aberglauben verblendet: ſo wird ſich eine ſolche Wahrheit gar bald auf ihre wenigſten Worte herabſetzen laſſen; dieß heißt, ſie wird in den ganz deutlichen Satz zuſammen ſchmelzen, **Weiß iſt weiß, Schwarz iſt ſchwarz**; und dann wird ſie beynah eben ſo geſchwind zu faſſen ſeyn, als ſie vorgetragen wird.

In Wahrheit, wenn die Lehrgebäude der **Locke** und der **Newtone**, die doch noch lange nicht auf den höchſten Grad der Deutlichkeit gebracht ſind, nichts deſto weniger durchgängig eingeſehen, und auf hohen Schulen vorgetragen werden; ſo können ſich alſo die Menſchen, die nur ſo gut organiſiret ſind, wie der gemeine Haufe unter ihnen, zu den Begriffen dieſer großen Geiſter aufſchwingen. Wenn ſie nun aber ihre Begriffe faſſen können 43); ſo iſt dieß eben ſo viel geſagt, als daß ſie gleiche Anlage zum Verſtande haben. —

 Allein

die Dunkelheit eines Satzes niemals in den Sachen, ſondern in den Worten liegt.

Daher ſagt auch bey Gelegenheit dieſer Materie einer der berühmteſten Schriftſteller Englands: Wenn nur die Menſchen vor allen Dingen über die Bedeutung der Worte einig wären; ſie würden gar bald einerley Wahrheiten erkennen, und würden alle einerley Meynungen annehmen. Man ſehe **Hume'n** im 8ten Abſchnitte ſeiner Schrift of Liberty and Neceſſity (**von Freyheit und Nothwendigkeit**).

Dieſes,

Allein läßt ſich denn daraus, daß die Menſchen dieſe Wahrheiten einſehen lernen, und daraus, daß ihre Wiſſenſchaft immer gerade ſo groß iſt, wie ihre Begierde zu lernen; läßt ſich denn daraus, ſage ich, ſchließen, daß ſich alle und jede zu noch unentdeckten Wahrheiten gleich gut aufſchwingen können? Dieſer Einwurf verdient eine eigne Unterſuchung.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Wer den erfoderlichen Verſtand hat, die ſchon bekannten Wahrheiten zu faſſen, der hat auch Verſtand genug, ſich zu den noch unentdeckten Wahrheiten aufzuſchwingen.

Eine Wahrheit iſt allemal das Reſultat von richtig angeſtellten Vergleichungen über die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, über die Uebereinſtimmungen und Nicht-Uebereinſtimmungen, die man zwiſchen unterſchiedlichen Gegenſtänden wahrnimmt. Will ein Lehrer ſeinen Schülern die Grund-

Dieſes, durch die Erfahrung bewieſene Factum giebt den Aufſchluß zu der Preis-Frage, die vor fünf bis ſechs Jahren von der Berliner Akademie aufgegeben ward; ob nämlich die metaphyſiſchen Wahrheiten überhaupt, ob die erſten Grundſätze der natürlichen Theologie und der Moral der nämlichen Evidenz fähig wären, wie die geometriſchen Wahrheiten? Verbindet man einen deutlichen Begriff mit dem Worte Redlichkeit; hält man ſie mit mir für die Angewohnheit, immer zu thun, was dem Vaterlande nützlich iſt: was hat man zu thun, um nun demonſtrativiſch zu beſtimmen, was für Handlungen tugendhaft oder laſterhaft ſind? Weiter nichts, als daß man die Handlungen, die für die Geſellſchaft nützlich oder ſchädlich ſind, namhaft mache. Nun iſt überhaupt nichts leichter, als dieſes. Mithin iſt ſo viel gewiß, wenn das gemeine Beſte der Zweck der Moral iſt; ſo ſind auch ihre Vorſchriften, wo fern man ſie nur auf eben ſo zuverläßige Grundſätze baut, wie die Regeln der Geometrie, der ſtrengſten Demonſtrationen ſo gut fähig, wie die Lehrſätze dieſer letztern Wiſſenſchaft. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit

Grundſätze einer Wiſſenſchaft erklären, und ihnen die bereits bekannten Wahrheiten derſelben demonſtriren; was thut er? Er legt ihnen die Gegenſtände, aus deren Vergleichung eben dieſe Wahrheiten herausgebracht und erkannt werden ſollen, vor Augen.

So bald aber die Frage von der Erforſchung einer neuen Wahrheit iſt, muß der Erfinder ebenfalls die Gegenſtände vor Augen haben, aus deren Vergleichung dieſe Wahrheit ſich ergeben ſoll. Aber wer legt ſie denn Ihm vor Augen? Das Ungefähr. Dieſes iſt der gemeinſchaftliche Lehrmeiſter aller Erfinder. Hieraus erhellt alſo, daß der Verſtand des Menſchen, er folge nun bloß der Demonſtration einer Wahrheit, oder er entdecke ſie ſelbſt, in beiderley Fall einerley Gegenſtände zu vergleichen, einerley Verhältniſſe und Beziehungen zu beobachten, mit einem Wort einerley Operationen zu machen hat *). Wer alſo den erfoderlichen Verſtand hat, die ſchon bekannten Wahrheiten zu faſſen, der hat auch Verſtand genug, auf die noch unentdeckten Wahrheiten zu kommen. Zu dieſen ſchwingen ſich zwar nur wenig Menſchen

mit der Metaphyſik; ſie iſt eine wahre Wiſſenſchaft, ſo bald wir ſie von der Schulgelehrſamkeit abſondern, und ſie in die Gränzen einſchränken, welche ihr die Definition des berühmten Baco anweiſt.

*) Ich könnte ſogar noch beyfügen, es erfodre weit mehr Aufmerkſamkeit, der Demonſtration einer bereits bekannten Wahrheit zu folgen, als eine neue Wahrheit zu entdecken. Iſt, zum Exempel, die Frage von einem mathematiſchen Lehrſatze, ſo beſitzt der Erfinder hierinnen bereits die Geometrie; es iſt ihm bereits zur Gewohnheit worden, die Figuren derſelben vor ſeinem Gedächtniſſe gegenwärtig zu haben; ſie fallen ihm, ſo zu ſagen, ohne ſeinen Willen bey; mit einem Worte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit kann ſich völlig auf die Beobachtung ihrer Verhältniſſe richten. Was hingegen den Schüler anlangt, der es ſich noch nicht ſo ſehr zur Gewohnheit gemacht hat, eben dieſe Figuren immer im Gedächtniſſe gegenwärtig zu haben, ſo iſt deſſen Aufmerkſamkeit mithin nothwendiger Weiſe zwiſchen der Mühe getheilt, die ſo wohl das Zurückrufen dieſer Figuren in ſein Andenken, als auch die Beobachtung ihrer Verhältniſſe erfodert.

wirklich empor; aber dieſer Unterſchied unter ihnen iſt die Folge, erſtlich, von den verſchiednen Lagen, in denen ſie ſich befinden, und der Verkettung von Umſtänden, der man den Namen Ungefähr beylegt; und zweytens, von ihrer mehr oder minder hitzigen Begierde, ſich berühmt zu machen, und folglich von ihrem mehr oder minder heftigen Ehrgeize.

Begierden und Leidenſchaften können alles zuwege bringen. Es giebt kein Mädchen, das ſo albern und dumm wäre, daß die Liebe ſie nicht witzig machen ſollte. Wie viel Mittel giebt ihr ſelbige nicht ein, die Wachſamkeit ihrer Aeltern zu hintergehen, wenn ſie ihren Liebhaber ſehen und mit ihm ſprechen will! Die Albernſte iſt in ſolchem Fall oftmals die Erfindungsreichſte.

Der Menſch, der gar keine Leidenſchaften hat, iſt zu dem Grade von Anſtrengung, mit welchem die Ueberlegenheit am Verſtande verknüpfet iſt, gar nicht fähig; Ueberlegenheit, ſage ich, die bey uns vielleicht nicht ſo wohl die Folge einer außerordentlichen Anſtrengung der Aufmerkſamkeit, als vielmehr bloß einer zur Gewohnheit gewordenen Aufmerkſamkeit iſt.

Allein wenn nun alle Menſchen eine gleich gute Anlage zum Verſtande haben; woher kann denn doch der große Unterſchied kommen, der ſich zwiſchen ihnen wirklich findet?

Dritter Abſchnitt.

Von den allgemeinen Urſachen der Ungleichheit des Verſtandes verſchiedner Menſchen.

Erſtes Kapitel.

Was für Urſachen das ſind.

Sie belaufen ſich auf nicht mehr, als zwo.

Die eine iſt die verſchiedne Verkettung der zufälligen Begebenheiten, der Umſtände, und der Lagen, worinnen ſich die verſchiedentlichen Menſchen befinden; (eine Verkettung, der ich den Namen Ungefähr beylege).

Die andre iſt die mehr oder minder hitzige Begierde, welche die verſchiedentlichen Menſchen haben, etwas zu lernen, und ihren Verſtand aufzuklären.

Das Ungefähr beweiſt ſich auch eben nicht ganz genau gegen alle und jede gleich günſtig; gleichwohl aber hat es an den Entdeckungen, wovon man dem Genie die Ehre beyzulegen pflegt, mehr Antheil, als man glaubt. Will man den Einfluß des Ungefährs ganz kennen lernen, ſo befrage man hierüber die Erfahrung; dieſe lehrt uns, daß wir eben ihm faſt alle unſre Erfindungen in den Künſten zu danken haben.

In der Chymie haben die Adepten *) ihrer Arbeit an dem Großen Werke meiſten Theils die Erfindung ihrer edelſten Arztneymittel zu danken. Dieſe Arztneymittel waren

*) Einige Adepten ſuchten im Erſten Buche Moſis den Stein der Weiſen; aber die Geiſtlichen allein haben ihn darinnen gefunden.

keinesweges der Zweck ihres Nachforſchens; mithin dürfen ſie auch nicht als die Frucht des Genies betrachtet werden. — Will man auf die verſchiednen Gattungen von Wiſſenſchaften anwenden, was ich von der Chymie ſage; ſo wird man finden, daß in jeder von ihnen das Ungefähr alle Entdeckungen gemacht habe. Unſer Gedächtniß iſt der Schmelztiegel der Goldmacher. Aus der Miſchung gewiſſer, ohne Abſicht in einen Schmelztiegel geworfner Materien entſtehen zuweilen die unverhoffteſten und erſtaunlichſten Wirkungen; und auf eben die Weiſe entſtehen aus der Miſchung gewiſſer, ohne Abſicht in unſerm Gedächtniß aufbehaltener Factorum unſre neueſten und erhabenſten Gedanken. Alle Wiſſenſchaften ſind der Herrſchaft des Ungefährs, eine ſo gut wie die andre, unterworfen. Der Einfluß des Ungefährs iſt bey allen einerley; aber er veroffenbart ſich nur nicht bey allen auf eine gleich frappante Art.

Zweytes Kapitel.

Jeder neue Gedanke iſt ein Geſchenk vom Ungefähr.

Eine völlig unentdeckte Wahrheit kann nicht der Zweck meines Nachdenkens ſeyn; ſo bald ich ſie errathe oder nur von weitem gewahr werde, iſt ſie auch ſchon entdecket und gefunden. Die erſte Vermuthung iſt hierinnen der Zug des Genies. Wem habe ich nun dieſe erſtre Vermuthung zu danken? Etwan meinem Verſtande? Nichts weniger; dieſer konnte ſich unmöglich um die Erforſchung einer Wahrheit bekümmern, deren Daſeyn er nicht einmal vermuthete. Mithin iſt dieſe Vermuthung die Frucht von einem ungefähren Worte,

*) Man hat oftmals ſeine glücklichſten Gedanken der Hitze des Geſprächs und des Diſputirens zu danken. Wenn ſich das Gedächtniß ſolcher Gedanken, nachdem ſie ihm einmal entfallen ſind, nicht wieder deutlich erinnern kann; wenn ſie für ſelbiges unwiederbringlich verlohren ſind: ſo

Worte, von etwas Geleſenem, von einem Geſpräche *), von einem Zufalle, kurz von einem Nichts, dem ich den Namen Ungefähr beylege. Haben wir nun aber dieſem Ungefähr dergleichen erſte Vermuthungen, und folglich dergleichen Entdeckungen zu verdanken; wie kann man für gewiß behaupten, daß wir ihm nicht auch das Mittel, ſie auszudehnen und zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, zu danken haben ſollten?

Die Syrene vom Comus iſt wohl das tauglichſte Exempel, welches dienen kann, meine Begriffe hiervon deutlicher aus einander zu ſetzen. Wenn man dieſe Syrene ſo lange auf den Jahrmärkten für Geld hat ſehen laſſen, ohne daß ein Menſch hinter den Mechaniſmus der Maſchiene gekommen wäre; ſo rührt dieſes davon her, weil das Ungefähr Niemanden gerade die Dinge, aus deren Vergleichung eine ſolche Erfindung entſtehen mußte, zuſammen vor die Augen brachte. Unſerm Comus war das Ungefähr günſtiger geweſen. Aber warum wird der Mann gleichwohl in Frankreich nicht unter die Leute von großem Verſtande gerechnet? Deßwegen, weil ſein Mechaniſmus mehr eine Sache für Liebhaber, als etwas wirklich Nützliches iſt. Hätte derſelbe einen ſehr allgemeinen, ſehr ausgebreiteten Nutzen geſchafft; ſo iſt kein Zweifel, daß die Erkenntlichkeit des Publicums den Comus in die Claſſe der berühmteſten Männer geſetzt haben würde. Seine Erfindung hätte er dem Ungefähr, und den Titel eines Mannes von Genie der Wichtigkeit dieſer Erfindung zu danken gehabt.

Was fließt aus dieſem Exempel? Zweyerley:

Erſtlich, daß jeder neue Gedanke ein Geſchenk vom Ungefähr iſt; und

Zwey-

so kömmt es davon her, weil faſt keine Möglichkeit Statt hat, daß man ſich zweymal ganz genau in dem Zuſammenfluſſe von Umſtänden befindet, der dieſe Gedanken veranlaſſet hatte. Mithin hat man dergleichen Gedanken als Geſchenke des Ungefährs zu betrachten.

Zweytens, wenn es ſchon ſichre Methoden giebt, Gelehrte und ſo gar Leute von Verſtande zu ziehen; ſo hat man doch keine Methode, Genies und Erfinder zu bilden. Aber man halte nun das Genie für ein Geſchenk der Natur oder des Ungefährs, bleibt es nicht in beyderley Fällen, einmal wie das andre, die Wirkung einer Urſache, die von uns nicht abhängt? Und iſt dieſes, warum will man die mehr oder minder große Vollkommenheit der Erziehung für eine Sache von ſonderlicher Wichtigkeit halten?

Der Grund hiervon iſt ganz natürlich. Wenn das Genie auf der mehr oder minder großen Feinheit der Sinnen beruht; ſo kann der Unterricht nichts in der phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen ändern, kann ſo wenig dem Tauben Gehör, als dem Stummen Sprache verſchaffen; und ſo nach iſt alle Erziehung ſchlechthin vergeblich. Iſt hingegen das Genie zum Theil ein Geſchenk vom Ungefähr; ſo können die Menſchen, (nachdem ſie ſich zuförderſt, durch wiederholte Beobachtungen, von den Mitteln vergewiſſert haben, die das Ungefähr braucht, große Talente zu bilden,) ſo ziemlich die nämlichen Mittel anwenden; dadurch werden ſie dann ſo ziemlich die nämlichen Wirkungen zuwege bringen, und dergleichen große Talente unendlich vervielfältigen.

Man nehme an, um einen Mann von Genie hervorzubringen, müſſe ſich bey ihm das Ungefähr mit der Liebe zum Ruhme vereinigen. Man nehme ferner an, ein Menſch komme unter einer Regierung zur Welt, wo man Talente ſo wenig in Ehren hält, daß man ſie vielmehr verächtlich macht; ſo fällt in die Augen, daß in einem ſolchen Reiche der Mann von Genie völlig das Werk des Ungefährs ſeyn werde. —— In

*) Solche Geſellſchaften giebt es unter allen Völkern, und ſo gar unter den dümmſten, wenn ſie nur geſittet ſind.

1) Ich habe die Albernheit und tückiſche Bosheit der Theologen kennen gelernt. Von ihnen hat man alles zu befürchten. Mithin ſehe ich mich gezwungen, einerley Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit zu wiederholen, und immer die Verſicherung zu erneuern, daß ich das Ungefähr keinesweges für ein Weſen halte; daß

In der That wird ein ſolcher Mann entweder im Umgange leben, und in ſolchem Falle ſeine Liebe zum Ruhme der Hochachtung gegen die Talente zu danken haben, die er unter der Geſellſchaft, mit der er umgegangen iſt, etwan noch gefunden hat *); oder er wird in der Einſamkeit leben, und in ſolchem Falle wird er eben dieſe Liebe zum Ruhme dem Studium der Geſchichte, dem Andenken an die Ehrenbezeigungen, die vor Alters der Tugend und dem Talente zugeſtanden wurden, mit einem Worte dem Nichtwiſſen der Verachtung, welche ſeine Mitbürger für die eine ſo wohl, wie für das andre heegen, zu danken haben.

Hingegen nehme man an, ein ſolcher Menſch käme in einem Jahrhundert, und unter einer Regierungsform zur Welt, wo Verdienſte in Ehren gehalten würden. Dieſes vorausgeſetzt, iſt es offenbar, daß bey ihm ſeine Liebe zum Ruhm und ſein Genie keinesweges das Werk des Ungefährs, ſondern ein Werk der Verfaſſung des Staates ſelbſt, und folglich die Frucht ſeiner Erziehung ſeyn werde, als auf welche letztre die Form der Regierungen immer den größten Einfluß hat.

Sieht man den Verſtand und das Genie nicht ſo wohl für die Wirkung der Organiſation, als vielmehr für ein Werk des Ungefährs an 1); ſo iſt, wie ich bereits geſagt habe, nichts gewiſſer, als: wenn man eben die Mittel beobachtet, die das Ungefähr gebrauchet, große Männer zu bilden; ſo kann man, zu folge dieſer Beobachtung, einen Erziehungs-Plan modeln, durch den die Anzahl der großen Männer bey einer Nation vermehret, die Herrſchaft dieſes nämlichen Ungefährs unendlich verringert, und der ungeheure Antheil, den daſſelbe derma-

daß ich es nicht zur Gottheit mache; und daß ich unter dieſem Wore kurzum bloß „die Verkettung der Wirkungen“ verſtehe, „von denen wir die Urſachen nicht „wahrnehmen“. In dieſem Verſtande ſagt man vom Ungefähr, es führt den Würfel. Unterdeſſen weis doch ein jeder, daß die Art, den Becher zu ſchütteln und dieſen Würfel auszuwerfen, der zureichende Grund ſey, welcher macht, daß z. E. eher drey als vierzehn fällt.

dermalen an unſerm Unterricht hat, unglaublich verringert werden kann.

Hat es indeſſen ſeine Richtigkeit, daß wir unbekannten Urſachen, und nicht vorhergeſehenen Zufällen, immer die erſte Vermuthung, und folglich die Erfindung jedes neuen Gedankens zu verdanken haben; ſo wird wohl mithin das Ungefähr immer einen gewiſſen Einfluß auf die Verſchiedenheit des Verſtandes und der Köpfe bey den Menſchen behaupten? Das gebe ich zu; aber dieſer Einfluß hat auch ſeine Gränzen.

Drittes Kapitel.

Schranken, die der Macht des Ungefährs zu ſetzen ſind.

Wenn nicht beynah alle Dinge, ſo fern man ſie mit Aufmerkſamkeit anſieht, den Saamen zu einer oder der andern Entdeckung enthielten; wenn nicht das Ungefähr ſeine Geſchenke beynah in gleichem Grad austheilte, und einem jedem gewiſſe Gegenſtände in den Weg würfe, aus deren Vergleichung große und neue Gedanken entſtehen könnten: ſo würde der Verſtand beynahe gänzlich das Geſchenk vom Ungefähr ſeyn.

Man würde ſeiner Erziehung ſeine Wiſſenſchaft, dem Ungefähr aber ſeinen Verſtand zu danken haben; und nachdem jedem Menſchen das Ungefähr mehr oder weniger günſtig geweſen wäre, nachdem würde er auch mehr oder weniger Verſtand haben. Was lehrt uns nun aber in dieſem Stücke die Erfahrung? So viel lehrt ſie uns, daß die Ungleichheit am Verſtande bey uns nicht ſo wohl eine Folge von der gar zu ungleichen Austheilung der Geſchenke des Ungefährs, als vielmehr eine Wirkung der Gleichgültigkeit ſey, mit der wir dieſe Geſchenke annehmen.

So nach iſt die Ungleichheit am Verſtande bey verſchiednen Menſchen hauptſächlich als eine Folge des verſchiednen

Grades von Aufmerkſamkeit zu betrachten, den wir zur Beobachtung der Aehnlichkeiten und Unterſchiede, der Uebereinſtimmungen und Nicht-Uebereinſtimmungen, welche die verſchiedentlichen Gegenſtände unter einander haben, mitbringen. Nun iſt aber dieſe ungleiche Aufmerkſamkeit bey uns ein unausbleibliches Product von der ungleichen Stärke unſrer Leidenſchaften.

Es giebt keinen Menſchen, der ſich nicht, wenn er von einer hitzigen Begierde nach Ruhme beſeelet wird, jedesmal in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, die er treibt, mehr oder weniger auszeichnete. Wahr iſt es, daß zwiſchen zween Menſchen von gleich eifriger Begierde, ſich hervorzuthun, das Ungefähr dadurch den Vorzug entſcheidet, daß es dem Einen von beiden, Gegenſtände in den Weg wirft, aus deren Vergleichung fruchtbarere Gedanken und wichtigere Entdeckungen fließen. Mithin wird das Ungefähr vermöge des Einfluſſes, den es zu jeder Zeit auf die Wahl der Gegenſtände hat, die uns in den Weg kommen, auch jederzeit einigen Einfluß auf die Verſchiedenheit am Verſtande verſchiedner Menſchen behalten. Schränkt man die Macht deſſelben in ſolche enge Gränzen ein; ſo hat man alles Mögliche gethan. Man darf nicht erwarten, wenn man gleich die Erziehungs-Wiſſenſchaft auf einen noch ſo hohen Grad der Vollkommenheit brächte, daß ſie jemals aus allen Einwohnern eines Reiches lauter Leute von Genie machen werde. Was ſie thun kann, beſteht darinnen, daß ſie darinnen die Anzahl derſelben vergrößert, daß ſie aus der größten Menge von Bürgern Männer von Einſicht und Verſtande macht. Weiter erſtreckt ſich ihr Vermögen nicht. Das iſt aber auch hinlänglich, die Aufmerkſamkeit der Bürger rege zu machen, und ſie zur Cultur einer Wiſſenſchaft anzufeuern, deren Verbeſſerung überhaupt der Menſchheit ſo viel Glück, und inſonderheit den Nationen, die ſich damit abgeben wollten, ſo viele Vortheile verſchaffen könnte.

Ein Volk, bey dem öffentliche Erziehungs-Anſtalten einer gewiſſen Anzahl von Bürgern Genie, und faſt allen Bürgern geſunden Verſtand beybringen könnte, würde un-

ſtreitig das vornehmſte Volk in der ganzen weiten Welt ſeyn. Das einzige und zuverläßige Mittel, dieſe Wirkung zu Stande zu bringen, beſteht darinnen, daß man den Kindern bey guter Zeit die Strapaze der Aufmerkſamkeit zur Gewohnheit mache.

Aller Saame zu Entdeckungen, den das Ungefähr jedem Menſchen in den Weg wirft, bleibt ohne Frucht, wo fern ihn die Aufmerkſamkeit nicht fruchtbar macht. Die Seltenheit der Aufmerkſamkeit iſt Urſach an der Seltenheit des Genies. Aber was ſoll man thun, die Menſchen zum Fleiße, zur Anſtrengung zu zwingen? Man muß die Leidenſchaften der Nacheiferung, der Ehrbegierde und der Wahrheits-

2) Den Verrückten mag es meinethalben vergönnet ſeyn, wider die Leidenſchaften unaufhörlich zu ſchreyen. Was uns die Erfahrung in dieſem Stücke lehrt, iſt, daß es ohne Leidenſchaften weder einen großen Künſtler, noch einen großen General, weder einen großen Miniſter, noch einen großen Dichter, noch auch einen großen Philoſophen giebt: denn was den letztern anlangt, ſo beſteht die Philoſophie, wie die Entſtehung dieſes Wortes ſelbſt beweiſt, in der Liebe zur Weisheit und in Erforſchung der Wahrheit. Nun iſt aber jede Art Liebe eine Leidenſchaft. Mithin ſind es die Leidenſchaften geweſen, welche die Newtone, die Locke, die Bayle und ihres Gleichen beſtändig in ihren Arbeiten unterſtützet haben. Ihre Entdeckungen waren die Belohnung ihres fleißigen Nachdenkens. Dieſe Entdeckungen ſetzten ein lebhaftes, beſtändiges, unermüdetes Beſtreben nach Wahrheit, dieſes Beſtreben aber eine Neigung dazu, dieß heißt, Leidenſchaft voraus.

Man iſt kein Philoſoph, wenn einem Lügen oder Wahrheit gleichgültig iſt, und man deßhalb jener fälſchlich als philoſophiſch geprieſenen Fühlloſigkeit und Ruhe nachhängt, welche die Seele in Schläfrigkeit ſtürzt, und ihren Fortgang zur Wahrheit hemmt. Dieſer Zuſtand kann ſanft, man kann dabey vor der Mißgunſt und Wuth der Scheinheiligen geſichert ſeyn; und zu folge deſſen kann ſich der Faule klug preiſen; das gebe ich alles gern zu: aber er nenne ſich nur nicht einen Philoſophen. Was für Geſellſchaft iſt die ſchädlichſte für die Jugend? Die Geſellſchaft ſolcher klugen, bedachtſamen Männer; denn dieſe werden beym Jünglinge jede Art von Nacheiferung deſto zuverläßiger erſticken, weil ſie ihm in der Unwiſſenheit die ſicherſte Bruſtwehr wider alle Verfolgung, und folglich ſein Glück in der Unthätigkeit zeigen. Unter

heitsliebe in ihnen entflammen. Die ungleiche Stärke ihrer Leidenſchaften iſt es eben, die man bey ihnen als die Urſache der großen Ungleichheit ihres Verſtandes zu betrachten hat. —

Viertes Kapitel.

Von der Zweyten Urſache der Ungleichheit am Verſtande verſchiedner Menſchen.

Faſt alle Menſchen leben ohne Leidenſchaften, ohne Liebe zum Ruhme 2). Die meiſten Regierungen erregen bey ihnen, aus kleingeſinnter und falſcher Staats-Klugheit 3), die

Unter den Apoſteln des Müßigganges giebt es zwar zuweilen Leute von vielem Verſtand; allein das ſind ſolche Leute, bey denen ſich die Trägheit bloß von den Kränkungen und Verdrüßlichkeiten herſchreibt, die ihnen bey Erforſchung der Wahrheit begegnet ſind. Die andern ſind größten Theils mittelmäßige Köpfe; und was dieſe wünſchen, iſt weiter nichts, als daß alle Menſchen eben ſo ſeyn möchten, wie ſie. Bey ſolchen Leuten iſt es Neid, was ſie veranlaßt, Andern die Faulheit zu predigen.

Was ſoll man thun, um ſich von dem Verführeriſchen in ihren Reden nicht hinreißen zu laſſen? Man muß einen Verdacht in ihre Aufrichtigkeit ſetzen; man muß ſich erinnern, daß es entweder ein edles, oder ein niedriges Intereſſe iſt, was die Menſchen zum Reden bringt; daß jede Ueberlegenheit am Verſtande demjenigen verdrüßlich fällt, der nach dem Ruhme nichts fragt, und ſich in eine Trägheit einhüllt, die als philoſophiſch geprieſen wird; daß einem ſolchen Mann allemal daran gelegen iſt, die Keime einer Nacheiferung zu erſticken, bey der er gar zu viele über den Hals bekommen könnte, die ihm überlegen wären.

3) Die meiſten Deſpoten gehen mit dem Anſchlage ſchwanger, über lauter Sklaven zu herrſchen, und jedweden Menſchen in eine undenkende Maſchine zu verwandeln. Dergleichen Deſpoten laſſen ſich von dem Intereſſe des gegenwärtigen Augenblicks zum Irrthume verleiten; ſie vergeſſen, daß Blödſinn bey den Unterthanen ein Vorläufer von dem Falle der Könige iſt; daß dieſer Blödſinn ihr Reich zu Grunde richtet; und daß es, mit einem Wort, in die Länge leichter iſt, ein aufgeklärtes Volk zu regieren, als ein dummes.

die Begierde darnach ſo wenig, daß ſie ſelbige vielmehr lieber zu erſticken ſuchen. Alsdann werden freylich die Bürger gegen den Ruhm gleichgültig geſinnt, machen ſich wenig aus der allgemeinen Hochachtung, und geben ſich auch wenig Mühe, dieſelbe zu verdienen.

Ich finde an den meiſten Menſchen weiter nichts, als heißhungrige Handelsleute. Rüſten ſie ein Schiff aus; ſo geſchieht dieſes eben nicht in der Hoffnung, irgend einer neuen Weltgegend ihren Namen zu geben. Der gehoffte Gewinn iſt einzig und allein ihre Triebfeder; und was ihnen bange macht, iſt bloß, daß ſich ihr Schiff von den gewohnten Bahnen verirren möchte. Nun ſind aber dergleichen Bahnen gar nicht die Wege zu Entdeckungen. Wird das Fahrzeug durchs Ungefähr oder von einem Seeſturm an unbekannte Inſeln getrieben, und muß der Steuermann auf dieſen Inſeln einlaufen; ſo kennt er weder das Land, noch die Einwohner, und bekümmert ſich auch nicht darum. Er nimmt da friſches Waſſer ein, geht wieder unter Segel, und befährt aufs neue die Küſten, um daſelbſt ſeine Waaren umzuſetzen. Kömmt er endlich wieder in den Hafen; ſo takelt er ab, verſorgt die Niederlage des Eigenthümers mit den Schätzen und Waaren, die er mit nach Hauſe gebracht hat, und weis ihm nicht das mindeſte von Entdeckungen zu berichten, die er gemacht hätte.

Der **Columbus** giebt es wenig: und da auf den Seen dieſer Welt die Menſchen einzig und allein nach Ehrenſtufen, hohen Poſten, Credit und Reichthum geizen; ſo ſchiffen ſich nur Wenige in der Abſicht ein, Entdeckungen neuer Wahrheiten zu machen. Wie kann man ſich demnach wundern, wenn dergleichen Entdeckungen etwas Seltnes ſind?

Die Wahrheiten ſind von der Hand des Himmels hier und dar in einen dunkeln und unwegſamen Wald ausgeſtreut. Am Rande dieſes Waldes läuft ein Weg hin, der von unzähligen Wandersleuten bereiſet wird. Unter dieſen giebt es dann und wann Neugierige, denen die Dicke und Dunkelheit des Gehölzes ſelbſt die Begierde eingiebt, tiefer in daſſelbe

hinein

hinein zu dringen. Nun treten ſie eine Strecke hinein: wenn ſie aber bald in den Hecken hängen bleiben, bald von den Dornen geritzt werden; ſo werden ſie es gleich bey den erſten Schritten überdrüßig, geben das Unternehmen auf, und eilen zurück, um wieder auf die Landſtraße zu kommen. Andre hingegen, nur in geringer Anzahl, die nicht von einer abſichtsloſen Neugier, ſondern von einer lebhaften und beſtändigen Ruhmbegierde angeſpornt werden, dringen tiefer in den Wald hinein, ſteigen durch die Sümpfe hindurch, und laſſen nicht nach, ſich darinnen herum zu treiben, bis ihnen das Ungefähr endlich eine oder die andre mehr oder minder wichtige Wahrheit entdekket hat. Iſt dieſe Entdeckung gemacht; ſo kehren ſie gerades Weges um, wo ſie hergekommen ſind, brechen von dieſer Wahrheit einen Weg durch nach der Landſtraße: und dann ſieht ſelbige jeder Wandersmann im Vorbeygehen, weil ein jeder Augen hat, um ſie wahrzunehmen; und weil es ihm, um ſie ſelbſt zu entdecken, an weiter nichts gefehlt hatte, als an der eifrigen Begierde, ſie zu ſuchen, und an der nöthigen Geduld, um ſie zu finden.

Sucht ein Menſch, dem an der Erwerbung eines groſſen Namens gelegen iſt, eine wichtige Wahrheit zu erhaſchen; ſo muß er ſich mit der Geduld des Jägers waffnen. Es geht mit dem Philoſophen gerade ſo, wie mit dem Wilden. Macht der letztre die geringſte Bewegung; den Augenblick entgeht ihm ſein Wildpret: und giebt der erſtre im mindeſten der Zerſtreuung Raum; ſogleich entwiſcht ihm die Wahrheit. Nun iſt aber nichts mühſamer und beſchwerlicher, als wenn man ſeinen Leib und ſeinen Geiſt eine lange Zeit in einerley Stande der Unbeweglichkeit oder der Aufmerkſamkeit erhalten ſoll; dieß iſt alſo bloß die Frucht einer mächtigen Leidenſchaft. Was dieſe Wirkung bey dem Wilden thut, iſt das Bedürfniß zu eſſen; bey dem Philoſophen iſt es das Bedürfniß des Ruhmes.

Aber was ſtellt dergleichen Bedürfniß des Ruhmes vor? Nichts andres, als das Bedürfniß des Vergnügens ſelbſt. Daher iſt auch der Bürger in jedwedem Lande, wo ihm der

Ruhm keine Gewährleiſtung mehr für ſein Vergnügen iſt, gegen den Ruhm ſelbſt gleichgültig geſinnt; und ein ſolches Land iſt eben ſo unfruchtbar an Genies, als an Entdeckungen. Unterdeſſen giebt es jedoch kein einziges Land, das nicht gleichwohl noch von Zeit zu Zeit berühmte Männer hervorbrächte; weil es kein einziges giebt, wo ſich nicht dann und wann einer oder der andre Bürger fände, den, wie ich bereits geſagt habe, die Lobſprüche, die in der Geſchichte den Talenten in Menge beygelegt werden, rühren; den daher die Begierde ankömmt, ſich ähnliche Lobſprüche zu verdienen; und der ſich zu dem Ende auf die Lauer legt, um eine oder die andre neue Wahrheit zu erhaſchen. Beharrt er nun eiſenfeſt bey ſeinem Nachforſchen; gelangt er zu ſeiner gewünſchten Entdeckung; wird er auf ſeine gemachte Eroberung ſtolz, und bringt ſie dann im Triumphe zurück in ſein Vaterland: wie muß er nicht ſtutzen, wenn ihn die Gleichgültigkeit, mit der man ſie aufnimmt, endlich lehrt, wie geringe man ſelbige ſchätze!

Alsdann ſieht er erſt ein, daß er zur Vergeltung für die Beſchwerlichkeiten und Strapazen, welche die Erforſchung der Wahrheit erfodert hat, zu Hauſe wenig Namen und viel Verfolgung haben wird; er läßt den Muth ſinken, wird der Sache ſatt, nimmt ſich nicht weiter die Mühe, Entdeckungen zu machen, ergiebt ſich der Trägheit und Unthätigkeit, und bleibt in ſeiner angetretenen Laufbahn auf halbem Wege ſtehen.

Unſre Aufmerkſamkeit iſt flüchtig; ſollen wir ſie feſthalten, ſo werden hierzu gewaltſame Leidenſchaften erfodert. Ich kann allenfalls glauben, daß jemand, um ſich die Zeit zu vertreiben, eine Seite voll Ziffern durchrechnet; aber man rechnet gewiß keinen ganzen Band durch, ſo lange man nicht durch das mächtige Intereſſe ſeines Ruhmes oder ſeines Vermögens dazu genöthigt wird. Was die gleichgute Anlage, welche die Menſchen zum Verſtande haben, in Thätigkeit ſetzt, ſind die Leidenſchaften. Ohne ſie iſt dieſe Anlage bey ihnen weiter nichts, als eine todte Kraft.

Noch

Noch einmal, was iſt der Verſtand? Die Erkenntniß der wahren Verhältniſſe und Beziehungen, die eine gewiſſe Anzahl von Gegenſtänden unter einander, und auf uns haben. Wie gelangt man zu dieſer Erkenntniß? Durch Nachdenken, durch Vergleichung der Gegenſtände. Aber was ſetzt dieſe Vergleichung voraus? Daß uns mehr oder weniger daran gelegen ſeyn muß, Vergleichungen unter ihnen anzuſtellen. Mithin iſt der Verſtand bey uns die Frucht von dieſem Intereſſe, und nicht von der mehr oder minder großen Feinheit unſrer Sinnen.

Allein, wird man ſagen, wenn die Stärke unſrer Leibes-Conſtitution auch Stärke in unſern Begierden nach ſich zöge; wenn der Menſch ſein Genie ſeinen Leidenſchaften, und ſeine Leidenſchaften ſeinem Temperamente zu danken hätte: ſo würde, dieſes vorausgeſetzt, das Genie noch immer bey uns die Wirkung der Organiſation, und folglich noch immer ein Geſchenk der Natur ſeyn?

Auf der Unterſuchung dieſes einzigen Punctes beruht nunmehr dieſe ganze wichtige Frage; und die Prüfung dieſes Umſtandes ſoll uns zur pünctlichen Auflöſung derſelben behülflich ſeyn. —

Vierter Abſchnitt.

Die Menſchen, die nur nach der gemeinen Art gut organiſiret ſind, ſind alleſammt einerley Grades von Leidenſchaft fähig; die ungleiche Stärke derſelben iſt bey ihnen jederzeit eine Folge von der Verſchiedenheit der Lagen, worein ſie das Ungefähr ſetzt. Jedes Menſchen Original-Charakter iſt, (wie Paſcal anmerkt,) bloß die Frucht ſeiner erſten Angewohnheiten.

Erſtes Kapitel.

Wie wenig Einfluß die Organiſation und das Temperament auf die Leidenſchaften und den Charakter der Menſchen haben.

Wenn ſich itzt das Kind vom Mutterleibe losarbeitet und die Pforten zum Leben durchbricht; ſo kömmt es in ſelbigem Augenblick ohne Begriffe und ohne Leidenſchaften zur Welt. Das einzige Bedürfniß, welches es empfindet, iſt Hunger. Mithin laſſen ſich in der Wiege die Leidenſchaften des Hochmuthes, des Geizes, des Neides, der Ehrſucht, der Begierde nach Hochachtung und Ruhme noch nicht ſpüren. Dieſe neu erfundene *), mitten in den Flecken und Städten entſtandene Leidenſchaften ſetzen ſchon Verabredungen und Geſetze, die unter den Menſchen bereits einge-

*) In Europa kann man unter die Zahl der neu erfundenen oder ſelbſtgemachten Leidenſchaften auch die Eiferſucht rechnen. Man iſt da eiferſüchtig, weil man da eitel iſt. Die Eiferſucht macht faſt in allen großen europäiſchen Liebes-Verſtändniſſen ein weſentliches Stück aus. In Aſien hat es eben nicht gleiche Bewandtniß. Da kann die Eiferſucht eine bloße Wir-

eingeführt ſind, und folglich Vereinigung der Menſchen zur Geſellſchaft voraus. Mithin würden dergleichen Leidenſchaften ſo wohl demjenigen ganz unbekannt ſeyn, der in dem Augenblicke ſeiner Geburt durch Seeſturm und Waſſerwogen auf eine wüſte Inſel geworfen, und daſelbſt, wie Romulus, von einer Wölfinn aufgeſäugt worden wäre, als auch demjenigen, der währender Nachtzeit von einer Fey oder einem Genius entführet, und in eines von jenen bezauberten und einſamen Schlöſſern verſeßet würde, worinnen vor Alters ſo viele Prinzeßinnen und Ritter herum irrten. Wenn man nun aber ohne Leidenſchaften auf die Welt kömmt; ſo iſt einem auch kein Charakter angebohren. Der Charakter, den die Liebe zum Ruhm in uns erzeugt, iſt ein erworben Gut, und folglich eine Wirkung des Unterrichts. Aber ſollte uns nicht die Natur gleich von der zarteſten Kindheit an mit der Art von Organiſation verſehen, die dazu erfodert wird, den und den Charakter in uns zu bilden? Auf was für Grund will man dergleichen Vermuthung bauen? Hat man etwan wahrgenommen, daß eine gewiſſe Diſpoſition in den Nerven, in den flüßigen Theilen, oder in den Muskeln unveränderlich einerley Denkungsart mit ſich brächte; daß die Natur gewiſſe Fibern des Gehirnes Einigeh weniger, und dagegen Andern mehr gäbe; daß ſie folglich dieſen leztern jedesmal eine heftige Begierde nach Ruhm einflößte? Will man annehmen, die Charaktere der Menſchen wären eine Folge von der Organiſation; was würde die Erziehung ausrichten können? Aendert wohl Sittenlehre die phyſiſche Beſchaffenheit des Menſchen? Hilft wohl der richtigſte Grundſaß dem Tauben wieder zu ſeinem Gehöre? Können die weiſeſten Lehren eines Informators den Rücken eines Bucklichen gerade, können ſie einem

Wirkung von der Liebe der phyſiſchen Vergnügungen ſeyn. Da weis man aus Erfahrung, je mehr die Begierden der Sultaninnen eingeſchränkt werden, deſto lebhafter ſind ſie; deſto mehr Vergnügen machen und genießen dieſe Damen. Die Eiferſucht, die daſelbſt eine Tochter der Schwelgerey der Sultane und Vizire iſt, kann da Serrails bauen und die Weiber darinnen einſperren.

Hinkenden das Bein länger machen? Können ſie den Wuchs eines Pygmäen vergrößern? Was die Natur macht, das kann auch ſie allein wieder vernichten. Die einzige Geſinnung, die ſie uns von Kindheit an in unſre Herzen geprägt hat, iſt die Liebe zu uns ſelbſt. Dieſe Liebe gründet ſich auf die phyſiſche Empfindlichkeit, und alle Menſchen haben ſie mit einander gemein. Daher mag auch ihre Erziehung ſo verſchieden ſeyn, als ſie immer will, ſo iſt dieſe Geſinnung bey ihnen allemal die nämliche. Daher hat man auch zu allen Zeiten und in allen Ländern ſich ſelbſt vorzüglich vor andern geliebt; wie man ſich denn noch itzt ſo liebt und ſich immer ſo lieben wird. Wenn ſich der Menſch in allen ſeinen übrigen Geſinnungen ändert; ſo rührt es daher, weil jedwede andre bey ihm die Wirkung moraliſcher Urſachen iſt. Sind nun aber dieſe Urſachen veränderlich; ſo müſſen es ihre Wirkungen auch ſeyn. Um dieſe Wahrheit durch Erfahrungen im Großen zu beſtätigen, will ich vor allen Dingen die Geſchichte der Nationen darüber zu Rathe ziehen.

Zweytes Kapitel.

Von den Veränderungen, die ſich in dem Charakter ganzer Nationen ereignet, und den Urſachen, welche dieſe Veränderungen nach ſich gezogen haben.

Jedwede Nation hat ihre eigne Art und Weiſe, zu ſehen und zu empfinden, die ihren Charakter ausmacht; und bey allen Völkern ſchlägt dieſer Charakter entweder auf einmal um, oder er verändert ſich nur allmählich, je nachdem ſich in der Form ihrer Regierung, und folglich in dem öffentlichen Erzie-

*) Die Form der Regierung, unter der man lebt, hat allemal Theil an unſerer Erziehung.

1 Manche haben beym Kriege den Ungeſtüm im Angriffe für den unterſcheidenden Charakter der Franzoſen gehalten: allein dieſer Ungeſtüm macht keinen Charakter aus, ſie haben ihn auch mit den Türken,

Erziehungs-Weſen, plötzliche oder allmähliche Veränderungen zutragen *).

Der Charakter der Franzoſen, der nun ſchon ſeit langer Zeit für luſtig gehalten wird, iſt doch nicht immer ſo luſtig geweſen. Der Kaiſer Julian ſagt von den Pariſern: ich liebe ſie, weil ihr Charakter, wie der meinige, ſtreng 1) und ernſthaft iſt.

Mithin ändert ſich der Charakter der Völker. Aber zu welcher Zeit iſt dieſe Veränderung am ſichtbarſten wahrzunehmen? Zu den Zeiten der Revolution, wenn die Völker mit einmal aus dem Stande der Freyheit in den Stand der Sklaverey gerathen. Alsdann wird ein Volk, das vorher ſtolz und kühn war, ſchwach und kleinmüthig; es getraut ſich nicht, ſeine Augen gegen den Mann aufzuſchlagen, der in einem hohen Poſten ſteht; es wird beherrſchet, und bekümmert ſich wenig darum, wer ſein Beherrſcher iſt. Mit einem Wort, ein ſolches Volk wird muthlos, und denkt, wie der Eſel in der Fabel: meinethalben mag mein Herr ſeyn, wer will; eine ſchwerere Laſt werde ich doch nicht zu tragen bekommen. So heftig einem freyen Bürger der Ruhm ſeiner Nation am Herzen liegen mag; ſo gleichgültig iſt hingegen ein Sklave gegen das gemeine Beſte geſinnt. Sein, aller Thätigkeit und alles Nachdruckes beraubtes, Herz iſt ohne Tugenden, ohne Verſtand, ohne Talente; die Kräfte ſeiner Seele liegen erſtarrt; er vernachläßigt die Künſte, den Handel, den Ackerbau u. ſ. f. Für knechtiſche Hände, ſagen die Engländer, iſt es gar keine Sache, zu arbeiten und den Erdboden fruchtbar zu machen. Ein Simonides landet an einem deſpotiſchen Reich, und findet daſelbſt keine Spuren von Menſchen. Das freye Volk iſt beherzt, freymüthig,

Türken, und überhaupt mit allen den Nationen gemein, die an keine ſtrenge Kriegszucht gewöhnet ſind. Zudem ſind die Franzoſen noch wohl fähig, ſtrenge Kriegszucht zu lernen. Der König von Preuſſen hat Franzoſen unter ſeinen Armeen; und da machen ſie alles ſammt die kriegeriſchen Uebungen auf preußiſchen Fuß.

menſchenliebend und treu 2). Das ſklaviſche Volk iſt feigherzig, treulos, verrätheriſch, barbariſch; es treibt ſeine Grauſamkeit bis zum Uebermaaße. Wenn der allzuſtrenge Officier im Augenblicke des Treffens von dem gemißhandelten Soldaten alles zu befürchten hat; wenn der Tag der Schlacht für den leztern ein Tag der Ahndung iſt: ſo wird der Tag des Aufruhres ebenfalls, für den unterdrückten Sklaven, der ſchon lange ſehnſüchtig erwartete Tag der Rache; und dann iſt dieſe Rache um deſto entſetzlicher, je länger die Furcht den Grimm dieſer Rache auf Einen Punct concentriret hat *).

Welch ein frappantes Gemälde von einer plötzlichen Veränderung in dem Charakter einer Nation bietet uns nicht die Römiſche Geſchichte dar! Welches Volk hat vor Erhebung der Cäſarn mehr Stärke, mehr Tugend, mehr Liebe zur Freyheit, mehr Abſcheu vor der Sklaverey zu Tage gelegt; und welches Volk verrieth nachher, (als ſich die Cäſarn auf ihrem Throne befeſtiget hatten,) mehr Schwäche und kriechendes Weſen 3)? Seine Niederträchtigkeit ermüdete ſo gar einen Tiberius.

Trajan bietet ihm die Freyheit wieder an; aber ſie iſt ihm ſchon gleichgültig, und es ſchlägt ſie aus. Es verſchmäht

2) Die Wörter, treu und höflich, ſind nichts weniger als gleichgeltend. Ein ſklaviſches Volk kann gar wohl höflich ſeyn. Es iſt gewohnt, ſich zu fürchten; und dieſe Furcht muß es ihm wohl eintrichtern, daß es Bücklinge machen lernt. Ein ſolches Volk. iſt oftmals höflicher, aber allemal minder treu, als ein freyes Volk Die Negocianten aller Länder rühmen die zuverläßige Treue der Engliſchen Handelsleute. Der freye Mann iſt insgemein der ehrliche Mann.

*) Die Abſetzung des Nabobs Jaffier-Ali-Khan, welche in der Leidener Zeitung vom 23ſten Junius 1761. berichtet ward, iſt ein Beweis hiervon. —

3) Bey einer erniedrigten Nation findet man nicht einmal unter ihren beſten Bürgern Charaktere von einer gewiſſen Größe der Seele. Edle und ſtolze Seelen würden unter derſelben gar zu ſehr von den übrigen abſtechen.

4) Wer iſt im Orient der Mann, der am meiſten gelobt wird? der Mann, der am meiſten

ſchmäht dieſe Freyheit, die ſeine Vorfahren mit ihrem ganzen Blute bezahlet hätten. Nunmehr ändert ſich in Rom alles; und an die Stelle jenes hartnäckigen und ernſten Charakters ſieht man jenen leichtſinnigen und läppiſchen Charakter treten, den ihnen Juvenal in ſeiner zehnten Satyre vorrückt.

Verlangt man ein Exempel von einer ähnlichen Veränderung aus neuern Zeiten; ſo vergleiche man nur die Engländer, wie ſie heut zu Tage ſind, mit den Engländern zu Heinrichs des Achten, zu Eduard des Sechſten, zu Mariens, und zu Eliſabeths Zeiten. Dieſes Volk, das itzt ſo menſchlich, ſo tolerant, ſo aufgeklärt, ſo frey, ſo erfinderiſch und arbeitſam, ſo ſehr Freund der Künſte und der Philoſophie iſt, war damals weiter nichts, als ein ſklaviſches, unmenſchliches, abergläubiſches Volk, ohne Künſte und ohne geſchäftigen Fleiß.

Maaßt ſich ein Fürſt einer unumſchränkten Gewalt über ſeine Völker an; ſo kann er ſich verſichert halten, daß er dadurch den Charakter derſelben verändern, ihre Seele entnerven, und ſie furchtſam und niederträchtig machen werde 4). Seine Unterthanen werden von Stund an gegen den Ruhm gleichgültig geſinnt, und verlieren jene kühne und entſchloſſene Ge-

ſten Tyrann iſt, und vor dem man ſich am meiſten fürchtet, weil er der verabſcheuungswürdigſte Menſch iſt. Aber dieſer, bey ſeinen Lebzeiten ſo ſehr geprieſene Tyrann kann alſo doch wohl glauben, er werde ewig der Abgott ſeiner Völker, und ein immerwährender Gegenſtand ihrer Liebe bleiben? Wenn die Geſchichte endlich das Bild von ihm zeichnet, ſo geſchieht dieſes erſt lange nach ſeinem Tode. Was für ein Mittel bleibt alſo wohl dem morgenländiſchen Monarchen übrig, mit Gewißheit zu erfahren, ob er die Hochachtung und das Bedauren ſeiner Unterthanen wirklich mit ſich ins Grab nehme? Hierzu giebt es nur ein einziges; und dieſes beſteht darinnen, daß er über ſich ſelbſt nachdenke, und ſich prüfe, ob er ſich das Glück ſeiner Unterthanen beſtändig angelegen ſeyn laſſen, und ob er bey allem ſeinen Thun und Laſſen niemals auf etwas andres, als auf das National-Intereſſe, geſehen hat. Iſt er gegen dieſes von je her gleichgültig geſinnt geweſen; ſo kann

Gemüthsart, die dazu gehört, alle Arbeiten auszuhalten, und allen Gefahren zu trotzen. Die Laſt der willkührlichen Gewalt zerbricht in ihnen das Triebrad des Wetteifers.

So bald der Fürſt keinen Widerſpruch vertragen kann 5), und dem freymüthigen Manne den Namen eines unruhigen Kopfes beylegt; ſo hat er von Stund an bey ſeiner Nation den Charakter der Freymüthigkeit ausgerottet, und an deſſen Stelle den Charakter der Falſchheit eingeführt. Wenn ein ſolcher Fürſt, der nothwendig alsdann ſeinen Schmeichlern in die Hände geräth, nachher in kritiſchen Zeit-Puncten nichts, als Leute ohne Verdienſte, um ſich ſieht; wem hat er die Schuld beyzumeſſen? Sich allein; er ſelber hat ſie zu ſolchen Leuten gemacht.

Wenn man die üblen Folgen der Knechtſchaft erwägt, wer ſollte wohl glauben, daß es noch Fürſten gäbe, die kleingeſinnt genug wären, um über Sklaven herrſchen zu wollen; Fürſten, die dumm genug wären, um die traurigen Verwandelungen, die der Deſpotiſmus in dem Charakter ihrer Unterthanen bewirkt, nicht zu erkennen.

Was

kann er nur, man mag ihm auch Lobſprüche geben, ſo viel man immer will, verſichert ſeyn, daß ſein Name bey der Nachwelt verächtlich ſeyn werde. Der Tod iſt Ithuriels Lanze; er zerſtört das Zauberwerk der Lügen und der Schmeicheley.

Was der Tod bey den Sultanen bewirkt, das bewirkt bey den Viziren ſchon die Ungnade. So lange dieſe in ihrem hohen Poſten ſitzen; ſo lange giebt es keine Lobſprüche, die man nicht an ſie verſchwendete, und keine Talente, die man ihnen abſpräche. Verlieren ſie aber ihren Poſten; ſo ſind ſie alsdann weiter nichts mehr, als was ſie waren, ehe ſie dazu erhoben wurden; oftmals ganz alltägliche Menſchen ohne alles Genie.

5) Sollte ſich der Deſpot, der wider Feinde von außen niemals im voraus gerüſtet iſt, wohl ſchmeicheln können, daß Völker, die es gewohnt worden, unter der Geißel der Macht zu zittern, und kriechend genug ſind, um ſich feighers ziger Weiſe des Eigenthums ihrer Güter, ihres Lebens, und ihrer Freyheit berauben zu laſſen, ihn wider den Angriff eines mächtigen Feindes vertheidigen werden? Ein Monarch muß nur wiſſen, wenn er die Kette zerbricht, die das Intereſſe jedes Privat-Mannes mit

dem

Was iſt die willkühꝛliche Gewalt? Ein Saame von allerhand Unfällen, der ſich, wann er einmal auf den Grund und Boden eines Staats ausgeſtreuet iſt, alsdann daſelbſt entwickelt, um darinnen die Frucht des Elendes und der Verwüſtung zu tragen. Man glaube nur hierinnen dem Könige von Preußen. „Nichts iſt beſſer“, ſagt er in einer Rede, die in der Verſammlung der Berliner Akademie vorgeleſen worden iſt, „als die willkühꝛliche Regierungs-Form, aber „unter gerechten, menſchlich geſinnten und tugendhaften Für„ſten; nichts iſt ſchlimmer, unter den Königen, wie ſie ins„gemein ſind“. Wie viel ſolche Könige giebt es aber nicht! Wie viel Titus, wie viel Trajane und Antonine zählen wir denn? So denkt ein großer Mann. Welch eine Hoheit der Seele, welch eine Einſicht ſetzt nicht ein ſolches Geſtändniß bey einem Monarchen voraus! Und in der That, was hat man von der deſpotiſchen Gewalt zu erwarten? Oftmals den Untergang des Deſpoten, und allemal den Untergang ſeiner Nachkommenſchaft 6). Der Stifter einer ſolchen Macht verpfändet ſein Königreich gegen ein verlohren Capital. Nichts

dem Intereſſe des Publicums verbindet; ſo vernichtet er damit alle Tugend. Iſt die Tugend in einem Reich einmal ausgerottet, ſo ſtürzt daſſelbe in ſeinen Untergang; die Pfeiler des deſpotiſchen Thrones müſſen ſich unter ihrer Laſt ſenken. Da ſeine Stärke einzig und allein auf der Stärke ſeiner Armee beruht; ſo werden, wenn dieſe Armee zu Grunde gerichtet iſt, ſeine Unterthanen von aller Furcht befreyet ſeyn, und es wohl bleiben laſſen, weiter für ihn zu fechten. Zwo bis drey Schlachten haben im Orient das Schickſal der größten Staaten entſchieden. Darius, Tigranes, Antiochus, ſind der Beweis hiervon. Die Römer hatten vier hundert Jahr hindurch zu fechten, ehe ſie das freye Italien unter ihre Botmäßigkeit bringen konnten; und da ſie ſich das knechtiſche Aſien unterwürfig machen wollten, brauchten ſie weiter nichts zu thun, als daß ſie ſich dort blicken ließen.

6) Der Deſpot ſollte, ſchon um des Intereſſe ſeines Ruhmes und ſeiner eignen Sicherheit willen, eben die Philoſophen, die er haßt, als Freunde, und hingegen als Feinde, eben die Höflinge betrachten, die er lieb und werth hält, und die ihn als kriechende Schmeich-

Nichts als das übel verſtandene Intereſſe der königlichen Würde auf Lebenszeit, dieß heißt, das Intereſſe des Hochmuthes, der Trägheit, oder einer andern ähnlichen Leidenſchaft, verleitet ihn, lieber einen ungerechten und grauſamen Deſpotismus über unglückliche Sklaven auszuüben 7), als eine geſetzmäßige und durchgängig beliebte Regierung über ein freyes und beglücktes Volk zu führen. Willkührliche Gewalt iſt ein unbedachtſames Kind, das unaufhörlich das Zukünftige dem Gegenwärtigen aufopfert.

Der fürchterlichſte Feind des gemeinen Beſten iſt nicht die innerliche Unruhe, nicht der Aufſtand; ſondern der Deſpotiſmus 8). Er verändert den Charakter einer Nation, und macht ihn jedesmal ſchlimmer; indem er nichts, als Laſter, mit ſich in den Staat bringt. Man laſſe die Macht eines Indianiſchen Sultans auch noch ſo groß ſeyn; er wird doch in ſeinen Staaten nimmermehr edelmüthige Bürger ziehen. Bey ſeinen Sklaven wird er nimmermehr die Tugenden freyer Männer antreffen. Die Chymie kann aus einem gemiſchten Körper nur gerade ſo viel Gold abſcheiden, als ſelbiger bey ſich führt; und die allerwillkührlichſte Gewalt bringt aus einem Skla-

Schmeichler aller ſeiner Laſter, zu den Miſſethaten reizen, die den Weg zu ſeinem Falle bahnen.

7) An was für einem Kennzeichen unterſcheidet man die willkührliche Gewalt von der geſetzmäßigen? Sie geben alle beide ihre Geſetze, legen alle beide den Uebertretern dieſer Geſetze die Todes- oder andre geringere Strafen auf; brauchen alle beide die Stärke des gemeinen Weſens, dieß heißt, die Stärke der Nation, um entweder ihre Befehle rechtskräftig zu erhalten, oder auch den Angriff des Feindes zurücke zu weiſen? Freylich wohl; aber, ſagt Locke, ſie gehen darinne von einander ab, daß die erſte von dieſen beiderley Mächten die Stärke des gemeinen Weſens mißbraucht, um eigenſinnige Grillen zu befriedigen, und ihre Mitbürger zu Knechten zu machen; da ſich hingegen die andre derſelben bedient, um ſich bey ihren Nachbarn ehrwürdig zu machen, die Bürger des Staats bey dem Eigenthum ihrer Güter, ihres Lebens, und ihrer Freyheit zu ſchützen, und ihr Glück zu vergrößern. Mit einem Worte, wenn man die National-Stärke zu irgend einem

Sklaven niemals mehr heraus, als die Niederträchtigkeit, die in ihm ſteckt.

Die Erfahrung beweiſt demnach, daß ſich der Charakter und die Denkungsart der Völker mit der Form ihrer Regierung verändern; daß eine andre Regierung wechſelsweiſe der nämlichen Nation einen erhabnen oder niedriggeſinnten, einen ſtandhaften oder leichtſinnigen, einen beherzten oder ſchüchternen Charakter ertheile.

Mithin bringen die Menſchen entweder gar keine Diſpoſition, oder Diſpoſitionen zu allen einander entgegen geſetzten Laſtern und Tugenden, mit ſich auf die Welt. Mithin ſind ſie auch weiter nichts, als wozu ſie die Erziehung macht. Wenn der Perſianer keinen Begriff von der Freyheit, und der Wilde keinen Begriff von der Knechtſchaft hat; ſo iſt dieſes eine Folge von dem verſchiednen Unterrichte, den ſie beide gehabt haben.

Warum nimmt man anfänglich bey allen Franzoſen, ſagen die Ausländer, nur einerley Denkungsart und einerley Charakter, ſo wie einerley Phyſionomie bey allen Schwarzen wahr? Deßwegen, weil die Franzoſen nicht nach eigner Einſicht denken und urtheilen 9); ſondern ſo, wie die Leute denken

einem andern Zweck anwendet, als zum allgemeinen Nutzen; ſo iſt es ein Verbrechen. Mithin läßt ſich die willkührliche und die geſetzmäßige Gewalt an der verſchiednen Art und Weiſe unterſcheiden, wie die National-Stärke angewendet wird.

8) Dafür hielt den Deſpotiſmus wenigſtens der tugendhafte Tullius, ſechſter König von Rom; er hatte das Herz, der königlichen Gewalt ſelbſt Schranken zu ſetzen.

9) Wenn man unter die verſchiedentlichen Urſachen, warum Frankreich in dem letzten Kriege ſo ſchlechtes Glück hatte, die Mißgunſt, die Unerfahrenheit der Generale, und ihre gleichgültige Geſinnung gegen das gemeine Beſte zählt; ſo ſollte man dabey vielleicht auch den Krebsſchaden der Mönchs-Einfalt mit in Anſchlag bringen, der damals ſchon anfieng, ſich über alle Gemüther zu verbreiten. Gegenwärtig darf der Franzoſe gar nicht mehr ſelbſt denken. Er wird auch von Tage zu Tage immer weniger denken, und von Tage zu Tage immer weniger furchtbar werden.

ken und urtheilen, die bey ihnen in den höchſten Poſten ſtehen. Aus dieſem Grunde muß ihre Art und Weiſe, zu ſehen, ziemlich gleichförmig werden. Es geht mit den Franzoſen gerade ſo, wie mit ihren Weibern. Wenn ſich dieſe geſchminkt haben; und nun im Schauſpiele daſitzen; ſo ſieht es nicht anders aus, als ob ſie alle zuſammen einerley Geſicht hätten. Ich weis wohl, wenn man Aufmerkſamkeit anwendet, entdeckt man immer einen oder den andern Unterſchied zwiſchen den Charaktern und Denkungsarten verſchiedner einzelner Menſchen; allein es gehört Zeit dazu, dieſen Unterſchied ausfindig zu machen.

Die Unwiſſenheit der Franzoſen, die Inquiſition ihrer Policey, das Anſehen ihrer Geiſtlichkeit, machen überhaupt, daß ſie ſich unter einander ähnlicher ſehen, als man es in allen andern Ländern der Welt iſt. Wenn ſich nun aber der Einfluß der Regierungs-Form auf die Sitten und den Charakter der Völker ſo weit erſtreckt; welch eine Veränderung müſſen denn nicht die Veränderungen, die ſich in ihrem Glück und in ihrer Lage ereignet haben, in den Sitten und dem Charakter der Privat-Leute nach ſich ziehen!

Drittes Kapitel.

Von den Veränderungen, die ſich in dem Charakter einzelner Menſchen ereignen.

Was ſich im Großen, und auf eine in die Augen fallende Art, bey ganzen Nationen zuträgt, das trägt ſich auch im Kleinen, und auf eine nicht ſo ſichtbare Art, bey einzelnen Menſchen zu. Faſt jedwede Veränderung in der Lage ihrer Umſtände zieht auch eine Veränderung in ihren Charakteren nach ſich. Ein Mann iſt zum Exempel ſtrenge, verdrüßlich, gebieteriſch; er ſchilt, er mißhandelt ſeine Sklaven, ſeine Kinder und ſeine Bedienten. Das Ungefähr führt ihn in einem Wald irre; und weil die Nacht da iſt, legt er ſich in eine Höhle. In dieſer Höhle liegen Löwen und ſchlafen.

Wird dieſer Mann hier wohl ſeine hartherzige und mürriſche Gemüthsart behalten? Nichts weniger; er ſchleicht ſich auf den Zehen in einen Winkel der Höhle, und hütet ſich wohl, die Wuth dieſer wilden Thiere nur durch die geringſte Gebehrde rege zu machen.

Aus der Höhle des phyſiſchen Löwen verſetze man einmal dieſen nämlichen Mann in die Mördergrube des moraliſchen Löwen; man feßle ihn im Dienſt eines grauſamen und deſpotiſchen Fürſten; ſo wird dieſer Mann im Beyſeyn des Herrn ſanftmüthig und gelaſſen ſeyn; ja er wird vielleicht der niederträchtigſte und kriechendſte unter den Sklaven deſſelben werden. — Allein, wird man ſagen, ſein Charakter arbeitet nur unter dem Zwang, und wird im Grunde nicht verändert ſeyn; er iſt wie ein Baum, den man mit Gewalt niedergebogen hat; und ſeine natürliche Elaſticität wird ihm gar bald wieder ſeine vorige Geſtalt geben. — Ey! wie? bildet man ſich wohl ein, wenn ein ſolcher Baum etliche Jahre lang durch dicke Seile in eine gewiſſe Krümmung gezwungen worden iſt, daß er ſich jemals wieder aufrichten könne? Wer mich verſichert, man könne den Gemüthsarten wohl Zwang anthun, aber ſie damit nicht ändern, der ſagt mir weiter nichts, als ſo viel: Gewohnheiten, die man ſchon ſeit langen Zeiten an ſich gehabt hat, laſſen ſich nicht in einem Augenblick ausrotten.

Der Mann von übler Laune behält dieſe üble Laune, weil er immer einen oder den andern um ſich hat, der unter ſeiner Botmäßigkeit ſteht, und an dem er ſie auslaſſen kann. Aber man halte ihn nur lange genug feſt vor den Augen des Löwen und des Deſpoten; ſo iſt kein Zweifel, daß ein langwieriger, immer wiederholter, und endlich zur Gewohnheit gewordener Zwang ſeinen Charakter nicht ſollte ſanftmüthiger machen. Ueberhaupt, ſo lange man noch jung genug iſt, daß man neue Gewohnheiten annehmen kann; ſo lange ſind die einzigen unheilbaren Fehler und Laſter nur ſolche, die ſich nicht verbeſſern laſſen, ohne daß man Mittel anwendet, deren Gebrauch die Sitten, die Geſetze und das Herkommen nicht

verſtatten. Der Erziehung iſt nichts unmöglich; ſie macht, daß der Bär tanzen lernt.

Man denke nur über dieſe Materie weiter nach; ſo wird man einſehen, daß unſre urſprüngliche Natur, wie **Paſcal** und die Erfahrung beweiſen, weiter nichts ſey, als unſre erſte Angewöhnung *).

Der Menſch kömmt ohne Begriffe, ohne Leidenſchaften zur Welt; er iſt zum Nachahmen gebohren; er iſt folgſam gegen das Beyſpiel, das er ſieht: folglich hat er ſeine Angewohnheiten und ſeinen Charakter bloß dem Unterrichte zu danken. Nun frage ich nur, warum man ſich Gewohnheiten, die man während eines gewiſſen Zeitraumes angenommen hat, nicht in die Länge durch entgegen geſetzte Gewohnheiten ſollte wieder abgewöhnen können? Wie viel Leute ſieht man nicht ihren Charakter ändern, je nachdem ſie bey Hof und im Miniſterium einen höhern Rang, oder einen andern Poſten einnehmen; kurz, nachdem ſich dieſe oder jene Veränderung in der Lage ihrer Umſtände ereignet! Warum wird der Bandit, wann er aus England nach Amerika transportiret iſt, dort oftmals ein ehrlicher Mann? Deßwegen, weil er dort ein Land-Eigner wird; weil er Felder zu bauen, und weil ſich mit einem Worte ſeine ganze Lage geändert hat.

Der Soldat in den Feldlagern iſt hart und unbarmherzig; der Officier wird es gewohnt, Menſchenblut fließen zu ſehen, und die Gewohnheit macht ihn gegen einen ſolchen Anblick unempfindlich. Kömmt er aber wieder nach **London**, nach **Paris**, nach **Berlin**; ſo wird er wieder menſchlich und mitleidig. Warum will man nun jedweden Charakter für die Wirkung einer beſondern Organiſation halten, ſo lange man nicht mit Gewißheit angeben kann, worinnen dieſe Organiſation beſtehen ſoll? Warum will man doch in verborgnen

*) Wenn der Verfaſſer des Aemil die Wahrheit dieſes Grundſatzes geläugnet hat; ſo iſt es bloß deßwegen geſchehen, weil er Paſcals Meynung nicht recht gefaßt hatte.

nen Eigenſchaften die Urſach einer moraliſchen Erſcheinung ſuchen, welche die Entwickelung des Gefühls der Selbſtliebe ſo deutlich und ſo ungezwungen erklären kann?

Viertes Kapitel.

Von der Selbſtliebe.

Der Menſch iſt der Empfindung des phyſiſchen Vergnügens und des phyſiſchen Schmerzens unterworfen; dem zu folge meidet er den einen, und ſucht das andre; und eben dieſem beſtändigen Meiden und Suchen legt man den Namen Selbſtliebe bey.

Dieſe Empfindung iſt eine unmittelbare Folge der phyſiſchen Empfindlichkeit; folglich haben ſie alle Menſchen mit einander gemein, und ſie läßt ſich vom Menſchen nicht trennen. Zum Beweis hiervon berufe ich mich auf ihre beſtändige Fortdauer, auf die Unmöglichkeit, ſie zu ändern, oder ſie auch nur zu verringern. Unter allen Empfindungen iſt ſie die einzige in ihrer Art; wir haben ihr alle unſre Begierden, alle unſre Leidenſchaften zu danken; und eben dieſe Begierden und Leidenſchaften können in uns weiter nichts ſeyn, als die Anwendung des Gefühls der Selbſtliebe auf den oder den Gegenſtand.

Dieſer Empfindung alſo, welche ſich nach der Erziehung, die man bekömmt, nach der Regierung, unter der man lebt, und nach den verſchiednen Lagen, in denen man ſich befindet, verſchiedentlich abändert, muß man die erſtaunliche Verſchiedenheit der Leidenſchaften und Charaktere beymeſſen.

Die Liebe zu uns ſelbſt macht uns völlig zu dem, was wir ſind. Aus welchem Grunde trachtet man ſo heißhungrig nach Ehrenſtufen und Würden? Deßwegen, weil man ſich liebt; weil man ſein Glück, und folglich die Macht begehrt, ſich ſelbiges zu verſchaffen. Die Liebe zur Macht, und zu den Mitteln, ſie zu erwerben, iſt alſo bey dem Menſchen noth-

wendiger Weiſe mit der Liebe zu ſich ſelbſt verbunden 10). Ein jeder will herrſchen, weil ein jeder gern ſeine Glückſeligkeit vergrößern möchte, und weil er zu dem Ende wünſcht, daß ſich alle ſeine Mitbürger dieſelbe angelegen ſeyn lieſſen. Nun iſt aber unter allen Mitteln, ſie dazu zu zwingen, das ſicherſte das Mittel der Stärke und der Gewalt. Die Liebe zur Macht alſo, die ſich auf die Liebe zum Glücke gründet, iſt der gemeinſchaftliche Zweck aller unſrer Wünſche 11). Daher ſind auch Reichthümer, Ehrenſtufen, Ruhm, Neid, Anſehen, Gerechtigkeit, Tugend, Intoleranz, mit einem Wort alle neuerfundene Leidenſchaften *) bey uns weiter nichts, als die unter dergleichen verſchiednen Namen verkleidete Liebe zur Macht.

Die Macht iſt der einzige Zweck des Beſtrebens der Menſchen. Dieſes zu beweiſen, werde ich zeigen, daß alle obgedachte Leidenſchaften in uns eigentlich weiter nichts ſind, als Liebe zur Macht; und werde daraus den Schluß ziehen, daß alle Menſchen, weil ſie alleſammt dieſe Liebe mit einander gemein haben, der Begierde nach Hochachtung und Ruhm, und folglich der Art von Leidenſchaften fähig ſind, die dazu erfoderlich iſt, um die gleichgute Anlage, welche die Menſchen, die nur ſo gut organiſiret ſind, wie der gemeine Haufe unter ihnen, zum Verſtande haben, in die gehörige Thätigkeit zu ſetzen.

10) Die Liebe zur Macht geht bey dem Menſchen ſo weit, daß es ſo gar in England beynahe keinen Miniſter giebt, der nicht gern ſeinem Fürſten zur willkührlichen Gewalt behülflich wäre. Die Berauſchung über einen hohen Poſten macht, daß der Miniſter vergißt, er könnte dereinſt unter der Laſt der Gewalt, zu der er den Grund legt, wohl ſelbſt erdrücket werden, und Er ſammt ſeiner Nachkommenſchaft könnte vielleicht derſelben die erſten Schlachtopfer hergeben.

Was bewegt die Menſchen, hohe Bedienungen zu ſuchen? Sollte es wohl die Begierde ſeyn, in denſelben Gutes zu ſtiften? Wen bloß dieſer Bewegungsgrund dazu antriebe, der würde dergleichen Bedienungen als eine Laſt betrachten. Wenn man ſie begehrt; ſo thut man es nicht ſo wohl um des allgemeinen, als vielmehr um ſeines eignen Nutzens willen. Die Menſchen kommen alſo wohl nicht ſo gutherzig zur Welt, wie manche vorgeben. Gutherzigkeit ſetzt Liebe zu Andern

Fünftes Kapitel.

Von der Liebe zum Reichthum und zum Ruhm.

An die Spitze der Haupt-Tugenden ſetzt man die Stärke und Gewalt; dieſe Tugend wird am meiſten, und vielleicht allein der Wahrheit nach hochgeſchätzt. Verachtung iſt das Loos der Schwäche.

Woher rührt unſre Geringſchätzung gegen jene morgenländiſchen Nationen, von denen es uns manche, wie die Arbeit an ihren Stoffen beweiſt, an geſchicktem Fleiße gleichthun, und noch mehrere uns an geſellſchaftlichen Tugenden vielleicht übertreffen? Verachten wir an ihnen bloß die Niederträchtigkeit, mit der ſie das Joch eines ſchimpflichen und grauſamen Deſpotiſmus ertragen? Eine ſolche Verachtung würde nicht ungerecht ſeyn; aber das iſt es nicht: wir verachten ſie als feigherzige, und in den Waffen ungeübte Menſchen. Mithin verehrt man die Stärke 12), und verachtet die Schwäche. Liebe zur Stärke und zur Macht haben alle Menſchen mit einander gemein **). Alle und jede begehren ſie; aber es trachten eben nicht alle und jede, wie Cäſar und Crom-

voraus; und unſre ganze Liebe fließt in uns allein zuſammen.

11) Die Begierde nach Macht iſt allgemein: und wenn ſich, um dazu zu gelangen, eben nicht alle Menſchen in einerley Gefahr wagen; ſo kömmt es daher, weil ſich die Liebe zur Selbſterhaltung bey den meiſten unter ihnen mit der Liebe zur Macht im Gleichgewichte befindet.

*) Alles iſt bey uns ſelbſt gemachte Leidenſchaft, ausgenommen phyſiſche Bedürfniſſe, phyſiſche Schmerzen und Vergnügungen.

12) Faſt in allen Ländern giebt man der Stärke den Vorzug vor der Gerechtigkeit. In Frankreich zieht man den Advocaten zur Vermögen-Steuer; aber den Lieutenant nimmt man von derſelben aus. Warum? Deßwegen, weil der eine in gewiſſem Grad ein Repräſentant der Gerechtigkeit, und der andre ein Repräſentant der Stärke iſt.

**) Der Menſch, der keine Begierden hat, der Menſch, der ſich vollkommen beglückt achtet, würde zweifelsohne wenig nach der

Cromwel, nach einer unumſchränkten Macht. Wenige Menſchen können dergleichen große Anſchläge machen; und noch wenigere befinden ſich im Stande, ſolche Anſchläge ins Werk zu richten.

Die Art von Macht, die man ſich insgemein wünſcht, iſt diejenige, die man ſich noch leicht erwerben kann. Ein jeder kann reich werden; und ein jeder begehrt auch Reichthum. Denn mittelſt deſſelben kann man alle ſeine Neigungen befriedigen, den Nothleidenden beyſtehen, und folglich über ſie herrſchen.

Der Ruhm verſchafft uns, ſo gut wie der Reichthum, ebenfalls Macht; daher dürſtet man auch eben ſo ſehr darnach. Ruhm läßt ſich entweder mittelſt der Waffen, oder doch durch Beredtſamkeit erwerben. Es iſt bekannt, in was für großer Achtung die Beredtſamkeit zu Rom und in Griechenland geſtanden hat; dort bahnte ſie den Weg zu den höchſten Ehrenämtern und zur Macht. Magna vis et magnum nomen, ſagt Cicero hiervon, ſunt vnum et idem. Bey allen Völkern hat ein großer Name immer große Gewalt mit ſich gebracht. Der berühmte Redner herrſchte über eine Menge Clienten. Wer nun aber ein Gefolge von einem Haufen Clienten hat, der iſt in jedem republikaniſchen Staat ein mächtiger Bürger. Der Herkules der Gallier, aus deſſen Mund unzähliche Gold-Fäden giengen, war das Sinnbild der moraliſchen Stärke, der Beredtſamkeit. Aber warum wird dieſe, vor Zeiten ſo ſehr verehrte Beredtſamkeit zu unſern Zeiten weiter nicht mehr geehrt und cultiviret, außer in England? Deßwegen, weil ſie ſonſt nirgends den Weg zu Ehrenſtufen bahnt.

Liebe

Liebe zur Macht fragen. Giebt es wohl dergleichen Menſchen? Allerdings; aber ſie ſind in ſo geringer Anzahl, daß man ſie nicht in Rechnung bringen kann.

13) Welches ſind die Feinde eines berühmten Mannes? Seine Mitbuhler, und faſt alle ſeine Zeitverwandten. Seine Gegenwart demüthigt ſie. Von wem

wird

Liebe zum Ruhme, zur Hochachtung, zum Anſehen bey Andern, iſt alſo bey uns eigentlich weiter nichts, als verkleidete Liebe zur Macht.

Die Ehre, ſagt man, iſt die geliebte Gebieterinn faſt aller großen Männer; ſie laufen ihr durch allerhand Gefahren nach; und um ſie zu erhalten, trotzen ſie den Beſchwerlichkeiten des Krieges, der Langenweile des Studirens, und dem Haſſe von tauſend Mitbuhlern 13). Aber in was für Ländern? In ſolchen, wo der Ruhm zu Macht verhilft. Ueberall, wo der Ruhm nur ein leerer Titel iſt, wo die Verdienſte kein reelles Gewicht haben, wird dem Bürger die Hochachtung ſeines Publicums gleichgültig werden, und er wird ſich keine ſonderliche Mühe geben, ſie zu erlangen. Warum wird die Ehrliebe für eine Pflanze des republikaniſchen Bodens gehalten, die in deſpotiſchen Ländern aus der Art ſchlägt, und daſelbſt niemals mit ſonderlicher Stärke treibt? Deßwegen, weil man im Ruhm eigentlich bloß die Gewalt liebt, und in einer willkührlichen Regierung alle Gewalt vor der Gewalt des Deſpoten verſchwindet. Der Mann, der die Nacht unterm Gewehr, oder an ſeinem Schreibtiſche zubringt, bildet ſich zwar ein, er liebe die Hochachtung andrer Menſchen; aber er irrt ſich. Hochachtung iſt bloß der Name, den er dem Gegenſtande ſeiner Liebe giebt; und die Sache ſelbſt iſt Gewalt.

Ich will hierbey nur noch anmerken, daß eben der Glanz, eben die Macht, womit der Ruhm zuweilen umgeben, und um deren willen er uns ſo lieb iſt, uns ſelbigen oftmals an unſern Mitbürgern verhaßt machen müſſen; und daher der Neid.

wird der berühmte Mann gelobt? Vom Ausländer; der Ausländer beneidet ihn nicht; er iſt für ihn die lebende Nachwelt. Die Entlegenheit der Oerter gilt der Entfernung der Zeiten gleich. Für den gelehrten Mann iſt die Hochachtung des Ausländers beynahe die einzige Belohnung, die er ſich dermalen von ſeinen Bemühungen verſprechen kann.

Sechſtes Kapitel.

Vom Neide.

Das Verdienſt, ſagt Pope, erzeugt den Neid, wie der Körper den Schatten. Der Neid zeigt das Verdienſt an, wie der Rauch die Feuersbrunſt und Flamme. Der Neid iſt wider das Verdienſt ſo erbittert, daß er es weder in den höchſten Poſten, noch ſelbſt auf dem Throne ſcheut. Er verfolgt einen Voltaire, einen Catinat, und einen Friedrich mit gleicher Wuth. Dächten wir gar zu oft daran, wie weit dieſe Wuth geht; ſo würden wir vielleicht vor den Unglücksfällen, die auf dem Fußſteige großer Talente überall ausgeſtreuet ſind, erſchrecken, und keinen Muth behalten, uns dergleichen zu erwerben.

Der Mann von Genie, der beym Scheine ſeiner Lampe zu ſich ſelbſt ſagt: dieſen Abend werde ich mit meiner Schrift fertig; morgen iſt der Tag der Belohnung; morgen wird ſich das erkenntliche Publicum bey mir abfinden; morgen, mit einem Wort, empfange ich endlich die Krone der Unſterblichkeit: dieſer Mann vergißt, daß es Neider giebt. In der That kömmt morgen; die Schrift wird herausgegeben; ſie iſt vortrefflich, und das Publicum trägt ſeine Schuld nicht ab. Der Neid führt den lieblichen Geruch der Lobſprüche weit von dem Autor hinweg *); er jagt ihm, ſtatt deſſen, den peſtilenzialiſchen Geſtank des Tadels und der Läſterung in die Naſe.

Der

*) Unter allen Leidenſchaften iſt der Neid die verabſcheuungswürdigſte. Das Bild, das ein Dichter, (ich weis nicht mehr, welcher,) davon entwirft, iſt entſetzlich.

Das Mitleiden, ſagt er, wird bey dem Unglücke der Menſchen weichmüthig; der Neid ergötzt ſich darüber, und findet ſeine Freude an ihren Leiden.

Es giebt keine Leidenſchaft, die ſich nicht eines oder das andre Vergnügen zum Zwecke ſetzte; das einzige Vergnügen, das ſich der Neid zum Ziele ſetzt, iſt das Unglück Andrer.

Das Verdienſt entrüſtet ſich über den Wohlſtand des Tückiſchen und des Dummkopfes, und der Neid über den Wohlſtand des Gutherzi-

Der Tag des Ruhmes geht faſt niemals eher auf, als bey dem Grabmaale großer Männer. Wer Hochachtung verdient, der genießt ihrer ſelten; und wer den Lorbeerbaum ſäet, der ruht ſelten unter dem Schatten deſſelben aus **).

Allein wohnt denn der Neid in aller Menſchen Herzen? — Zum wenigſten giebt es doch keinen Menſchen, in deſſen Herz er nicht eindringen könnte. Wie viel große Männer können es doch durchaus nicht vertragen, Mitwerber zu haben! Wie viele wollen ſich mit keinem einzigen ihrer Mitbürger auf eine Theilung der öffentlichen Hochachtung einlaſſen! Wie viele vergeſſen, daß bey dem Gaſtmahle des Ruhms ein jeder, wenn ich ſo ſagen darf, ſeine Portion bekommen muß!

Selbſt die edelſten Seelen leihen dem Neide manchmal ihr Ohr; ſie können zwar ſeinen Eingebungen widerſtehen, aber doch nicht ohne große Anſtrengung. Die Natur hat den Menſchen neidiſch gemacht. Wer ihn in dieſem Stücke zu ändern verlangt, der verlangt, daß er aufhören ſoll, ſich zu lieben; und dieß heißt, etwas Unmögliches verlangen. Alſo mag ſich der Geſetzgeber nur gar nicht vornehmen, der Mißgunſt Stillſchweigen aufzuerlegen; aber er laſſe ſich dafür angelegen ſeyn, die Wuth derſelben unkräftig zu machen, und errichte, wie in England, Geſetze, die das Verdienſt wider den Unwillen des Miniſters, und wider die Schwärmerey des Pfaffen zu ſchützen vermögen. Dieß iſt alles, was

herzigen und des Verſtändigen.

Liebe und Zorn, wenn ſie ſich in einer Seele entzünden, brennen in derſelben eine Stunde, einen Tag, vielleicht ein Jahr lang; der Neid nagt an der Seele bis zum Grabmaal.

Hinter der Fahne des Neides ziehen der Haß, die Verläumdung, die Verrätherey und die Cabale einher.

Ueberall bringt der Neid in ſeinem Gefolge den hagern Hunger, die giftige Peſt, und den wüthenden Krieg mit ſich.

**) Wenn große Schriftſteller gleich nach ihrem Ableben die Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes werden, ſo muß man doch geſtehen, daß die Lehrer bey ihren Lebzeiten von ihren Schülern in der härteſten Zucht gehalten werden

die Weisheit den Talenten zu Liebe thun kann. Wenn man mehr begehrt, wenn man ſich ſchmeichelt, daß man den Neid ausrotten könne; ſo iſt dieß Unſinn. Man hat zu allen Zeiten wider dieſes Laſter geeifert. Aber was hat alles ſolches Geſchrey geholfen? Nichts. Der Neid lebt immer noch; und ſeine Geſchäfftigkeit iſt auch noch unverringert: denn nichts iſt vermögend, die Natur des Menſchen zu ändern.

Jedoch giebt es einen Zeit-Punct, da der Menſch noch keinen Begriff vom Neide hat; dieſer Zeit-Punct ſind die Jahre der frühen Jugend. So lange wir uns noch ſchmeicheln können, daß wir Männer, die bereits mit der Hochachtung des Publicums geehrt ſind, übertreffen, oder ihnen wenigſtens gleichkommen werden; ſo lange wir hoffen dürfen, daß wir von dem Anſehen, das ihnen zugeſtanden wird, auch noch unſern Antheil bekommen können: ſo lange ſind wir noch voller Ehrerbietung gegen ſie; ihre Gegenwart macht unſern Wetteifer rege; wir loben ſie mit Entzücken, weil es unſer Intereſſe erfodert, ſie zu loben, und das Publicum daran zu gewöhnen, daß es an ihnen unſre künftigen Talente in Ehren halten lerne. Daher iſt das Lob ein Zoll, den die Jugend dem Verdienſte mit Vergnügen entrichtet, den ihm aber das reifere Alter jederzeit verſagen wird.

Wann man dreyßig Jahr alt wird; dann hat ſich der Wetteifer des zwanzigjährigen Menſchen ſchon in Neid verwandelt. Verliert man die Hoffnung, daß man denen, die man bewundert, gleichkommen werde; dann macht die Bewunderung dem Haſſe Platz; der Hochmuth ſucht ſeinen Troſt darinnen, daß er die Talente verachtet. Der mittelmäßige Kopf wünſcht immer, keinen neben ſich zu haben, von dem er übertroffen wird. Wie viel giebt es nicht mißgünſtige Menſchen, die bey ſich ſelbſt, wie ein gewiſſer Luſtſpiel-Dichter, denken:

> Je t'aime d'autant plus que je t'eſtime moins!
> (Dich lieb' ich deſto mehr, je minder ich dich ſchätze!)

Kann

Kann man den großen Ruf eines berühmten Mannes nicht unterdrücken; ſo fodert man zum wenigſten die größte Beſcheidenheit von ihm. Der Mißgünſtige hat einem Diderot ſo gar die Anfangs-Worte ſeiner **Auslegung der Natur** zum Verbrechen gemacht, da er ſagt: **Jüngling, nimm hin und lies.** In ältern Zeiten war man ſo ſchwürig nicht. Der Juriſt **Dumoulin** ſpricht von ſich ſelbſt: **Ich, der ich meines Gleichen nicht habe, und allen und jeden überlegen bin.** Daß man itzt ſo viel demüthige Aeußerungen von den Schriftſtellern fodert, ſetzt bey den Leſern einen ſonderbaren Zuwachs an ihrem Hochmuthe voraus. Ein ſolcher Hochmuth zeigt nichts an, als Haß gegen die Verdienſte; und dieſer Haß iſt ganz natürlich. In der That, wenn die Menſchen, weil ſie nach ihrem Glücke geizen, nach Macht, und folglich nach dem Ruhm und Anſehen trachten, welche ihnen ihr verlangtes Glück verſchaffen können; ſo kann es freylich nicht anders kommen, als daß ſie an einem gar zu berühmten Manne die Macht, durch die ſie des verlangten Glückes verluſtig werden, verabſcheuen. Warum ſagt man Leuten von Verſtande laut und öffentlich ſo viel Uebles nach? Deßwegen, weil man ſich innerlich gezwungen fühlt, Gutes von ihnen zu denken. Wenn man den Königs-Kuchen aus dem Backofen nimmt, hebt man davon ein Stück für GOtt auf: und wenn man die Verdienſte eines Mannes von großen Vorzügen umſtändlich beſchreibt, findet man immer einen oder den andern Mangel an ihm; dieß iſt das Stück für den Neid.

Kann man ſich nicht über ſeine Mitbürger erheben; ſo will man ſie bis zu ſich herunter erniedrigen. Wer nicht vornehmer ſeyn kann, als ſie, der will zum wenigſten unter ſeines Gleichen leben 14). Einmal iſt nun der Menſch nicht anders geartet, und er wird auch wohl nicht anders werden.

Vielleicht

14) Sieht man ſich innerlich gezwungen, einem Andern mehr Verſtand zu zugeſtehen, als man ſelber hat; ſo haßt man ihn; ſeine Gegen-

Vielleicht giebt es unter den tugendhaften Seelen, die am weiteſten über die Mißgunſt hinweg ſind, nicht eine einzige, die nicht hierinnen gleichwohl mit einem kleinen Flecken beſudelt wäre. Wer kann ſich in der That rühmen, daß er das Genie jederzeit herzhaft geprieſen; daß er ſeine Hochachtung in dieſer Rückſicht niemals verſchwiegen, daß er im Beyſeyn des Meiſters niemals ein ſtrafbares Stillſchweigen beobachtet, und bey den Lobſprüchen, die er den Talenten gab, keines von den verrätheriſchen aber hinzugeſetzt habe, die ſo oft der Mißgunſt entfahren *)?

Ueber-

Gegenwart iſt einem überläſtig; man will ſich rächen, will ſich ihn vom Halſe ſchaffen; und zu dem Ende zwingt man ihn, wie einen Deſcartes, Bayle, Maupertuis und ihres Gleichen, ſein Vaterland zu meiden; oder man verfolgt ihn, wie einen Monteſquieu, Diderot und ihres Gleichen.

Kein großer Mann iſt, wie das Sprüchwort ſagt, ein großer Mann in den Augen ſeiner Frau oder ſeines Kammerdieners. Das glaube ich wohl. Wie könnte man auch beſtändig mit einem Mann umgehen, den man gar zu oft zu bewundern genöthigt wäre? Wo dieſes der Fall iſt; da nimmt man ſeine Zuflucht dazu, daß man entweder ihn verläßt, oder ſich wenig aus ihm macht.

Hoheit und Reichthum können zuweilen den Neid zum Stillſchweigen bringen; aber deſto mehr nimmt ſeine Erbitterung heimlich zu. Wir können es nicht leiden, daß uns ein Mann, der ſchon der Geburt und dem Range nach vornehmer iſt, als wir, auch an Talenten übertreffen ſoll. Schreibt ein ſolcher Mann, wie Friedrich; ſo macht man eben das Talent zu ſchreiben, das man an Cäſarn, am Cicero und Andern bewundert, an ihm lächerlich. Man ärgert ſich, daß er ſeine großen Verdienſte durch eine gute Schrift aufs neue beſtätigt. Ey! wie? ſollte nicht ſchon ſein Geſpräch allein hinlänglich ſeyn, ſeinen Verſtand zu beweiſen? Nein; im Geſpräche folgen die Gedanken ſehr ſchnell hinter einander; man hat nicht Zeit genug, ſie von allen Seiten zu überlegen, und noch weniger, ihre Richtigkeit zu ermeſſen. Ueberdieß können der Ton und die Miene oder Gebehrde deſſen, der ſpricht, nebſt der Gemüthsverfaſſung deſſen, der hört, alles kann täuſchen. Mithin behält man noch immer ein Recht, dergleichen Verdienſte abzuläugnen. Und wenn man ſich dieſes Recht zu Nutze machen kann; ſo giebt man ſich zufrieden.

Viel-

Ueberhaupt iſt jedes große Talent ein Gegenſtand des Haſſes; und daher rührt die hitzige Neugier, mit der die fliegenden Blätter, worinnen daſſelbe aufs unbarmherzigſte gelåſtert wird, weggekauft werden. Was könnte die Leute ſonſt bewegen, ſelbige nur zu leſen? Etwan die Begierde, ihren Geſchmack zu verbeſſern und zu berichtigen 15)? Nein; die Verfaſſer ſolcher Blätter ſind weder Longine, noch Deſpreaux; ja, ſie machen nicht einmal Anſpruch auf den Ruhm, daß ſie das Publicum klüger machen wollten. Wer ſelbſt gute Bücher ſchreiben kann, der verderbt ſich nicht die Zeit damit, daß er andrer Leute Schriften durchzieht.

Das

Vielleicht darf man nicht viel Hochachtung verdienen, wenn man ſehr beliebt ſeyn will. Jede Ueberlegenheit zieht uns Ehrfurcht und Feindſchaft zu. Warum macht ein umgängliches, geſpråchiges Weſen den Mann von Verdienſten erträglich? deßwegen, weil es ihn halb und halb verächtlich macht.

Das zurückhaltende Verdienſt flößt den Menſchen zwar eine Neigung zur Ehrfurcht, aber auch zugleich einen Hang zum Haſſe, ſo wie das leutſelige, umgängliche Verdienſt einen Hang zur Liebe und zur Geringſchätzung ein. Wer bey allen, von denen er umgeben iſt, lieb und werth gehalten ſeyn will, der muß mit einem kleinen Antheile von Hochachtung zufrieden ſeyn. Wer an unſre Verdienſte nicht denkt, der hält uns dieſelben zu Gute. Durch große Talente erwerben wir uns einige Bewunderer, aber wenig Freunde. Der geheime und allgemeine Wunſch des größten Haufens iſt nicht, daß ſich der Verſtand in die Höhe ſchwinge, ſondern daß ſich die Einfalt ausbreite.

*) Wie viel Gelehrte geben nicht den Alten den Vorzug vor den Neuern, damit ſie nicht gezwungen ſeyn, in ihrer Geſellſchaft einen Locke, einen Seneca, einen Virgil u. d. gl. gelten zu laſſen!

15) Was bewegt wohl die Leute, die ſatyriſchen Blätter zu kaufen? Die Tadelſucht, die ſich in denſelben an großen Männern reibt; und die Lobeserhebungen, die darinnen mittelmäßigen Köpfen gemacht werden. In dieſem Stücke wird man die menſchliche Natur nicht anders machen. Wenn die Athenienſer, ſagt Plutarch, den jungen Cimon ſo frühzeitig zu den vornehmſten Aemtern im Staate beförderten; ſo thaten ſie dieſes, um dem Themiſtokles einen Verdruß anzuthun. Sie waren es überdrüßig, einen und

eben

Das Unvermögen, ſelbſt etwas Gutes zu machen, erzeugt den tadelſüchtigen Kunſtrichter. Seine Profeßion iſt niedrig. Wenn die Desfontaines Beyfall finden; ſo finden ſie ihn als Tröſter der ſeichten Köpfe *). Eben die Bitterkeit ihres Spottes ruft das Genie zum Gegenſtande der Bewunderung aus.

Mit Erbitterung tadeln, iſt des Neides Manier zu loben. Dieß iſt der wichtigſte Lobſpruch, den der Verfaſſer eines guten Buches von ſeinen Nebenbuhlern bekömmt, und der einzige, den er von ihnen erzwingen kann. Man bewundert nicht anders als mit Widerwillen; denn man will einzig und allein ſich ſelbſt ſchätzbar finden; und es giebt beynahe keinen Menſchen, dem es nicht gelingen ſollte, ſich zu überreden, daß Er allein Hochachtung verdiene. Hat man gemeinen Menſchenverſtand; ſo zieht man ihn dem Genie vor. Hat man einige, nicht viel bedeutende Tugenden an ſich; ſo ſetzt man ſie über die größten Talente. Was man nicht ſelbſt iſt, das ſchätzt man alles geringe.

Kurz, was den Neid anlangt, ſo giebt es nur einen einzigen Menſchen, der ſich für frey davon halten kann; und dieß iſt derjenige, der ſich ſelbſt nie geprüft hat.

Das

eben denſelben Mann lange hochzuſchätzen. Warum rühmt man aufblühende Talente ſo übermäſſig? Oftmals bloß, um allgemein (oder durchgehends) anerkannte Talente niederzudrücken. Dringt man tief ins menſchliche Herz, ſagt Plutarch; lernt man die Principien kennen, die daſſelbe in Bewegung ſetzen: dann ſieht man wohl ein, daß die Begierde jemanden einen Gefallen zu thun, oft nicht ſo großen Antheil an dem Dienſte hat, den man ihm leiſtet, als der Vorſatz, einen Andern dadurch zu demüthigen.

*) Racine und Pradon ſchreiben jeder ſeine Phädra. Die Desfontaines der damaligen Zeiten legten ſich wider Racinen auf, und ihr Tadel fand großen Beyfall; denn er überhob die ſeichten Köpfe auf eine Zeitlang der unerträglichen Laſt der Hochachtung.

16) Gemeiniglich ſehen es ehrliche Väter, die nicht viel Einſicht beſitzen, mit Verdruß an, wenn ihre Söhne mit Gelehrten umge-

Das Genie hat zu Gönnern 16) und Lobrednern die Jugend, und einige einſichtsvolle und tugendhafte Männer. Allein ihr unvermögender Schutz 17) verſchafft ihm weder Anſehen, noch Achtung. Und was iſt gleichwohl die gewöhnliche Nahrung des Talentes und der Tugend? Achtung und Lobſprüche. Wenn ihnen dieſe Nahrung verſagt wird, ſo verſchmachten beide und erſterben; die Thätigkeit und Energie der Seele erliſcht, gleich einer Flamme, die nichts mehr zu zehren hat.

Faſt in allen Regierungen ſind die Talente, wie die Kriegsgefangenen der Römer, zu den wilden Thieren verdammet, denen man ſie preis giebt, und denen ſie auch zum Raube werden. Wird das Genie bey Hofe verachtet; dann wird der Neid gar bald mit ihm vollends fertig 18), und Er rottet es bis auf den Saamen aus. Hat das Verdienſt immer und ewig mit dem Neide zu kämpfen; ſo wird es des Kämpfens endlich überdrüßig, und verläßt den Tummelplatz, wenn es keinen Preis für den Ueberwinder aufgeſteckt ſieht. Man liebt weder das Studiren, noch den Ruhm um ihrer ſelbſt, ſondern um der Vergnügungen, um der Hochachtung, und um der Gewalt willen, die ſie uns verſchaffen. Und warum? Deßwegen, weil man insgemein nicht ſo ſehr wünſcht, Hoch-

umgehen, und der Geſellſchaft einſichtsvoller Leute den Vorzug vor jeder andern Geſellſchaft geben; denn dadurch wird der väterliche Hochmuth gedemüthigt.

17) Wenn die Gelehrſamkeit und die Philoſophie, wie man ſagt, in Frankreich keine Gönner haben; ſo kann man, ohne eben ein Prophet zu ſeyn, mit Zuverläßigkeit vorherſagen, daß das künftige Menſchengeſchlecht in dieſem Reiche weder Verſtand noch Talente haben, und unter allen Künſten die Künſte der Ueppigkeit allein daſelbſt werden getrieben werden.

18) Das Maaß der Gewaltthätigkeit und Verfolgung richtet ſich insgemein nach dem Grade der Verdienſte des Verfolgten. Die berühmten Männer in allen Ländern haben ihre Widerwärtigkeiten erlitten. Selbſt in England iſt es noch nicht viel über hundert und funfzig Jahr her, daß man daſelbſt ungeſtraft ein großer Mann ſeyn darf.

Hochachtung zu verdienen, als vielmehr Hochachtung zu genießen; weil die meiſten Scribenten, da ſie nur nach gegenwärtigem Ruhme geizen 19), einzig und allein bemühet ſind, den Geſchmack ihres Jahrhunderts und ihrer Nation zu kitzeln 20), und daher demſelben lauter modiſche Begriffe, lauter Gedanken vortragen, die dem Mann angenehm ſind, der im hohen Poſten ſteht, und durch deſſen Gnade ſie Geld, Anſehen, und ſo gar einen bald überhingehenden Beyfall zu erlangen hoffen.

Allein es giebt Männer, die ſich um ſolchen Beyfall nicht die Mühe nehmen; und dieß ſind diejenigen, die ſich im Geiſt in die Zukunft verſetzen, und die, weil ſie der Lobſprüche und Achtung der Nachwelt im voraus genießen, in Zeiten Sorge tragen, daß ſie ihren Ruhm nicht überleben 21). Dieſer einzige Bewegungsgrund macht ihnen Muth, den Ruhm und die Achtung eines vergänglichen Augenblicks der manchmal entfernten Hoffnung auf größern Ruhm und größre Achtung aufzuopfern. Dergleichen Männer ſind ſelten; ſie begehren bloß die Hochachtung ſolcher Bürger, die ſelber Hochachtung verdienen.

Was fragt **Marmontel** nach den Cenſuren der Sorbonne 22). Hätte ſie ihm Lobeserhebungen gemacht; er würde

19) Wenig Schriftſteller denken für ſich ſelbſt; die meiſten ſchreiben Bücher nach andern Büchern. Wer indeſſen keine Manier hat, die ihm eigen iſt, der darf ſich auf die Hochachtung der Nachwelt keine Rechnung machen.

20) Wer vor dieſem, da man die Alten immer noch fußfällig verehrte, hätte in geheim dem Taſſo den Vorzug vor dem Virgil oder Homer geben wollen, der würde es nimmermehr öffentlich geſtanden haben. Gleichwohl was hat man denn für Urſache, ſeine Empfindung zu verheelen, ſo lange man ſie nur nicht für ein Geſetz ausgiebt? Was kann dem Geſchmacke des Publicums wohl mehr Licht geben, als die Verſchiedenheit in den Meynungen?

21) Wenn ſich der Fürſt und die Magiſtrats-Perſon vor dem Urtheile der Nachwelt fürchten; ſo verdienen ſie gemeiniglich die Hochachtung derſelben: ſie ſind gerecht in ihren Edicten und Urtheilsſprüchen.

würde ſich geſchämt haben. Der Lorbeer-Kranz, den die Dummheit flicht, paßt nicht auf das Haupt des Genies. Er würde ſelbiges gerade ſo kleiden, wie die neue Architektur-Verzierung, womit man in Languedoc das viereckigte Haus bekränzet hatte. Ein Reiſender gieng bey dem Gebäude vorüber, und rief aus: „Da ſeh' ich Harlekins Kappe auf „Cäſars Kopfe“.

Unterdeſſen bilde man ſich jedoch nicht ein, daß der Bürger, der ſich am eifrigſten um eine dauerhafte Hochachtung bewirbt, ſo wenig den Ruhm, als die Wahrheit, um ihrer ſelbſt willen lieben ſollte. Wenn die Natur jedes einzelnen Menſchen (Individui) einmal ſo beſchaffen iſt, daß er ſich genothdrungen ſieht, ſich vorzüglich vor allen andern zu lieben; ſo iſt die Liebe zur Wahrheit bey ihm allemal der Liebe zu ſeinem Glück untergeordnet; und er kann in der Wahrheit bloß das Mittel lieben, ſeine Glückſeligkeit zu vergrößern. Daher ſtrebt er auch in den Ländern und unter den Regierungen, wo Ruhm ſo wohl, als Wahrheit verachtet werden, weder nach dieſer, noch nach jenem.

Das Reſultat aus dieſem und dem vorhergehenden Kapitel beſteht darinnen: daß die Wuth des Neides, die Begierde nach Reichthum und Talenten, die Liebe zur Achtung, zum Ruhm und zur Wahrheit beym Menſchen nie etwas an-

dres

ſprüchen. Mit einem Schriftſteller hat es gerade die nämliche Bewandtniß. Denkt er ſich beym Schreiben die Nachwelt als gegenwärtig; ſo geht ſeine Manier, die Gegenſtände zu vergleichen, ſchon ins Große. Er trägt Wahrheiten von Wichtigkeit vor; und er kann ſich der allgemeinen Hochachtung verſichert halten, weil er für die Menſchen aus allen Zeiten und aus allen Ländern ſchreibt.

22) Man entſetzt ſich bey dieſer theologiſchen Schmähſchrift, Cenſure de Beliſaire betitelt, über die Barbarey und Grauſamkeit der Behauptungen, die darinnen vorkommen. Mir fällt dabey immer der ſchöne Vers von Racinen ein:

Eh quoi, Mathan! d'un Prêtre eſt-ce là le langage?
(Wie, Mathan! iſt dieß eines Prieſters Sprache?)

dres ſind, als die unter dergleichen verſchiednen Namen verkleidete 23) Liebe zur Stärke und zur Macht.

Siebentes Kapitel.

Von der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit iſt die Bewahrerinn des Lebens und der Freyheit der Bürger. Ein jeder will ſeines verſchiedentlichen Eigenthums genießen. Mithin liebt ein jeder die Gerechtigkeit an Andern, und verlangt, daß Andre in Abſicht auf ihn gerecht ſeyn ſollen. Aber was könnte ihn dazu bewegen, daß Er es in Abſicht auf Andre zu ſeyn begehrte? Liebt man die Gerechtigkeit um der Gerechtigkeit, oder liebt man ſie um der Achtung willen, die ſie uns verſchafft? Dieß iſt der Gegenſtand meiner Unterſuchung. Der

23) Die Bürger, die am meiſten Ehrfurcht von uns zu fodern haben, ſind zuförderſt diejenigen erfahrnen Generale und Miniſter, durch deren Tapferkeit oder Weisheit die Größe oder Glückſeligkeit der Reiche auf ſichern Grund gebauet wird. Wer ſind aber, nächſt dieſen Haupt-Perſonen im Krieg und bey der Juſtiz-Verwaltung, die nützlichſten Bürger im Staate? Diejenigen, die die Künſte und Wiſſenſchaften zu mehrerer Vollkommenheit bringen, deren nützliche und anmuthige Erfindungen den Menſchen entweder mit dem, was er bedarf, verſorgen, oder ihm doch die Langeweile und den Unmuth vertreiben. Warum bezeigt man denn gleichwohl gegen den reichen Mann, gegen den Mann, der in Gnaden ſteht, mehr Achtung, als gegen den großen Meßkünſtler, gegen den großen Dichter, und gegen den großen Philoſophen? Deßwegen, weil unſre erſte Ehrfurcht einer Macht gewidmet iſt, mit deren Beſitze wir immer den Begriff von Glück und Vergnügen zu verbinden gewohnt ſind.

Die Macht iſt der Abgott der Jugend, und ſo gar des geſetzten Mannes, ſo lange er noch Myrthen unter ſeine Lorbeern flechten kann.

Wenn eben dieſe Macht vom Greiſe zuweilen verachtet und weggeworfen wird; ſo geſchieht es deßwegen, weil ſie ihm nicht mehr den bisherigen Nutzen ſchafft.

*) Es giebt in der Moral ſo gut, wie in der Religion, wenig Tugendhafte und viel Heuchler. Tauſend Leute pralen mit Geſinnungen,

Der Menſch kennt ſich ſo oft ſelbſt nicht, und man nimmt zwiſchen ſeinem Betragen und ſeinen Reden ſo viel Widerſprüche wahr *), daß man ihn, wenn man ihn recht will kennen lernen, in ſeinen Handlungen, und in ſeinem Weſen ſelbſt ausſtudiren muß.

Achtes Kapitel.

Von der Gerechtigkeit, in Rückſicht auf den Menſchen im Stande der Natur betrachtet.

Damit wir den Menſchen recht beurtheilen, wollen wir ihn in ſeinem urſprünglichen Zuſtand, im Zuſtand eines noch ungebändigten Wilden betrachten. Iſt es wohl Billig-

nungen, die ſie weder haben, noch haben können. Vergleicht man ihr Betragen mit ihren Reden; ſo findet man an ihnen weiter nichts als Betrüger, die gern Andre am Seile führen möchten. Ueberhaupt hat man Urſach, ein Mißtrauen in die Redlichkeit eines jeden zu ſetzen, der ein Gepränge mit gar zu ſtrengen Sitten treibt und ſich für einen Römer ausgiebt. Es giebt ihrer freylich darunter; die ſich in dem Augenblicke, da der Vorhang fällt, und da ſie auf der Bühne dieſer Welt eine große Rolle ſpielen ſollen, als wirklich tugendhaft bezeigen. Aber wie viele ſind deren wohl, die im Nachtkleide die nämliche Rechtſchaffenheit behaupten, und immer gerecht bleiben?

Was mich bey den alten Römern ihrer Liebe zur Tugend vergewiſſert, iſt die Kenntniß ihrer Geſetze und ihrer Sitten. Kennte ich dieſe nicht; ſo würde mir die Tugend der neuern Römer die Tugend der ältern verdächtig machen: und dann dürfte ich leicht ſagen, wie der Cardinal von Beſſarion bey Gelegenheit der Wunderwerke ſagte, die neuen hätten bey ihm Zweifel wider die alten erreget.

Der gerechte, aber aufgeklärte Mann, behauptet gar nicht, daß er die Gerechtigkeit um der Gerechtigkeit ſelbſt willen liebte. Hat man ſich nichts vorzuwerfen; ſo kann man ohne Beſchämung geſtehen, daß man bey allen ſeinen Handlungen niemals weiter etwas zum Zwecke gehabt habe, als ſein eigen Glück; dieſes aber habe man jederzeit mit dem Glücke ſeiner Mitbürger als eines betrachtet. So richtig und glücklich ſuchen es Wenige.

keit, die ein ſolcher Wilder liebt und in Ehren hält? Nein; ſondern Stärke. Er hat weder in ſeinem Herzen einigen Begriff von Gerechtigkeit, noch einmal in ſeiner Sprache nur Worte, dieſen Begriff auszudrücken. Was für einen Begriff könnte er ſich auch wohl davon machen? Und was iſt denn im Grund eine Ungerechtigkeit? Die Verletzung eines Vertrags, oder eines Geſetzes, welches zum Beſten der gröſſten Menge gemacht worden. Mithin kann die Ungerechtigkeit vor der Errichtung eines Vertrags, eines Geſetzes, und eines gemeinſchaftlichen Intereſſe nicht vorhergehen. Bevor alſo kein Geſetz vorhanden iſt, findet auch keine Ungerechtigkeit Statt. Si non eſſet lex, non eſſet peccatum. Was ſetzt nun aber die Errichtung der Geſetze voraus?

Erſtlich, die Vereinigung der Menſchen zu einer mehr oder minder großen Geſellſchaft;

Zweytens, die Erſchaffung einer Sprache, die dazu taugt, daß man einander eine gewiſſe Anzahl von Begriffen eröffnen kann *).

Wenn es nun aber Wilde giebt, deren Sprache ſich noch nicht über fünf bis ſechſerley Töne oder Arten von Geſchrey erſtreckt; ſo iſt mithin die Bildung einer Sprache das Werk von mehr als Einem Jahrhunderte. So lange nun dieſes Werk noch nicht vollendet iſt; leben die Menſchen ohne Ver-

*) Nach Locke's Meynung „iſt ein Geſetz eine Richtſchnur, „die den Bürgern vorgeſchrieben „wird, mit beygefügter Verordnung einer Strafe oder Belohnung, welche dienen kann, ihren „Entſchlüſſen die Beſtimmung zu „geben". Nach ſeinen Gedanken „ſetzt ein Geſetz allemal Strafe „und Belohnung voraus, die mit „deſſen Beobachtung oder Uebertretung verknüpfet iſt". Wer demnach, dieſe Definition zum Grunde gelegt, bey einem geſitteten Volk einen Vertrag bricht, der noch mit keiner ſolchen beygefügten Verordnung verſehen iſt, der iſt nicht zu beſtrafen; indeſſen iſt er doch ungerecht. Aber konnte er auch wohl vor der Errichtung aller Verträge, und vor Entſtehung einer Sprache, welche diente, dergleichen Verträge auszudrücken, ſchon ungerecht ſeyn? Nein;

Verträge und ohne Geſetze, und mithin in einem kriegeriſchen Zuſtande.

Dieſer Zuſtand, wird man ſagen, iſt ein unglückſeliger Zuſtand; und das Unglück muß, als Schöpfer der Geſetze, die Menſchen zu Annahme derſelben zwingen? — Ja wohl; aber wenn auch vor dieſer Annahme die Menſchen unglücklich ſind, ſo ſind ſie doch zum wenigſten nicht ungerecht. Wie kann man ſich des Feldes, des Baumgartens eines Landeigners anmaßen, und mit einem Wort einen Raub begehen, ſo lange noch weder Eigenthümer, noch Theilung von Feld und Baumgarten vorhanden iſt? Bevor das allgemeine Intereſſe das Geſetz des erſten Beſitznehmers noch nicht für ein unverbrüchliches Geſetz erkläret hatte; was für eine Klage würde wohl der wilde Bewohner einer jagdbaren Gegend haben erheben können, wenn ihn ein ſtärkerer Wilder hätte daraus verjagen wollen?

Was haſt du für Recht, würde jener ſagen, mich aus dieſer Gegend zu verweiſen?

Aus was für Grunde, würde der andre antworten, begehrſt du denn dieſe Gegend zu beſitzen?

Das Ungefähr, würde der Schwächere verſetzen, hat mich hieher geführt; die Gegend gehört mir, weil ich hier wohne, und das Land dem erſten Beſitznehmer zukömmt.

Nein; denn in dieſem Zuſtande hat der Menſch gar keine Begriffe weder von eigenthümlichem Beſitze, noch auch folglich von der Ungerechtigkeit.

Was lehrt uns in dieſem Stücke die Erfahrung? denn dieſer müſſen ſich in der Moral, wie in der Phyſik, die ſinnreichſten Theorien unterwerfen, und ſie allein beweiſt die Wahrheit oder den Ungrund der letztern. Sie lehrt uns, daß der Menſch Begriffe von der Stärke habe, ehe er noch Begriffe von der Gerechtigkeit hat; daß er zu dieſer insgemein keine Liebe hege; und daß ſo gar in geſitteten Ländern, wo man doch immer von Billigkeit ſchwatzt, Niemand darnach frage, wofern er nicht durch die Furcht von einer Macht, die der ſeinigen gleich, oder gar überlegen iſt, dazu gezwungen wird.

Was iſt das für ein Recht des erſten Beſitznehmers 24), würde der Mächtigere erwiedern? Wenn dich das Ungefähr zuerſt an dieſen Ort geführt hat; ſo hat mir eben das Ungefähr die erforderliche Stärke gegeben, dich herauszujagen. Welchem von beiden Rechten ſoll nun der Vorzug gebühren? Willſt du dir einen Begriff davon machen, um wie viel mein Recht gültiger iſt, als das deinige? Hebe die Augen zum Himmel auf; da ſiehſt du den Adler über die Taube herfallen: oder laß ſie auf die Erde herunterſinken; ſo ſiehſt du den Hirſch vom Löwen zerreißen. Wirf deine Blicke in den Abgrund der Meere; da ſiehſt du die Goldforelle vom Meerwolf auffreſſen. Alles in der Natur ruft dir zu, daß der Schwache ein Raub des Mächtigen ſey. Die Stärke iſt eine Gabe der Götter. Mittelſt derſelben beſitze ich alles, was ich rauben kann. Da mich alſo der Himmel mit dieſen nervigten Armen ausrüſtete; hat er dir dadurch ſeinen Willen zu erkennen gegeben. Entweich aus dieſen Gegenden; gieb der Stärke nach, oder halte dich zum Kampfe gefaßt 25).

Was kann wohl der Schwächere auf die Rede dieſes Wilden antworten? Und was für Ungerechtigkeit kann er ihm vorwerfen, ſo lange das Recht des erſten Beſitznehmers noch kein verabredetes, ausgemachtes Recht iſt?

Gerechtigkeit ſetzt eingeführte Geſetze, und Beobachtung der Gerechtigkeit ein Gleichgewicht der Macht zwiſchen den Bürgern voraus. Dieſes Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, iſt das Meiſterſtück der Geſetzgebungs-Wiſſenſchaft. Nichts zwingt

24) Die Menſchen haben von dem Augenblick an, da ſie ihrer zunehmenden Menge wegen gezwungen wurden, das Land zu bauen, eingeſehen, daß es nothwendig wäre, den Ackersmann ſo wohl wegen ſeiner Aerndte, als auch wegen des Eigenthumes des Feldes, das er pflügte, in Sicherheit zu ſetzen. Darf man ſich wohl wundern, wenn vor Anbauung der Felder, der Stärkere an eine freye und unfruchtbare Gegend eben ſo viel Recht zu haben glaubte, als der erſte Beſitznehmer?

25) Der Widerſtand, den man dem Mächtigen thut, wird ſogar in den geſitteten Ländern für Aufruhr und Verbrechen geachtet. Giebt

zwingt die Menſchen, gerecht gegen einander zu ſeyn, als eine wechſelsweiſe und heilſame Furcht. Wenn dieſe Furcht aufhört, gegenſeitig zu ſeyn; alsdann wird die Gerechtigkeit eine verdienſtliche Tugend: und hiermit iſt die Geſetzgebung eines Volkes augenblicklich fehlerhaft. Ihre Vollkommenheit ſetzt voraus, daß der Menſch zur Gerechtigkeit nothgedrungen ſey.

Der einſam lebende Wilde weis nichts von der Gerechtigkeit. Wenn der geſittete Menſch einigen Begriff davon hat; ſo rührt es davon her, daß er Geſetze anerkennt. Liebt er aber die Gerechtigkeit um ihrer ſelbſt willen? Davon muß uns die Erfahrung belehren.

Neuntes Kapitel.

Von der Gerechtigkeit, in Rückſicht auf den geſitteten Menſchen und geſittete Völker betrachtet.

Was für eine Liebe zur Gerechtigkeit hat wohl der Menſch? Wenn man es wiſſen will; ſo erhöhe man nur einen Bürger über alle Hoffnung und alle Furcht, und ſetze ihn auf einen morgenländiſchen Thron.

Sitzt er auf dieſem Throne; ſo kann er unermeßliche Steuern von ſeinen Völkern heben. Thut er hieran Recht? Keinesweges. Der Zweck und das Maaß jedweder Auflage ſind die Bedürfniſſe des Staats. Jede Auflage, die über

 deſſen

Giebt es wohl einen deutlichern Beweis hiervon, als die Beſchwerden, die ein Engliſcher Negociant einſtmals vor das Haus der Gemeinen brachte? „Meine Herren“, ſagte der Mann, „Sie „ſollten Sich die treuloſen Streiche, die uns die Schwarzen ſpielen, nimmermehr vorſtellen. „Ihre Tücke geht auf gewiſſen „Küſten in Afrika ſo weit, daß „ſie lieber todt, als unſre Sklaven, ſeyn wollen. Haben wir „ſie gekauft; ſo erſtechen ſie ſich, „oder ſtürzen ſich in die Brunnen. „Da hat der Käufer allemal ſein „Geld verlohren. Urtheilen Sie „aus dieſem Streiche von der verkehrten Gemüthsart dieſes verwünſchten Geſindels“!

deſſen Bedürfniſſe erhoben wird, iſt ein Raub, eine Ungerechtigkeit. Dieſe Wahrheit wird durchgängig zugeſtanden. Gleichwohl giebt es, ungeachtet der vorgeblichen Liebe des Menſchen zur Billigkeit, keinen aſiatiſchen Deſpoten, der dergleichen Ungerechtigkeit nicht begienge, und zwar ohne alle Bedenklichkeit begienge. Was iſt hieraus zu ſchließen? Nichts andres, als daß ſich beym Menſchen die Liebe zur Gerechtigkeit entweder auf die Furcht vor den Uebeln, die der Unbilligkeit auf dem Fuße nachfolgen, oder auf die Hoffnung des Guten gründe, welches die Hochachtung, das Anſehen, und mit einem Worte die Macht begleitet, die mit Ausübung der Gerechtigkeit verknüpfet iſt.

Daß man ſich, wenn man tugendhafte Menſchen bilden will, in die Nothwendigkeit geſetzt ſieht, zu ſtrafen, zu belohnen, weiſe Geſetze zu errichten, und eine vortreffliche Regierungs-Form einzuführen; dieß alles ſind offenbare Beweiſe von dieſer Wahrheit.

Was ich hier vom einzelnen Menſchen ſage, das wende man auf ganze Völker an. Ein Paar Völker, die neben einander wohnen, leben in gewiſſen Betrachtungen in einer wechſelsweiſen Dependenz von einander; folglich ſind ſie gezwungen, Verträge unter einander zu errichten, und ein Völker-Recht zu erſchaffen. Halten ſie es denn auch hernach in Ehren? Ja, ſo lange ſie ſich eins vor dem andern fürchten; ſo lange ein gewiſſes Gleichgewicht der Macht zwiſchen ihnen obwaltet. Wird dieſes Gleichgewicht gebrochen; dann verletzt die mächtigere Nation ohne Schaam dergleichen Verträge 26); ſie wird ungerecht, weil ſie ungeſtraft ungerecht ſeyn kann.

Die

26) Zu welcher Zeit verletzen die Völker das Völker-Recht? So bald ſie es ungeſtraft thun dürfen. Rom war billig und tugendhaft, ſo lange es noch wenig Kräfte hatte. Kaum hat es aber Macedonien erobert; ſo kann ihm keine Nation mehr widerſtehen. Kurz, ſo bald Rom ſtärker geworden war, hörte es auf, gerecht

Die ſo ſehr gerühmte Ehrerbietung der Menſchen gegen die Gerechtigkeit iſt bey ihnen nie etwas beßres, als eine Ehrerbietung gegen die Stärke.

Gleichwohl giebt es kein einziges Volk, das im Kriege nicht Anſprüche auf Gerechtigkeit zu ſeinem Beſten machte? Das gebe ich zu; aber zu welcher Zeit, und unter was für Umſtänden? So bald ein ſolches Volk von mächtigen Nationen umgeben iſt, die an ſeinen Zänkereyen Theil nehmen können. Und was iſt alsdann der Zweck ſeiner Anſprüche? An ſeinem Feind einen ungerechten, ehrſüchtigen, furchtbaren Nachbar zu zeigen; die Eiferſucht der andern Völker wider ſelbigen rege zu machen; ſich ſelbſt aber Bundesgenoſſen zu erwerben, und ſich durch deren Kräfte zu verſtärken. Bey einer Menge ſolcher Appellationen an die Gerechtigkeit iſt der Zweck einer Nation bloß, ſeine Macht zu vergrößern, und ſeine Ueberlegenheit vor einer Nation, die ihre Nebenbuhlerinn iſt, auf ſichern Fuß zu ſetzen. Mithin iſt die vorgebliche Liebe der Völker zur Gerechtigkeit im Grunde bey ihnen weiter nichts, als eine reelle Liebe zur Macht.

Will man ſich von dieſer Wahrheit überzeugen; ſo nehme man nur den Fall an, daß die Nachbarn von ein Paar ſtreitenden Nationen mit ihren eignen innerlichen Landes-Angelegenheiten allein vollauf zu thun haben, daß ſie daher an ihren Zänkereyen nicht Theil nehmen, und ihnen keinen Beyſtand leiſten können: was wird alsdann geſchehen? Nichts andres, als daß die mächtigere Nation, ohne alle Berufung auf Gerechtigkeit, und ohne alle Rückſicht auf Billigkeit, die feindliche Nation mit Feuer und Schwerdt verfolgen wird. Die Stärke wird ihr Recht ausmachen. Genade Gott, wird ſie ſagen, dem Schwachen und dem Beſiegten!

recht zu ſeyn. Von der Zeit an galt bey ſeinen Bewohnern weder Treue, noch Redlichkeit. Der Mächtige iſt immer ungerecht. Die Gerechtigkeit zwiſchen den Nationen gründet ſich jederzeit auf eine gegenſeitige Furcht; und daher der politiſche Grundſatz: Si vis pacem, para bellum. Verlangſt du Frieden, ſo halte dich auf Krieg gefaßt.

Als **Brennus**, an der Spitze der Gallier, die Cluſier angriff: „Was für Beleidigungen“, fragten ihn die römiſchen Abgeſandten, „haben dir denn die Cluſier angethan“? Ueber dieſe Frage fieng **Brennus** an zu lachen. „Ihre Beleidigung“, war ſeine Antwort, „beſteht darinnen, daß „ſie ſich weigern, ihre Ländereyen mit mir zu theilen. Es „iſt gerade eben die Beleidigung, die euch vor dieſem die Bür„ger von **Alba**, die von **Fidenä**, und die von **Ardea** ange„than haben, die euch auch noch unlängſt die von **Veji**, die „von **Arpinum**, ein Theil derer von **Faleria** und der **Vol**„ſcier anthaten. Euch an ihnen zu rächen, habet ihr zu den „Waffen gegriffen; ihr habet dieſe Beſchimpfung in ihrem „Blut abgewaſchen, habet ſie zu euren Knechten gemacht, „ihre Güter ausgeplündert, ihre Städte und ihre Felder zu „Grunde gerichtet; und in alle dem habet ihr ihnen weder „Unrecht angethan, noch Unbilligkeit erwieſen; ſondern ihr „ſeyd bloß dem älteſten unter allen Geſetzen nachgegangen, „wel=

27) Ariſtoteles ſetzt den Straſſenraub in die Zahl der verſchiednen Jagd=Arten. Solon rechnet unter die verſchiedentlichen Handwerker auch das Räuber=Handwerk. Nur macht er dabey die Anmerkung, man müſſe weder ſeine Mitbürger, noch die Bundesgenoſſen der Republik berauben. Rom war unter der Regierung ſeines erſten Königs ein wahres Raubneſt. Die Deutſchen, ſagt Cäſar, halten das Rauben und Plündern für die einzige Uebung, die der Jugend zukömmt, und für die einzige, welche ſie aus der Trägheit reißen und zu Männern machen kann.

28) Es giebt, wie man ſagt, ein Völker=Recht zwiſchen den Engländern, den Franzoſen, den Deutſchen, den Italiänern u. ſ. f. Das glaube ich wohl. Die Furcht vor den Repreſſalien iſt der Grund deſſelben bey Nationen, die ſich wegen ihrer ſo ziemlich gleichen Stärke vor einander zu ſcheuen gezwungen ſind. Fällt dieſe Furcht aber weg; haben ſie es mit wilden Völkern zu thun; ſo iſt auch das Völker=Recht in ihren Augen von Stund an nichtig und chimäriſch. Sollten auch wohl die chriſtlichen Nationen von Völker=Rechte, von Natur=Geſetz und von Tugend reden? ſie, die, ohne von den Einwohnern Oſt=Indiens jemals beleidiget zu ſeyn, an ihren Küſten landen, ihre Städte verwüſten, und die Einwohner dar=
aus

„welches dem Starken das Vermögen des Schwachen preis „giebt; ein unumſchränktes Geſetz in der Natur, das bey den „Göttern anfängt und bey den Thieren aufhört. Alſo, ihr „Römer, erſticket nur euer Mitleiden gegen die Cluſier. Die „Gallier wiſſen noch nichts vom Mitleiden: machet dieſe Em„pfindung bey ihnen ja nicht rege, oder nehmet euch in Acht, „daß ſie ſich nicht etwan auch aus Mitleiden derer annehmen, „die ihr unterdrücket“.

Es giebt wenig Anführer von Nationen, die ſo kühn und freymüthig wären, wie **Brennus**. Im Reden werden ſie gewiß meiſtens aus einem andern Tone ſprechen: aber was ſie thun, wird das Nämliche ſeyn; und im Grunde heegen ſie auch alleſammt gegen die Gerechtigkeit gleiche Geringſchätzung 27).

Die Geſchichte der Welt iſt bloß eine ungeheure Sammlung von gehäuften Beweiſen dieſer Wahrheit 28). Die Einbrüche der Hunnen, der Gothen, der Wandalen, der Sueven,

aus verjagen? ſie, die mit den europäiſchen Waaren in die afrikaniſchen Dörfer Zwietracht und Krieg bringen, und dann die Uneinigkeit nutzen, die Einwohner zu Sklaven zu machen? ſie endlich, die ohne allen Vorwand, und ohne die mindeſte Beleidigung von Seiten der Weſt-Indianer, ſich in Amerika ausſchiffen, die Thronen des Montezuma und der Yncas umſtürzen, die Unterthanen dieſer Fürſten erwürgen, ihre Staaten ſich zueignen, und ſich dabey nicht ein einziges mal einfallen laſſen, daß es ein Recht Primo occupanti giebt?

Die Kirche berühmt ſich damit, daß ſie die Leute zwinge, geſtohlen Gut und entwandte Depoſiten wieder herauszugeben; aber hat ſie wohl dafür geſorgt, daß die Reiche Mexico und Peru ihren wahren Eigenthümern ſind wiedergegeben worden? Oder hat ſie nicht vielmehr im Gegentheile, gemeinſchaftlich mit den Fürſten, die neue Welt geplündert? hat ſie ſich nicht mit dem Raube derſelben bereichert, und mit einem Worte, durch ihr Verhalten, die Vorſchriften eben desjenigen Naturgeſetzes, das ihrem Angeben nach von Gott in aller Menſchen Herz geprägt ſeyn ſoll, verächtlich gemacht?

Iſt übrigens wohl irgend eine Sittenlehre ungereimter und kleingeſinnter, als die Moral der Kirche? Wenn ſich ein Fürſt eine Mai-

Sueven, der Römer, die Eroberungen der Spanier ſo wohl, als der Portugieſen in Oſt- und Weſt-Indien, endlich auch ſo gar unſre Kreuz-Züge; alles dient zum Beweiſe, daß die Nationen bey ihren Unternehmungen nicht ſo wohl nach der Gerechtigkeit, als vielmehr nach der Stärke fragen. So ſieht das Gemälde aus, das uns die Geſchichte darſtellt. Nun muß aber das nämliche Principium, das die Nationen in Bewegung ſetzt, nothwendiger Weiſe eben ſo gut auch die einzelnen Menſchen, woraus die Nationen beſtehen, in Bewegung ſetzen. Das Verhalten der Nationen mag uns alſo Licht über unſer Verhalten geben.

Maitreſſe hält, oder auch eine andre, dem Publicum eben ſo gleichgültige Neigung befriedigt; gleich ſteht der Prieſter auf und ſchreyt über Gottloſigkeit, ſo bald eine ſolche Neigung oder eine ſolche Maitreſſe den Abſichten der Kirche nicht vortheilhaft iſt. Weñ aber der nämliche Fürſt Krieg und Verheerung unter einem Volk ausbreitet, das ihn nie beleidiget hat; wenn er bey einer ſolchen Expedition viermal hundert tauſend Menſchen aufopfert; wenn er ſeine Unterthanen mit Auflagen erdrückt; ſo ſchweigt der Prieſter dazu. Das muß man geſtehen, die katholiſche Geiſtlichkeit hat eine ſchöne Moral!

29) Man rühmt ſich, daß man die Gerechtigkeit liebe. Aber die Magiſtrats-Perſonen ſind die Werkzeuge derſelben: und da ihnen vom Staate der Auftrag gethan iſt, dieſelbe zu verwalten; ſo ſollen ſie inſonderheit die Unſchuld ſchützen. Und ſchützen ſie ſie denn wirklich? Ein Criminal-Proceß wird in Spanien und in England auf zweyerley ganz verſchiedne Arten gerichtet. Die Art, da man dem Beklagten einen Sachwalter zugiebt, da man ihm den Proceß öffentlich macht, iſt unſtreitig diejenige, bey welcher die Unſchuld am meiſten vor der Beſtechung und Parteylichkeit der Richter geſichert iſt; und dieß iſt die beſte. Warum wird ſie nun nicht überall eingeführt? Warum halten die Magiſtrats-Perſonen nicht ſelbſt an, daß ſie eingeführt werde? Deßwegen, weil ſie ſich einbilden, je willkührlicher ihre

Zehntes Kapitel.

Der einzelne Menſch ſchätzt, ſo gut wie die Nationen, an der Gerechtigkeit weiter nichts, als das Anſehen und die Macht, die ihm ſelbige verſchafft.

Befindet ſich ein Menſch bey dem Verhältniſſe gegen ſeine Mitbürger beynah in eben dem Zuſtande der Unabhängigkeit, worinnen ſich ein Volk gegen das andere befindet; ſo liebt ein ſolcher Menſch an der Gerechtigkeit 29) bloß die Macht und die Glückſeligkeit, die ihm ſelbige verſchafft. Und in Wahrheit, was für einer Urſache wäre wohl ſonſt unſre Bewunderung gegen die Weltbezwinger beyzumeſſen, als dieſer übertriebnen Liebe zur Macht 30)? Der Erobrer, ſagte der

Urthelsſprüche ſind; deſto mehr werden ſie dem Volke Furcht einjagen, und deſto größre Gewalt werden ſie ſich über daſſelbe erwerben. Mithin iſt die ſo ſehr gerühmte Liebe zur Billigkeit weder den Menſchen natürlich, noch haben ſie ſelbige alle mit einander gemein. Wie kann man ſich nun aber einen Freund der Menſchheit nennen, ſo lange man noch nicht einmal Freund der Gerechtigkeit iſt?

30) Der Gedanke von Glück iſt in unſerm Gedächtniſſe mit dem Gedanken von Gewalt ſo genau verknüpfet, daß man ihn ſchwerlich von demſelben trennen kann. Man empfindet ſo gar vor dem äuſſerlichen Scheine von Gewalt ſchon Ehrerbietung. Aus dieſer Empfindung mag auch vielleicht eine gewiſſe Bewunderung gegen den Selbſtmord herrühren. Man ſetzt eine große Macht bey demjenigen voraus, der das Leben ſo geringe ſchätzen kann, daß er ſich den Tod anthut. Was für einer Urſach, als der Liebe zur Gewalt, ſoll man auch wohl ſonſt den übermäßigen Haß ehrbarer Frauenzimmer gegen die Mannsperſonen von einem gewiſſen ſonderbaren Geſchmacke beymeſſen? Die Alexander, die Sokrates, die Solon, die Catinat waren Helden, getreue Freunde, rechtſchaffne Bürger; mithin kann man bey dieſem gewiſſen ſonderbaren Geſchmacke ſowohl ſeiner Familie, als dem Vaterlande nützliche Dienſte leiſten. Woher rührt nun der Abſcheu des Frauenzimmers gegen die Mannsperſonen, die deßhalb im

der Seeräuber **Demetrius** zu **Alexandern**, iſt ein Menſch, der an der Spitze von hundert tauſend andern Menſchen auf einmal hundert tauſend Beutel beraubt, hundert tauſend Bürger erwürgt, eben den Schaden im Großen ſtiftet, welchen der Straßenräuber im Kleinen thut, und weil er noch ungerechter, als der letztere, der Geſellſchaft um ſo viel ſchädlicher iſt. Der Räuber iſt das Schrecken des Privat-Mannes; der Eroberer iſt, wie der Deſpot, die Geißel einer Nation. Was bewegt uns wohl zur Ehrfurcht gegen die **Alexander** und die **Cortez**, und hingegen zur Verachtung gegen die **Cartouche** und die **Raffiat**? Die Macht der Einen, und das Unvermögen der Andern 31). Der Eroberer zeigt ſich als ſtark. Man will ſtark ſeyn; und was man gern ſelbſt ſeyn möchte, das kann man nicht verachten.

Die

im Verdachte ſind? Daher, weil ſie über dergleichen Leute wenig vermögen. Nun iſt ihnen aber dieſer Abgang an ihrer Gewalt unerträglich; denn ſie haben um ſo viel weniger Sklaven in ihrem Reiche. Dieſe Mannsperſonen ſind alſo eines Verbrechens ſchuldig, welches nichts, als der Tod allein, ausſöhnen kann.

31) Bey einem Monarchen macht bloß die Stärke einen Monarchen ehrwürdig. Philipp der Andre arbeitet an ſeinem Schreibtiſch; er ſieht, daß er etwas nöthig hat; er ruft, und kein Menſch kömmt. Sein Hofnarr bricht darüber in ein lautes Gelächter aus. „Worüber lachſt du denn“, fragt der König? — „Ich lache“, ſagt er, „über die Ehrfurcht, über „die Achtung und das Schrecken, „das Sie dem ganzen Europa einjagen; weil mir dabey einfällt, „wie wenig ſich Europa aus Ihnen machen würde, wenn Sie „nicht ſo ſtark wären, und von „Ihren übrigen Unterthanen „nicht beſſer bedient würden, als „von Ihren Domeſtiken“.

32) Der Enthuſiaſmus der Billigkeit iſt eine Sache, welche die Fürſten gar ſelten empfinden. Wenige unter ihnen werden von einer edlen Liebe zur Menſchheit beſeelet. Aus dem Alterthume giebt der einzige Gelon ein Beyſpiel davon ab. Er empfindet einen Abſcheu vor den Menſchen-Opfern; er überzieht deshalb Afrika mit Krieg, und zwingt die Karthaginienſer, nachdem er ſie beſieget hat, dieſe entſetzlichen

Opfer

Die Liebe zur Gewalt geht beym Menſchen ſo weit, daß ihm in allen Fällen die Ausübung derſelben angenehm iſt, weil ſie ihm jedesmal deren Daſeyn aufs neue ins Gedächtniß bringt. Jedweder Menſch wünſcht ſich eine große Macht; und jedweder Menſch weis, daß es beynahe nicht möglich iſt, immer gerecht und zugleich mächtig zu ſeyn. Zweifelsohne wendet man ſeine Gewalt nach der verſchiednen Erziehung, die man bekommen hat, mehr oder minder wohl an: aber kurz, wenn ſie auch noch ſo glücklich angewendet worden iſt; ſo giebt es doch keinen Großen, der nicht immer noch Ungerechtigkeiten begienge. Der Mißbrauch der Gewalt klebt an der Gewalt, wie die Wirkung an der Urſache. Corneille hat ſchon geſagt:

> Qui peut tout ce qu'il veut, veut plus que ce qu'il doit 32).
> (Wer thun kann, was er will; will oft mehr, als er ſoll).

Dieſer

Opfer abzuſchaffen. Auf ähnliche Weiſe rüſtet ſich eine Katharina, um die Pohlen zur Toleranz zu zwingen. Unter allen Kriegen ſind dieſe beiden vielleicht die einzigen, die man zum Glücke der Nationen unternommen haben mag. Gelon und Katharina die Andre werden ſich alſo hierinnen in die Hochachtung der Nachwelt theilen. Will man die Verdienſte der Regenten nach ihrem wahren Werthe beſtimmen; ſo beurtheile man ſie nur nicht nach dieſen oder jenen geringfügigen Uebeln, die von einigen häuslichen verdrüßlichen Händeln herrühren, ſondern nach dem vielfältigen und großen Guten, das ſie der Menſchheit entweder wirklich geleiſtet haben, oder doch haben leiſten wollen. Das Gute zu befördern, iſt bey ihnen etwas Seltnes. Der einzige Zeit-Punct, in welchem insgemein das gemeine Beſte befördert wird, iſt derjenige, da ſich das Intereſſe des Mächtigen mit dem allgemeinen Intereſſe gleichförmig befindet. Was für einen Augenblick ergriffen die Könige von Frankreich, den Unterthanen die Freyheit wiederzugeben, und die Gewalt der Lehnsleute zu ſchwächen? Denjenigen, da ſich die hochmüthigen Vaſallen der Krone den Regenten gleich ſtellten. Alsdann verordnete der Ehrgeiz der Monarchen die Befreyung der Völker.

Die morgenländiſchen Fürſten mögen ſich nur ihrer Liebe zur Billigkeit nicht berühmen. Wer ſeine Unterthanen dumm gemacht wiſſen will, der liebt ſie nicht. Es iſt

Dieſer Vers iſt eine allgemeine moraliſche Wahrheit, die von der Erfahrung beſtätigt wird; und gleichwohl ſchlägt Niemand einen hohen Poſten aus, weil er ſich etwan ſcheuete, ſich in die nahe Verſuchung einer Ungerechtigkeit zu wagen. Mithin iſt die Liebe zur Billigkeit bey uns immer der Liebe zur Gewalt untergeordnet. Der Menſch bekümmert ſich einzig und allein um ſich ſelbſt, und ſucht nur ſein Glück. Hält er ja noch die Billigkeit in Ehren; ſo iſt es Bedürfniß, was ihn dazu dringt 33).

Entſteht eine Zwiſtigkeit zwiſchen ein Paar Männern, die an Stärke und Macht einander ſo ziemlich die Wage halten; ſo bleiben beide aus gegenſeitiger Furcht vor einander in ihren Schranken, und nehmen ihre Zuflucht zur Gerechtigkeit; jeder verlangt den Ausſpruch derſelben. Und warum? Um das Publicum in ſein Intereſſe zu ziehen, und dadurch ein gewiſſes Uebergewicht über ſeinen Gegner zu erlangen.

Iſt

iſt Unſinn, zu glauben, daß ſie alsdann deſto folgſamer, und leichter zu regieren ſeyn werden. Je mehr eine Nation aufgeklärt iſt, deſto beſſer fügt ſie ſich in die gerechten Foderungen einer billigen Regierung. Wer die Bürger blind machen will, der möchte gern ungeſtraft ungerecht ſeyn. So ſind die Menſchen gemeiniglich geſinnt; und gleichwohl erkühnen ſich die meiſten unter ihnen, ſich Freunde der Gerechtigkeit zu nennen. O! wie wenig kennen ſie ſich ſelbſt! O! wie ſehr heucheln ſie!

33) Giebt es wohl, wie man ſagen will, Menſchen, die ihr liebſtes Intereſſe dem Intereſſe der Gerechtigkeit aufopfern? Keinesweges; aber es giebt ihrer, denen nichts lieber und theurer iſt, als die Gerechtigkeit. Dieſe edelmüthige Geſinnung iſt bey ihnen das Werk einer vortreflichen Erziehung. Was giebt es für ein Mittel, dieſe Geſinnung allen Seelen einzuprägen? Dieſes, daß man ihnen auf einer Seite den ungerechten Menſchen als erniedriget, verachtet, und folglich als ſchwach, und auf der andern den gerechten Mann als hochgeſchätzt, geehrt, und folglich als ſtark vormalt.

Haben ſich die Begriffe von Gerechtigkeit durch dieſes Mittel in dem Gedächtniſſe mit den Begriffen von Macht und Glücke verknüpfet; ſo vermiſchen ſie ſich damit, und machen dann damit nur Einen Begriff aus. Macht

man

Iſt aber der eine von dieſen beiden Männern offenbar mächtiger, als der andre, ſo daß er dieſem ungeſtraft Unrecht thun kann; alsdann iſt er taub gegen das Geſchrey der Gerechtigkeit, und ſtreitet nicht weiter, ſondern gebeut. Zwiſchen dem Schwachen und dem Mächtigen ſpricht nicht die Billigkeit, ja nicht einmal der äußerliche Schein derſelben das Urtheil; ſondern die Stärke, das Verbrechen und die Tyranney. Dieſe ſind das Recht, vermöge deſſen der Divan den bittlichen Vorſtellungen des Schwachen, den er unterdrückt, den Namen aufrühreriſcher Aeußerungen beylegt.

Um noch nachdrücklicher zu zeigen, wie weit bey den Menſchen die Liebe zur Gewalt gehe, will ich zu den vorhergehenden Beweiſen nur noch einen ſetzen, der aber der ſtärkſte iſt.

Eilftes

man es ſich zur Gewohnheit, ſie zuſammen zu denken; ſo wird es uns in kurzem gar nicht mehr möglich, ſie zu trennen. Hat man dieſe Gewohnheit einmal angenommen; ſo ſetzt man ſeinen Stolz darein, daß man ſich jederzeit gerecht und tugendhaft beweiſt: und alsdann giebt es nichts in der Welt, was man dieſem edlen Stolze nicht aufopferte.

Auf dieſe Weiſe erzeugt die Liebe zur Gewalt und zum Anſehen die Liebe zur Gerechtigkeit. Dieſe letztre Liebe iſt freylich dem Menſchen nicht eigen; die Liebe zur Gewalt hingegen iſt ihm natürlich; alle Menſchen haben ſie mit einander gemein, der Tugendhafte wie der Schelm, der Wilde ſo gut wie der geſittete Menſch. Die Liebe zur Gewalt iſt eine unmittelbare Wirkung der phyſiſchen Empfindlichkeit, und das Begehren der Gerechtigkeit eine Wirkung des Unterrichts. Folglich hängt die Tugend der Völker von der Weisheit der Geſetze ab. Wie viel Männer, die unter einem Volke, wo die Gerechtigkeit in Ehren gehalten wird, tugendhaft ſind, würden bey einer wilden, unbändigen Nation, wo man die Billigkeit als Schwachheit und Feigherzigkeit verachtete, ungerecht ſeyn! Alſo liebt man die Billigkeit nicht um der Billigkeit ſelbſt willen. Dieß iſt eine Frage, die zu allen Zeiten durch das Betragen und die Sitten aller Völker und aller Deſpoten entſchieden wird.

Eilftes Kapitel.

Bey jeder Art von Regierungs-Form iſt Liebe zur Gewalt das einzige Triebrad der Menſchen.

„Jedwede Regierungs-Form“, ſagt der Herr von Monteſquieu, „hat ihr beſondres, von andern unterſchied-„nes Principium ihres Thuns und Laſſens. In den deſpoti-„ſchen Staaten macht die Furcht, in den monarchiſchen die „Ehrliebe, in den republikaniſchen die Tugend dieſe verſchie-„dentlichen Principien des Thuns und Laſſens aus“.

Aber auf was für einen Beweis bauet denn der Herr von Monteſquieu dieſe Behauptung *)? Und iſt es denn auch wohl wahr, daß die Furcht, die Ehrliebe, und die Liebe zur Tugend wirklich die unterſcheidenden Bewegungs-Kräfte der verſchiedentlichen Regierungen ſind? Oder ſollte man nicht vielmehr im Gegentheile für gewiß behaupten können, daß

*) Die Furcht, ſagt der Herr von Monteſquieu, iſt das bewegende Principium der deſpotiſchen Reiche. Darinnen irrt er ſich. Die Furcht kann das Triebwerk der Seelen nicht vermehren; vielmehr muß ſie ſelbiges im Gegentheile verringern. Für Quelle der Thätigkeit einer Nation kann ich nichts erkennen, als die immerwährenden Gegenſtände des Verlangens faſt aller Bürger. Nun giebt es aber ſolcher Gegenſtände in deſpotiſchen Staaten nicht mehr, als zween; der eine iſt die Begierde nach Geld, die andre die Gunſt des Fürſten.

In den beiden andern Regierungs-Formen giebt es, nach der Meynung eben dieſes Schriftſtellers, zwey andre Principien der Bewegung, die, wie er ſagt, von ganz verſchiedner Natur ſind; das eine iſt die Ehrbegierde, und dieſes wird auf monarchiſche Staaten angewendet; das andre iſt die Tugend, und dieſes läßt ſich bloß auf Republiken anwenden.

Die Wörter Ehrliebe und Tugend haben, das iſt wohl wahr, keine vollkommen gleichgeltende Bedeutung. Unterdeſſen, wenn das Wort Ehrliebe jedesmal im Verſtand einen Begriff von einer oder der andern Tugend erregt; ſo ſind dieſe Wörter mithin nur im Umfang ihrer Bedeutung von einander unterſchieden. Mithin ſind

daß eine einzige, nur in ihren Anwendungen unterſchiedne Urſach, auf gleiche Art, das Principium der Thätigkeit in allen Reichen ſey; und daß der Herr von Monteſquieu, wenn er ſich von dem Schimmernden, was ſeine Eintheilung an ſich hat, nicht ſo ſehr blenden laſſen, und dieſe Frage ſchärfer und genauer unterſucht hätte, auf gründlichere, deutlichere und allgemeinere Begriffe gekommen ſeyn; daß er in der Liebe zur Gewalt das bewegende Principium aller Bürger wahrgenommen, und an den verſchiedentlichen Mitteln Gewalt zu erlangen, die Quelle erkannt haben würde, aus der man zu allen Zeiten und in allen Ländern das verſchiedne Verhalten der Menſchen herzuleiten hat? In der That fließt bey jeder Nation die Gewalt entweder, wie in Marocco und in der Türkey, in einen einzigen Menſchen zuſammen; oder ſie iſt, wie zu Venedig und in Pohlen, unter mehrere vertheilet; oder, wie zu Sparta, zu Rom und in England, in den Händen der ganzen verſammleten Nation. Man ſieht leicht ein, daß zu folge dieſer verſchiedentlichen Vertheilun-

ſind Ehrliebe und Tugend Principien von gleicher Natur.

Wenn ſich der Herr von Monteſquieu nicht hätte vorgenommen gehabt, jedweder Regierungs-Form ihr beſondres Principium der Thätigkeit beyzulegen; ſo würde er bald erkannt haben, daß es bey allen Regierungs-Formen das nämliche ſey. Und dieſes Principium iſt die Liebe zur Gewalt; folglich das perſönliche Intereſſe, nur verſchiedentlich modificiret nach den verſchiednen Staats-Verfaſſungen und nach deren verſchiedentlicher Geſetzgebung. Wenn die Tugend, wie er ſagt, das Principium der Thätigkeit bey republikaniſchen Staaten wirklich iſt; ſo iſt ſie es wenigſtens nur bey armen und kriegriſchen Staaten. Bey handelnden Frey-Staaten iſt es die Liebe zum Gold und Gewinnſt.

Hieraus ergiebt ſich alſo, daß der Menſch in allen Regierungs-Formen nach ſeinem Intereſſe handelt; daß aber nur nicht in allen ſein Intereſſe einerley iſt. Je mehr man in dieſem Stücke die Sitten der Völker unterſucht; deſto mehr wird man überzeuget, daß ſie ihrer Geſetzgebung ihre Laſter und ihre Tugenden zu danken haben. Mir ſcheinen die Grundſätze des Herrn von Monteſquieu über dieſe Streitfrage mehr ſchimmernd, als gegründet zu ſeyn.

gen der Regierungs-Gewalt alle Bürger gar verſchiedne Gewohnheiten und Sitten annehmen, und ſich gleichwohl alle einerley Abſicht zum Ziele ſetzen können; nämlich, ſich bey der oberſten Macht beliebt, ſich dieſelbe zur Gönnerinn zu machen, und dadurch einen oder den andern Antheil oder Ausfluß von ihrer Autorität an ſich zu bringen.

Von der Regierung eines Einzigen.

Iſt die Regierung bloß willkührlich; ſo befindet ſich die oberſte Macht einzig und allein in den Händen des Sultans. Gönnt nun ein ſolcher Sultan, der insgemein ſchlecht erzogen worden iſt, gewiſſen Laſtern ſeinen Schutz; lebt er ohne Menſchenliebe, ohne Neigung für den Ruhm; opfert er ſeinen Grillen das Glück ſeiner Unterthanen auf: ſo modeln die Höflinge, weil ſie einzig und allein nach ſeiner Gnade trachten, ihr Betragen nach dem ſeinigen, und bezeigen deſto mehr Verachtung gegen die patriotiſchen Tugenden, je größer der Kaltſinn iſt, den der Deſpot gegen dieſelben blicken läßt. In einem ſolchen Lande findet man weder **Timoleons**, noch **Leonidas**, noch **Regulus** u. d. gl. Solche Bürger können nur da aufkeimen, wo ſie den Grad von Achtung und Ehrerbietung finden, den man in **Rom** und in Griechenland gegen ſie bewies, wo der tugendhafte Mann der National-Hochachtung verſichert war, und nichts vor ſich ſah, was größer geweſen wäre, als Er.

Was für Ehrerbietung könnte man auch in einem deſpotiſchen Staate für einen rechtſchaffenen Mann haben? Der Sultan, als der einzige Verwalter und Vertheiler der Belohnungen und Beſtrafungen, verſchlingt alles Anſehen in ſich allein. Da glänzt Niemand anders, als in einem zurücke gebrochenen Strale von ſeinem Glanz; und der niedrigſte Schmeichler geht mit dem Helden in gleichem Paar. In jedwe-

34) Wer ſind bey einer Regierung von Lehnsherren die Tyrannen des Volkes? Die Lehnsherren. Alſo, wird man ſagen, giebt es da der Tyrañen noch viel mehr, als in den deſpotiſchen Regierungen? Daran zweifle ich. Der Sultan

jedweder Regierung von dieſer Art muß der Wetteifer erlöſchen. Das Intereſſe des Deſpoten iſt oft dem allgemeinen Intereſſe zuwider, und muß alſo da jeden Begriff von Tugend verdunkeln; und die Liebe zur Gewalt, die ſonſt das Bewegungs-Principium des Bürgers iſt, kann da keine gerechten und tugendhaften Männer bilden.

Von der Regierung Mehrerer.

In ſolchen Regierungen befindet ſich die oberſte Macht in den Händen einer gewiſſen Anzahl von Großen. Das Corpus oder der Stand der Edlen iſt der Deſpot 34). Der Zweck ſolcher Edlen iſt, das Volk in einer ſchimpflichen Armuth, und in einer unmenſchlichen Knechtſchaft zu erhalten. Was muß man nun aber thun, um ſich ihnen gefällig zu machen, um ihren Schutz zu genießen, und ſich ihre Gunſt zu verdienen? Man muß ihren Abſichten beytreten, ihre Tyranney begünſtigen, das Glück des größten Haufens unaufhörlich dem Hochmuthe der kleinſten Anzahl aufopfern. Bey einer ſolchen Nation iſt es ebenfalls nicht möglich, daß die Liebe zur Gewalt gerechte Männer und gute Bürger erzeugen ſollte.

Von der Regierung Aller.

Befindet ſich die oberſte Macht in einem Staat unter alle Stände von Bürgern in gleichem Grade vertheilet; ſo iſt die Nation der Deſpot. Und was begehrt dieſer? Das Glück des größten Haufens. Durch was für Mittel erwirbt man ſich deſſen Gunſt? Durch Dienſte, die man ihm leiſtet. Alsdann iſt jede Handlung gerecht und tugendhaft, die dem Intereſſe der größten Menge gemäß iſt; alsdann muß die Liebe zur Gewalt, als das bewegende Principium der Bürger, dieſe zur Liebe der Gerechtigkeit und der Talente dringen.

Sultan hat unter ſich Vizire, Baſſen, Beys, Steuer-Einnehmer, Zoll- und Domainen-Verwalter, kurz, eine unzählige Menge Commiſſarien und Unter-Deſpoten, denen das Glück der Vaſallen noch weniger zu Herzen geht, als den Land-Eignern.

Und was iſt die Frucht dieſer Liebe? Die allgemeine Glückſeligkeit.

Iſt die oberſte Macht unter alle Claſſen der Bürger vertheilet; ſo iſt ſie die Seele, die mit Gleichheit in alle Glieder eines Staates verbreitet, denſelben belebt, ihn geſund, ſtark und dauerhaft macht.

Daher wundre man ſich nur nicht, daß dieſe Regierungs-Form von je her immer als die beſte iſt angeprieſen worden. Die freyen und glücklichen Bürger gehorchen in derſelben bloß der Geſetzgebung, die ſie ſich ſelber verordnet haben; ſie erkennen nichts über ſich, als die Gerechtigkeit und das Geſetz; ſie leben in Ruh und Frieden, weil im Moraliſchen ſo gut, wie im Phyſiſchen, das Gleichgewicht der Kräfte Ruhe nach ſich zieht. Hat die Ehrſucht Eines Mannes dieſe Ruhe geſtört; iſt keine Dependenz zwiſchen den verſchiedentlichen Claſſen von Bürgern mehr vorhanden; giebt es entweder, wie in Perſien, einen Mann, oder, wie in Pohlen, eine Claſſe von Großen, deren Intereſſe von dem Intereſſe ihrer Nation abgeſondert iſt: dann findet man da weiter nichts, als Unterdrücker und Unterdrückte; und die Bürger theilen ſich in zwo Claſſen, wovon die eine aus Sklaven, und die andre aus Tyrannen beſteht.

Hätte der Herr **von Monteſquieu** über dieſe Umſtände gründlich nachgedacht; ſo würde er eingeſehen haben, daß in allen Ländern die Menſchen durch die Liebe zur Gewalt vereiniget ſind; daß ſich aber dieſe Gewalt durch unterſchiedliche Mittel erlangen läßt, je nachdem die oberſte Macht entweder, wie im Orient, in den Händen eines Einzigen zuſammen fließt, oder ſich, wie in Pohlen, unter das Corpus der Magnaten vertheilt, oder, wie in Rom und in Sparta, unter die verſchiedentlichen Stände des Staates vertheilet iſt; daß die Menſchen der verſchiednen Art und Weiſe, wie die Gewalt erwor-

*) Virtus, ſagt Cicero, iſt ein abgeleitetes Wort von dem Worte Vis. Die natürliche Bedeutung deſſelben iſt Fortitudo.

Es

erworben wird, ihre Laſter und ihre Tugenden zu verdanken haben; und daß ſie die Gerechtigkeit keinesweges um der Gerechtigkeit ſelbſt willen lieben.

Einer der ſtärkſten Beweiſe von dieſer Wahrheit iſt die Niederträchtigkeit, mit der die Könige ſelbſt an Cromwels Perſon die Ungerechtigkeit in Ehren hielten. Dieſer Cromwel war, ob er gleich das blinde und ſtrafbare Werkzeug der nachherigen Freyheit ſeines Vaterlandes geweſen iſt, im Grunde doch nur ein ungerechter und fürchterlicher Straßenräuber. Gleichwohl iſt er kaum zum Protector ernannt, ſo bewerben ſich alle chriſtliche Fürſten um ſeine Freundſchaft; und alle beeifern ſich, durch ihre Abgeordneten und Abgeſandten die Uebelthaten des Uſurpators, ſo viel an ihnen iſt, für rechtskräftig zu erklären. Kein Menſch ergrimmte damals über die Niederträchtigkeit, mit der man ſeine Allianz ſuchte. Mithin wird die Ungerechtigkeit weiter nie verachtet, als an dem Schwachen. Iſt nun aber das bewegende Principium der Monarchen und ganzer Nationen auch das Bewegungs-Principium der einzelnen Menſchen, woraus die Nationen beſtehen; ſo kann man mithin als gewiß behaupten, daß der Menſch, weil ihm einzig und allein daran gelegen iſt, ſein Anſehen zu vergrößern, in der Gerechtigkeit bloß die Macht und die Glückſeligkeit liebe, die ſie ihm verſchafft.

Eben dieſem Bewegungsgrund hat er auch ſeine Liebe zur Tugend zu danken.

Zwölftes Kapitel.

Von der Tugend.

Da ſich das Wort Tugend auf die Klugheit eben ſo gut anwenden läßt, als auf den Heldenmuth *) und die Mitleidigkeit; ſo hat es alſo bloß eine ungewiſſe und ſchwan-

*) Es hat auch im Griechiſchen einen ähnlichen Urſprung. Stärke und Heldenmuth ſind die erſten Begriffe, die ſich die Menſchen von der Tugend machen konnten.

ſchwankende Bedeutung. Jedoch erregt es im Verſtande jedesmal die dunkle Vorſtellung von einer Eigenſchaft, die für die Geſellſchaft nützlich iſt.

So bald die größte Anzahl der Bürger die Eigenſchaften von dieſer Art mit einander gemein hat, iſt eine Nation von innen glücklich, von außen furchtbar, und bey der Nachwelt angeſehen. Die Tugend, die den Menſchen immer nützlich iſt, und folglich immer in Ehren gehalten wird, muß zum wenigſten in gewiſſen Ländern Glanz von Macht und Achtung auf den Tugendhaften werfen. Nun iſt es aber eben dieſe Liebe zur Achtung, die er bey ſich ſelbſt für die Liebe zur Tugend hält. Ein jeder giebt vor, er liebe ſie um ihrer ſelbſt willen. Dieſe Redensart hört man aus aller Menſchen Munde; ſie iſt aber in dem Herzen keines einzigen. Was für ein Bewegungsgrund treibt wohl den ſtrengen Anachoreten an, zu faſten, die härne Kutte anzulegen, und ſich zu geißeln? Die Hoffnung auf die ewige Seligkeit; er fürchtet ſich vor der Hölle, und ſehnt ſich nach dem Paradieſe.

Vergnügen und Schmerz, dieſe Erzeugungs-Principien der Mönchs-Tugenden, ſind auch die Quellen der patriotiſchen Tugenden. Die Hoffnung auf Belohnungen bringt ſie zum Keimen. Man prale auch mit einer noch ſo uneigennützigen Liebe zu ihnen; ſo **findet doch keine Tugend Statt, wo man kein Intereſſe dabey hat, die Tugend zu lieben.** Will man den Menſchen in dieſem Stücke kennen lernen; ſo muß man ihn, nicht in ſeinen Reden, ſondern in ſeinen Handlungen, ſtudiren. Wann ich ſpreche, lege ich eine Maske an; wann ich aber handle, dann bin ich gezwungen, ſie abzunehmen. Alsdann beurtheile man mich nicht nach dem, was ich ſage; ſondern nach dem, was ich thue: ſo wird man mich richtig beurtheilen.

Wer hat die Liebe zur Niedrigkeit und zur Armuth fleiſsiger geprediget, als die Geiſtlichkeit? Und was beweiſt wohl den

den Ungrund dieſer Liebe beſſer, als gerade die Geſchichte der Geiſtlichkeit?

In Bayern hat der Churfürſt, wie man ſagt, zur Erhaltung ſeiner Truppen, ſeiner Juſtiz-Beamten und ſeiner Hofſtatt nicht ſo viel Einkünfte, als die Geiſtlichkeit zum Unterhalt ihrer Pfaffen. Gleichwohl predigt in Bayern, wie ſonſt überall, die Geiſtlichkeit immerfort die Tugend der Armuth. Mithin predigt ſie bloß die Armuth andrer Leute.

Wollen wir wiſſen, wie weit ſich die reelle Achtung, die man für die Tugend hat, erſtrecke; ſo dürfen wir nur einmal annehmen, ſie ſey zu einem Fürſten verwieſen, von dem ſie weder Gnade, noch Gunſtbezeigung erwarten kann. Wie viel Ehrerbietung wird man an ſeinem Hofe wohl für die Tugend heegen? Ganz und gar keine. Man kann da nichts hochſchätzen, als die unter den Namen, Wohlſtand, Weisheit und Standhaftigkeit verkleidete Niederträchtigkeit, Intrigue und Grauſamkeit. Giebt da ein Vizir Audienz; ſo werden ſich ihm die Großen zu den Füßen ſchmiegen, und ſich kaum die Mühe nehmen, einen Seitenblick auf das Verdienſt zu werfen. — Allein die Huldigung ſolcher Höflinge, wird man ſagen, iſt erzwungen; ſie iſt eine Wirkung von ihrer Furcht? — Das mag ſie ſeyn. Alſo thut man doch mehr aus Furcht, als um der Tugend willen. — Dergleichen Höflinge, wird man ferner ſagen, verachten ſelber das Götzenbild, dem ſie Weihrauch ſtreuen? — Das iſt nicht an dem. Man haßt wohl den Mächtigen; aber man verachtet ihn darum noch nicht. Nicht den Unwillen des Rieſen achtet man geringe, aber wohl den Zorn des Pygmäen; dieſen macht ſein Unvermögen lächerlich. Man ſage, was man wolle, was man ſich nicht ins Geſicht zu verachten getraut, das verachtet man auch nicht wirklich. Heimliche Verachtung beweiſt Schwäche; und alle Verachtung, deren man ſich in ſolchem Falle berühmt, iſt weiter nichts, als die Großpralerey

eines unvermögenden Haſſes 35). Der Mann im hohen Poſten iſt der moraliſche Rieſe; er wird allemal verehret. Die Huldigung, die der Tugend gebracht wird, iſt vergänglich; diejenige Huldigung hingegen, die der Stärke gebracht wird, iſt immerwährend. In den Wäldern iſt es der Löwe, vor dem man Ehrfurcht hat, und nicht der Hirſch. Auf Erden macht die Stärke alles aus; da verſchwindet die Tugend, die ſonſt kein Anſehen hat. Wenn ſie in den Jahrhunderten der Unterdrückung manchmal den größten Glanz um ſich her verbreitet hat; wenn zu einer Zeit, da Theben und Rom unter dem Joche der Tyranney ſeufzten, ein unerſchrockner Pelopidas, ein tugendhafter Brutus auftraten und zu den Waffen griffen: ſo thaten ſie es, weil der Scepter in den Händen des Tyrannen noch unbefeſtiget war; und weil ſich die Tugend noch einen Weg zur Hoheit und Macht bahnen konnte. Bahnt ſie aber dazu keinen Weg mehr; hat ſich der Tyrann einmal, unter Begünſtigung der Ueppigkeit und Weichlichkeit, auf dem Throne feſtgeſetzt; hat ſich das Volk unter das Joch der Knechtſchaft gebeugt: alsdann ſtehen ſolche erhabne Tugenden nicht mehr auf, die Kraft der Wohlthat des Beyſpieles noch immer der ganzen Welt ſo ſehr nützlich würden ſeyn können. Der Keim des Heldenmuthes iſt erſticket.

Im Orient würde männliche Tugend, ſelbſt in den Augen derer, die ſich daſelbſt noch auf ihre Rechtſchaffenheit etwas zu Gute thun, Raſerey ſeyn. Wer da für die Sache des Volkes mit Ernſte reden wollte, würde ſo gleich für einen aufrühreriſchen Menſchen angeſehen werden.

Tha-

35) Wenn in England die Unredlichkeit an einem Großen von den Geringern verachtet wird; ſo geſchieht es deßwegen, weil dieſe Geringern, da ſie vom Geſetze geſchützt werden, von ihm nichts zu befürchten haben. Wenn hingegen in jedwedem andern Lande das Laſter des Großen in Ehren gehalten wird; ſo rührt dieſes daher, weil bey ihm das Laſter mit Macht bewaffnet iſt, und man die Macht

Thamas-Kuli-Khan rückt mit ſeiner Armee in Indien ein. Plünderung und Verheerung folgen überall ſeinen Fußtritten. Ein heldenmüthiger Indianer tritt ihm in den Weg: „O Thamas“, redet er ihn an, „biſt Du ein Gott; ſo „handle doch als ein Gott. Biſt Du ein Prophet; ſo führe „uns auf den Weg zur Seligkeit. Und biſt Du ein König; „ſo höre nur auf, ein Unmenſch zu ſeyn: ſchütze das Volk, „und vernichte es nicht“. — „Ich bin weder ein Gott“, giebt ihm Thamas zur Antwort, „daß ich als ein Gott han„deln wollte; noch ein Prophet, daß ich euch den Weg zur „Seligkeit zeigen könnte; noch ein König, daß ich die Völ„ker glücklich zu machen dächte: ſondern ich bin ein Menſch, „den der Himmel im Zorne geſandt hat, die Nationen heim„zuſuchen“ 36). Die Anrede des Indianers wurde für aufrühreriſch angeſehen 37); und die Antwort des Thamas hatte den Beyfall der Armee. —

Wenn es auf der Schaubühne irgend einen Charakter giebt, der durchgängig bewundert wird; ſo iſt es der Charakter Leontins. Gleichwohl, wie groß dürfte wohl die Hochachtung ſeyn, die man an dem Hof eines Phokas für einen ſolchen Charakter haben würde? Die Favoriten würden ſich vor ſeinem Edelmuth entſetzen; und das Volk, das in die länge immer ein Echo der Großen wird, würde ſeine edle Kühnheit am Ende mißbilligen.

Ein vier und zwanzigſtündiger Aufenthalt an einem morgenländiſchen Hofe beweiſt, was ich behaupte. Glück, Vermögen und Anſehen ſind es einzig und allein, was daſelbſt in Ehren

Macht zwar wohl verabſcheuen, aber doch nicht verachten kann.

36) Attila rühmte ſich, ſo gut wie Thamas, „er wäre die Geiſ„ſel des Ewigen“.

37) Aufrühreriſch und rebelliſch, ſind die ſchimpflichen Benennungen, womit der mächtige Unterdrücker den ſchwachen Unterdrückten belegt.

Ehren gehalten wird. Wie kann man da die Tugend lieben? Wie kann man ſie da nur kennen? Wenn man ſich richtige Begriffe von ihr machen will 38); muß man in einem Lande wohnen, wo der Nutzen des Publicums der einige Maaßſtab iſt, wonach man den Werth der menſchlichen Handlungen abmißt. Bey den Erdbeſchreibern iſt dieß noch ein unentdecktes Land. — Aber die Europäer, wird man ſagen, ſind doch wenigſtens in dieſem Stücke ſchon ganz anders, als die Aſiater? Wenn ſie auch nicht eben frey ſind; ſo ſind ſie zum wenigſten doch noch nicht durch die Sklaverey völlig erniedriget? Alſo können ſie noch wohl die Tugend lieben und kennen?

Dreyzehntes Kapitel.

In was für Achtung die Tugend bey den Europäern meiſtentheils ſtehe.

Die meiſten Völker in Europa ehren die Tugend in der Theorie; dieß iſt eine Folge von ihrer Erziehung. In der Praxis verachten ſie ſelbige; und dieß iſt eine Folge von ihren Regierungs-Formen.

Wenn die Europäer edelmüthige Thaten, bey denen der Aſiater oftmals gleichgültig bleiben würde, in der Geſchichte bewundert, und ihnen auf der Bühne ſeinen Beyfall giebt; ſo iſt dieſes, wie ich eben geſagt habe, eine Folge von dem Unterrichte, den er genoſſen hat.

Die Erlernung der griechiſchen und römiſchen Geſchichte macht einen Theil dieſes Unterrichts aus. Welche Seele, die noch kein Intereſſe kennt, und noch mit keinen Vorurtheilen behaftet iſt, fühlt ſich nicht bey dieſer Lectüre von eben den patriotiſchen Geſinnungen hingeriſſen, von denen vor Zeiten die Helden der Alten belebet wurden? Die frühe Jugend verſagt ihre Hochachtung nie ſolchen Tugenden, die durch die allge-

38) In jedwedem Reiche, wo die plötzlichen, augenblicklichen Befehle des Fürſten als Geſetze vollſtrecket werden, ſind alle Geſetze widerſprechend; und man wird

allgemeine Hochachtung geheiligt, und zu allen Zeiten von den angeſehenſten Schriftſtellern geprieſen worden ſind.

Aus Mangel an gleichem Unterrichte weis der Aſiater von gleichen Geſinnungen nichts, und kann dergleichen große Ehrerbietung gegen die männlichen Tugenden großer Männer nicht faſſen. Wenn ſie der Europäer bewundert, ohne ſie nachzuahmen; ſo rührt dieſes davon her, weil dergleichen Tugenden faſt bey keiner einzigen Regierung ihrem Beſitzer zu den hohen Poſten im Staate verhelfen, und man im Grunde nichts eigentlich hochſchätzt, als die Gewalt.

Zeigt man mir in der Geſchichte, oder auf dem Theater, einen großen Mann aus Griechenland, aus Rom, aus Britannien oder Scandinavien; ſo werde ich ihn bewundern. Die Grundſätze von Tugend, die ich in meiner Kindheit eingeſogen habe, werden mich dazu nöthigen; ich werde auch dieſer Empfindung um ſo williger Raum geben, weil ich mich mit dieſem Helden nicht vergleichen werde. Iſt ſeine Tugend ſtark, und die meinige ſchwach; ſo werde ich an die Schwachheit derſelben wenig denken; von dem Unterſchiede, den ich zwiſchen ihm und mir bemerke, werde ich die Schuld auf den Unterſchied der Gegenden, der Zeiten und der Umſtände ſchieben. Wenn aber dieſer große Mann mein Mitbürger iſt; warum habe ichs ihm in ſeinem Verhalten nicht gleichgethan? Seine Gegenwart kann nicht anders als meinen Hochmuth demüthigen. Kann ich mich an ihm rächen, ſo räche ich mich; ich tadle an ihm, was ich an den Alten verehre. Ich verhöhne ſeine edelmüthigen Thaten; ich beſtrafe ihn wegen ſeiner Verdienſte, und verachte zum wenigſten öffentlich an ihm ſein Unvermögen.

Meine Vernunft, die über die Tugend der Todten urtheilt, zwingt mich, die Helden, die ſich ihrem Vaterlande nützlich gemacht haben, in der Theorie hochzuſchätzen. Das Gemäl-

wird da keine moraliſchen Grundſätze gewahr, weder bey denen, die regieren, noch bey denen, die regieret werden.

Gemälde vom Heldenmuthe der Alten erweckt in jedweder Seele, die noch nicht völlig erniedriget iſt, eine Ehrerbietung, deren ſie ſich nicht erwehren kann. Aber an meinem Mitbürger iſt mir dieſer Heldenmuth verhaßt. Ich ſpüre in ſeiner Gegenwart bey mir ein Paar widerſprechende Empfindungen; eine iſt die Empfindung der Hochachtung, und die andre iſt die Empfindung des Neides. Weil ich dieſen beiden verſchiednen Antrieben unterworfen bin; haſſe ich den lebenden Helden. Ueber ſeinem Grabmaale richte ich ein Siegeszeichen auf; und damit thue ich meinem Hochmuth und meiner Vernunft Genüge. So bald die Tugend kein Anſehen hat, berechtiget mich ihr Unvermögen, ſie zu verachten; und ich bediene mich dieſes Rechtes. Schwäche zieht ſich Verhöhnung 39) und Geringſchätzung zu.

Wenn man bey ſeinen Lebzeiten geehrt ſeyn will; muß man ſtark ſeyn 40). Daher iſt auch Gewalt der einige Gegenſtand der Begierde der Menſchen. Haben ſie die Wahl zwiſchen den Kräften eines Enceladus und den Tugenden eines Ariſtides; ſo werden ſie der Gabe der Stärke den Vorzug geben. Der Charakter des Aeneas iſt, nach dem Geſtändniß aller Kunſtrichter, gerechter und tugendhafter, als der Charakter des Achilles. Warum erregt denn nun der Charakter des letztern größre Bewunderung? Deßwegen, weil Achilles ſtark, weil uns noch mehr daran gelegen iſt, ſtark, als gerecht zu ſeyn; und weil wir allemal bewundern, was wir gern ſelbſt ſeyn möchten.

Was

39) Verachtung iſt das Loos der Schwäche. Dieſe Wahrheit mag vielleicht die einzige ſeyn, die keinem Fürſten unbekannt iſt. Verliert ein regierender Herr eine Provinz, oder eine Stadt; ſo wird er in ſeinen eignen Augen verächtlich. Nimmt er hingegen wider alle Gerechtigkeit ſeinem Nachbar dergleichen Stadt oder Provinz weg; ſo dünkt er ſich um deſto mehr hochachtungswürdig: denn er hat von je her geſehen, daß die Ungerechtigkeit an dem Mächtigen geehrt worden iſt, und die ganze Welt vor der Stärke geſchwiegen hat.

Was man unter dem Namen von Tugend zu gewinnen ſucht, iſt allemal Gewalt und Achtung. Warum wird beym Theater ſo ſehr darauf gedrungen, daß da die Tugend jedesmal über das Laſter triumphiren ſoll? Wer hat dieſe Regel erdacht? Die innerliche, dunkle Empfindung, daß wir an der Tugend bloß die Achtung lieben, die ſie uns verſchafft. Die Menſchen ſtreben, der Wahrheit nach, nach nichts ſo begierig, als nach dem Herrſchen; und eben dieſe Liebe zur Macht giebt dem Geſetzgeber das Mittel an die Hand, ſie ſo wohl beglückter, als tugendhafter zu machen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Liebe zur Gewalt iſt bey dem Menſchen die vortheilhafteſte Anlage zur Tugend.

Wäre die Tugend bey uns die Folge von einer beſondern Organiſation, oder von einem Gnadengeſchenke der Gottheit; ſo würde es weiter gar keine rechtſchaffnen Leute geben, als ſolche Menſchen, die von der Natur dazu organiſiret, oder vom Himmel eigentlich vorherbeſtimmet wären, daß ſie tugendhaft ſeyn ſollten. Dann würden gute oder ſchlechte Geſetze, mehr oder minder vollkommne Form der Regierungen nur wenig Einfluß auf die Tugenden der Völker haben. Die regierenden Herren würden gar nicht vermögend ſeyn, gute Bürger zu ziehen; und das erhabne Geſetzgeber-Amt würde, ſo zu ſagen, ohne alle Functionen ſeyn. Betrach-

40) Der Starke und der Tückiſche, ſagt ein Engliſcher Dichter, fürchtet ſich bloß vor einem ſolchen, der noch ſtärker und noch tückiſcher iſt, als Er. Aber der Gerechte und Tugendhafte muß ſich vor allen Menſchen fürchten; er hat alle ſeine Mitbürger zu Verfolgern; an ihm vergreift ſich alles, ſelbſt ſeine Freunde. Seine Tugend befreyt ſie von der Furcht vor ſeiner Rache. Seine Menſchenliebe gilt bey ihm der Schwäche gleich; und unter einer laſterhaften Regierung ſind der Gutherzige und der Schwache zu Schlachtopfern des Tückiſchen und des Starken gebohren.

Betrachtet man dagegen die Tugend als die Wirkung einer Begierde, die wir alle mit einander gemein haben, (wie die Begierde zu herrſchen iſt;) ſo kann der Geſetzgeber allemal Hochachtung, Reichthum, mit einem Worte Macht, es geſchehe, unter was für einer Benennung es wolle, an die Ausübung der Tugenden verknüpfen, und kann alſo die Menſchen allemal dazu nöthigen. Unter einer vortrefflichen Geſetzgebung würden die Unſinnigen die einzigen Laſterhaften ſeyn. Mithin muß man in jedwedem Lande die mehr oder minder große Dummheit oder Bosheit der Bürger allemal der mehr oder minder großen Ungereimtheit der Geſetze beymeſſen.

Der Himmel hat den Menſchen damit, daß er ihnen allen die Liebe zur Gewalt eingab, das koſtbarſte Geſchenk zugetheilt. Was liegt daran, ob alle Menſchen tugendhaft auf die Welt kommen, da ſie alle mit der Anlage zu einer Leidenſchaft auf die Welt kommen, welche ſie tugendhaft machen kann?

Iſt dieſe Wahrheit einmal klärlich aus einander geſetzt; dann iſt es des Geſetzgebers, dann iſt es der Magiſtrats-Perſonen Sache, daß ſie aus der Menſchen durchgängiger Liebe zur Macht die Mittel hervorſuchen, die Tugend der Bürger, und das Glück der Völker auf ſichern Fuß zu ſetzen.

Was mich anlangt, ſo habe ich meinem Zwecke Genüge gethan, wenn ich erwieſen habe, daß der Menſch ſeine Begierden, ſeine Begriffe und ſeine Handlungen nach ſeiner Glückſeligkeit abmißt, und allemal darnach abmeſſen wird; daß ſich die Liebe zur Tugend bey ihm allemal auf die Begierde nach dem Glücke gründet; daß er in der Tugend bloß den Reichthum und die Achtung liebt, die ihm ſelbige verſchafft; und daß, mit einem Worte, beym Menſchen alles, ſelbſt die Begierde nach Ruhme, bloß eine verkleidete Liebe zur Macht iſt. In dieſer letztern Liebe liegt auch noch die Quelle der Intoleranz verborgen. Sie iſt von zweyerley Art; die eine iſt die Bürgerliche, und die andre die Religions-Intoleranz.

Funfzehntes Kapitel.

Von der bürgerlichen Intoleranz.

Der Menſch kömmt zur Welt umgeben von Leiden und von Vergnügungen. Begehrt er nun das Schwerdt der Gewalt; ſo thut er es, um jene zu vertreiben, und dieſe zu erobern. Dürſtet er einmal nach Macht; ſo iſt ſein Durſt in dieſem Stück unauslöſchlich. Ueber ſeine Nation zu herrſchen, iſt ihm nicht genug; er will auch noch über ihre Meynungen herrſchen. Daher läßt er ſich eben ſo begierig angelegen ſeyn, ſich der Vernunft ſeiner Mitbürger zu bemeiſtern, wie der Eroberer ſich angelegen ſeyn läßt, die Schätze und Länder ſeiner Nachbarn an ſich zu reißen.

Bloß von denen dünkt er ſich wahrhaftig Herr zu ſeyn, deren Verſtand er ſich zum Knechte macht. Zu dem Ende braucht er Gewalt; und dieſe bringt in die Länge endlich die Vernunft zum Gehorſam. Endlich kömmt es dahin, daß die Menſchen an die Meynungen glauben, die man ſie öffentlich zu behaupten zwingt. Was Raiſonnement nicht ausrichtet, das bringt Gewaltthätigkeit zu Stande.

Bey Monarchen iſt die Intoleranz jedesmal eine Folge von ihrer Liebe zur Gewalt. Anders denken, als ſie, heißt ihrer Obermacht Schranken ſetzen; es heißt, eine Gewalt zu Tage legen, die der ihrigen gleich iſt. Darüber werden ſie aufgebracht.

Was iſt in gewiſſen Ländern das Verbrechen, das am allerhärteſten beſtrafet wird? Widerſpruch. Was war es für eine Schandthat, die in Frankreich Anlaß zur Einführung der morgenländiſchen Strafe des eiſernen Käfigs gab? Und wer war der Unglückliche, den man darinnen einſperrte? War es etwan der feigherzige Officier ohne Genie, der eine Belagerung ſchlecht veranſtaltete, der eine Feſtung übel vertheidigte, und der die Provinzen, die er decken konnte, aus Ungeſchicklichkeit, Mißgunſt oder Verrätherey vom Feinde verheeren ließ? Oder war es der Miniſter, der das Volk mit

Auflagen erdrückte 41), und durch deſſen Befehle das Glück des Publicums zu Grunde gerichtet wurde? Nein, der bedaurenswürdige Mann, der zu dieſer Strafe verurtheilet wurde, war ein holländiſcher Zeitungsſchreiber, der die Anſchläge einiger franzöſiſchen Miniſter vielleicht zu bitter durchzog 42), und damit ganz Europa auf ihre Unkoſten zu lachen machte 43).

Wer iſt wohl in Spanien und in Italien der Mann, den man in den Kerkern bey lebendigem Leibe verfaulen läßt? Etwan der Richter, der das Recht verkauft; der Statthalter, der ſeine Gewalt mißbraucht? Nichts weniger; ſondern der Bücher-Trödler, der, um ſein Brod zu erwerben, zum Verkauf einige Bücher herumträgt, worinnen an der Demuth und Armuth der Geiſtlichen gezweifelt wird. Wem legt man in gewiſſen Gegenden die Benennung eines ſchlimmen Bürgers bey? Etwan dem Betrüger, der die National-Caſſe beraubt

41) Ein Lord ſteigt in Italien aus ſeinem Schiff ans Land, ſpaziert in den Gegenden von Rom herum, ſieht ſich ein wenig um, und geht plötzlich wieder an Bord zurücke nach England. „Warum“, fragt man ihn, „warum verlaſſen „denn Eure Herrlichkeit dieſes „ſchöne Land“? — „Ich kann „es nicht länger aushalten“, iſt ſeine Antwort, „das Elend der „römiſchen Landleute mit anzuſehen; der Anblick ihres Jammers „zerreißt mir das Herz; ſie ſehen „gar nicht mehr wie Menſchen „aus“. Dieſer Herr übertrieb es vermuthlich; aber eine Unwahrheit ſagte er doch eben nicht.

42) Die Ermordung des Klitus gereichte Alexandern zur Schande; und die Beſtrafung des holländiſchen Zeitungsſchreibers iſt ein Schimpf für das franzöſiſche Miniſterium. Das Verbrechen dieſer beiden unglücklichen Männer war das nämliche; ſie begiengen alle beide die Unbedachtſamkeit, die Wahrheit aufrichtig zu ſagen. Im vorigen Jahrhunderte bezeigte doch noch alle Welt ihren Unwillen über die Begegnung, die dieſem Zeitungsſchreiber wiederfuhr. Es giebt noch niedriger geſinnte Jahrhunderte, in denen die Beſtrafung des aufrichtigen Mannes wohl gar Leute finden würde, die ſie billigten und guthießen.

43) Geht dem Leſer das Schickſal dieſes Zeitungsſchreibers zu Herzen,

beraubt und das Geld verſchwendet? Solche Schandthaten bleiben faſt jedesmal ungeſtraft, und finden allerwegen ihre Gönner und Beſchützer. Derjenige allein iſt ein ſchlimmer Bürger, der ſich in einem Liedchen oder Sinngedichtchen über die Schelmerey oder läppiſche Tändeley 44) eines Mannes, der in einem hohen Poſten ſteht, luſtig gemacht hat.

Ich habe Länder geſehen, wo nicht derjenige, der den Schaden anrichtet, ſondern der, der den Urheber des Schadens anzeigt, in Ungnade fällt. Wird das Haus in Brand geſteckt; ſo züchtigt man den Ankläger, und dem Mordbrenner macht man Liebkoſungen. Unter ſolchen Regierungen iſt die Liebe zum Vaterland, und die gerechte Widerſetzlichkeit gegen die ungerechten Verfügungen des Mächtigen, oftmals die größte unter allen Miſſethaten.

Warum iſt der Mann von Verdienſten jedesmal bey dem untauglichen Miniſter verdächtig? und woher entſteht

Herzen, wenn er die Strafe gegen das Verbrechen hält; ſo verſetze er ſich nur in Gedanken an den Hof jenes indianiſchen Sultans, der ſeinen Vizir, weil er drey Körnchen Pfeffer in eine Rahm-Torte gethan hatte, aufknüpfen ließ. Es hat wenig daran gefehlt, daß der berühmte und unglückliche Herr De-La-Chalotais faſt ein gleiches Schickſal gehabt hätte, weil er ebenfalls drey Körnchen Salz in einen Brief geſtreut, den er, wie man ſagt, an einen General-Controleur (oder Oberrechnungsrath) geſchrieben hatte.

44) Warum ſollte man nicht in Frankreich die läppiſche Tändeley der Großen aufs Theater bringen dürfen? Deßwegen, weil dergleichen Komödien, wie man ſagt, wenig Bekehrungen zu Stande bringen würden; das räume ich ſelbſt ein. Der Dichter, der ſich ſchmeichelte, daß er, durch ein lächerliches und luſtiges Gemälde der läppiſchen Tändeley, die Sitten der Franzoſen in dieſem Stücke beſſern wollte, würde ſich ſehr betrügen. Das Faß der Danaiden kann man nicht voll machen; und in einer Regierung, auf welche die Weiber und die Pfaffen in gewiſſem Grad Einfluß haben, läßt ſich kein geſetztes, vernünftiges Weſen in den Sitten einführen. Der leichte, flüchtige, tändelnde Witz iſt das einzige, was man da treiben und cultiviren muß; denn es iſt das einzige, wodurch man ſein Glück machen kann.

bey einem ſolchen Miniſter der Haß gegen die Gelehrten 45)? Daher, weil er ſie für lauter Laternen anſieht, die den Leuten über ſeine Vergehungen Licht aufſtecken könnten 46).

Vordieſem beſtellte man, unter dem Namen von Hofnarren, weiſe Leute, die um die Perſon des Fürſten ſeyn mußten; und unter dieſem Namen war es ihnen zuweilen vergönnet, die Wahrheit zu ſagen 47). In der Folge mißfielen dieſe Narren; ihre Bedienung iſt überall aufgehoben worden; und vielleicht iſt dieſes die einzige allgemeine Reformation, welche die regierenden Herren in ihrer Haushaltung vorgenommen haben. Dieſe Narren waren noch die letzten weiſen Leute, die man bey den Großen gelitten hat. Will man ſich nunmehr ihnen nähern, will man bey ihnen wohlgelitten ſeyn; was muß man thun? Man muß ſprechen, wie ſie, und ſie in ihren Irrthümern beſtärken. Eine ſolche Rolle iſt freylich keine Rolle für einen aufgeklärten, freymüthigen, treu und redlich denkenden Mann. Dieſer ſpricht und denkt nach eigner Einſicht; das wiſſen die Großen, und dafür ſind ſie ihm auch gram. In dieſem Stück erkennen ſie die Schranken ihrer Obermacht. Dergleichen Männern wird es inſonderheit verwehret, über die Angelegenheiten der Staats-Verwaltung zu denken und davon zu ſchreiben. Und

was

45) Der Mann von Talenten hat die Gnade und den Schutz des Ignoranten keinesweges ſeinem Genie, ſondern allemal irgend einem beſondern Zufalle zu danken. Wie die Häßlichkeit den Umgang der Blinden ſucht; ſo meidet die Unwiſſenheit auch die Geſellſchaft der Scharfſichtigen.

46) Der untüchtige Vizir ſieht ſein Lebtage den Mann nicht gern, der mit aufgeklärten Völkern und klugen Fürſten umgegangen iſt. Kömmt ein ſolcher Mann wieder nach Hauſe, ſo fürchtet der Vizir, daß ihn ſelbiger verachten werde. Als ein gebohrner Feind von einſichtsvollen Leuten, berühmt er ſich ſeiner Verachtung gegen ſie; und nach dieſer Verachtung beurtheilt ihn der Ausländer. Große Miniſter und große Fürſten ſind von je her Gönner und Befördrer der Gelehrſamkeit geweſen. Der Herzog von Braunſchweig, Katharine die Andre, der Prinz

Hein-

was iſt die Folge davon? Dieſes, daß die Könige ſich um den guten Rath einſichtsvoller Leute bringen, und ihre wirkliche und dauerhafte Macht der bloßen, bald überhingehenden Furcht vorm Widerſpruch aufopfern. In der That, wenn der Fürſt bloß in der Stärke ſeiner Nation ſtark, wenn die Nation bloß in der Weisheit ihrer Staats-Verwaltung ſtark, und die Männer, denen dieſe Staats-Verwaltung aufgetragen worden iſt, nothwendiger Weiſe aus dem Corpore der Nation gehoben werden: ſo iſt keine Möglichkeit, daß unter einer Regierung, wo man den Mann, welcher denkt, verfolgt, wo man alle Bürger blind macht, die Nation große Miniſter hervorbringen ſollte. Die Gefahr, die man dabey läuft, wenn man ſich Einſichten zu erwerben ſucht, hebt da allen Unterricht auf, und das Volk ſeufzt unter dem Scepter derjenigen ſtolzen Unwiſſenheit, die gar bald den Deſpoten ſo wohl, als ſeine Nation, mit einander in den Untergang ſtürzt 48).

Die Intoleranz von dieſem Schlag iſt eine Klippe, an der die größten Reiche über kurz oder lang ſcheitern müſſen.

Heinrich von Preußen und ihres Gleichen ſind der Beweis hiervon.

47) Die Narren hatten vor dieſem das Privilegium, den Fürſten manchmal die Wahrheit zu ſagen; aber mit wie vieler Behutſamkeit, und in was für Augenblikken mußte das noch geſchehen! „Wir müſſen es den Katzen in der „Klugheit nachthun", ſagte einſtmals ein ſolcher Narr; „die Katzen dünken ſich in einem Zim„mer nicht eher ſicher, als bis ſie „vorher alle Winkel berochen haben".

48) Die wenige Freyheit, die Europa noch etwan beſitzt, hat es der Freyheit zu danken, deren die Engländer und die Holländer annoch genießen. Ohne ſie gäbe es beynahe keine einzige Nation, die nicht unter dem Joche der Unwiſſenheit und des Deſpotiſmus ſeufzte. Deßwegen muß ſich jeder tugendhafte Mann, jeder gutgeſinnte Bürger für die Freyheit dieſer beiden Völker intereßiren.

Sechzehntes Kapitel.

Die Intoleranz iſt oftmals den Fürſten höchſt ſchädlich.

Oftmals zerſtören die Gewalt und das Vergnügen, die man itzt genießt, alles Vergnügen und alle Gewalt, die man in Zukunft genießen könnte. Will ein Fürſt, um deſto gebietriſcher herrſchen zu können, Unterthanen ohne Begriffe, ohne Geiſteskräfte, ohne Charakter 49); mit einem Worte, will er Maſchinen zu Unterthanen haben, die allemal dem Eindrucke, den er bey ihnen macht, blindlings gehorchen; und gelingt es ihm, ſie dazu zu machen: ſo wird er zwar von innen mächtig, aber auch von außen ſchwach; er wird der Tyrann ſeiner Unterthanen, und bey ſeinen Nachbarn ein Gegenſtand der Verachtung ſeyn.

So iſt die Lage des Deſpoten beſchaffen. Und was bewegt ihn, dieſe Lage zu begehren? Der Hochmuth des vorübergehenden Augenblicks. Er denkt bey ſich ſelbſt: „an meinen Völkern übe ich gewöhnlicher Weiſe meine Gewalt aus; alſo würde mir ihre Widerſetzlichkeit und ihr Widerſpruch am allerunerträglichſten ſeyn, je öfter mir ſelbige die Vorſtellung von meinem Unvermögen in die Gedanken brächten“. Verbietet er nun zu folge deſſen ſeinen Unterthanen das Denken; ſo thut er durch dieſes Verbot die ganz deutliche Erklärung, daß ihm die Größe und Glückſeligkeit ſeiner Nation etwas Gleichgültiges ſey, und er ſich wenig oder nichts daraus mache, ob er ſie ſchlecht regiere; daß ihm aber deſto mehr daran gelegen ſey, ohne Widerſpruch zu regieren. So bald nun aber der Starke ſeine Meynung geſagt hat, ſchweigt der Schwa-

49) Der Deſpotiſmus herrſcht über bloße Maſchinen. Nur in freyen Ländern haben die Menſchen einen Charakter. Die Engländer haben einen; die Morgenländer haben keinen; Furcht und kriechende Niederträchtigkeit erſtikken ihn bey ihnen.

50) Wenn die Regierung verbietet, Schriften zu drucken, welche die

Schwache, wird dumm, und hört auf zu denken; weil er ſeine Gedanken Niemanden mittheilen darf.

Allein, wird man ſagen, wenn nun gleich das ſchläfrige Weſen, worein die Furcht die Gemüther und den Verſtand der Menſchen verſenkt, einem Staate ſchädlich iſt; darf man daraus auch wohl ſchließen, daß die Freyheit, zu denken und zu ſchreiben, gar keine üblen Folgen nach ſich ziehe?

In Perſien, ſagt **Chardin**, kann man überall, ſo gar auf den Caffee-Häuſern, laut und öffentlich von dem Vizir ſprechen, und ihn ungeſtraft tadeln. Das Miniſterium will da von dem Schaden benachrichtiget ſeyn, den es etwan unverſehens angerichtet hat; und es weis, daß es davon anders keine Nachricht bekommen kann, als durch das öffentliche Gerüchte. Vielleicht giebt es in Europa Länder, wo man barbariſcher denkt, als in Perſien.

Aber noch ein Wort von dem Zeit-Puncte, da der Bürger über alles denken, und von allem und jedem ſchreiben kann; wie viel Bücher werden da nicht über Materien gemacht werden, die der Bürger nicht verſteht! Wie viel Thorheiten werden da die Scribenten nicht ſagen! Deſto beſſer; ſie werden den Viziren deſto weniger Thorheiten zu begehen überlaſſen. Die Kritik wird dem Schriftſteller ſeine Irrthümer ſchon aufdecken; das Publicum wird darüber ſeinen Spott treiben; und dieß iſt die ganze Strafe, die er verdient. Wenn die Geſetzgebung eine Wiſſenſchaft iſt; ſo muß die Verbeſſerung und Vervollkommung derſelben das Werk der Länge der Zeit und der Erfahrung ſeyn. Die Trauerſpiele der Leidenſchaft mußten vorhergehen, ehe die Trauerſpiele **Heraklius, Phädra, Mahomet** u. d. gl. kommen konnten. Wenn die Freyheit der Preſſe aufgehoben wird 50); ſo wird der Mann, der im

die Angelegenheiten der Staats-Verwaltung betreffen; ſo thut ſie damit das Gelübde der Blindheit: und dieſes Gelübde iſt ziemlich gemein. „So lange meine Finanzen gut verwaltet werden, und „meine Armeen gehörig diſciplinirt ſind“, ſagte einſtmals ein großer Fürſt, „ſo lange mag wieder meine Diſciplin und Staats-„Ver-

im hohen Poſten ſitzt, von ſeinen begangenen Fehlern nicht mehr benachrichtiget, und wird deren unaufhörlich mehrere begehen. Er wird beynah alle die Thorheiten begehen, vor denen ihn der Schriftſteller gewarnt hätte 51). Nun iſt aber einer Nation wenig daran gelegen, ob ein Autor Thorheiten in den Tag hinein ſchreibt; ſchlimm genug für ihn ſelbſt! aber daran iſt der Nation gar viel gelegen, daß der Miniſter keine Thorheiten in den Tag hinein begehe; denn das iſt gar zu ſchlimm für ſie.

An der Preß-Freyheit findet ſich nichts, was dem allgemeinen Intereſſe entgegen wäre 52); dieſe Freyheit iſt bey einem Volke das Nahrungsmittel des Wetteifers. Was für Männer haben den Auftrag, den Wetteifer zu unterhalten? Die Leute, die in hohen Poſten ſitzen. Sie mögen demnach für die Erhaltung deſſelben um deſto ſorgfältiger wachen, weil es faſt nicht möglich iſt, den Wetteifer wieder zu entflammen, ſo bald er einmal erloſchen iſt. Verfällt ein ſchon geſittetes Volk in thieriſche Dummheit; wie iſt dann einem ſolchen Uebel abzuhelfen? Dawider giebt es keine andre Arztney, als die Eroberung. Dieſe allein kann einem ſolchen Volke wieder neue Sitten geben, und es von neuem berühmt und mächtig

„Verwaltung ſchreiben, wer nur „will. Wenn ich aber eines von „beiden, oder alle beide vernach- „läßigte; wer weis, ob ich dann „nicht die Schwachheit begehen „würde, den Scribenten Still- „ſchweigen zu gebieten“.

51) Wenn ein Mann itzt ins Miniſterium tritt; ſo iſt es nicht mehr Zeit, daß er ſich erſt noch Grundſätze machen will, ſondern es iſt ſchon Zeit, ſeine Grundſätze anzuwenden. Der Strom der Geſchäfte reißt ihn mit ſich fort; und was er alsdann erſt lernt, das ſind bloß eine Menge kleine Umſtände, die derjenige, der nicht im hohen Poſten ſchon ſitzt, niemals wiſſen kann.

52) Der Preſſe Zwang anthun, heißt, eine Nation verhöhnen; ihr das Leſen gewiſſer Bücher verbieten, heißt, ſie für ſklaviſch oder blödſinnig erklären. Ein ſolches Verbot muß ſie verdrüßen. Aber, wird man ſagen, die Nation billigt oder verwirft doch ein Buch faſt jedesmal nach der guten oder ſchlechten Meynung, welche die Großen von dem Buche haben? Ja, auf den erſten Augenblick; allein dieſes erſte Urtheil iſt nichts; iſt

tig machen. Iſt ein Volk erniedriget und verächtlich geworden; ſo mag es immerhin bezwungen werden. Dieß iſt der Wunſch eines rechtſchaffnen Bürgers; eines Mannes, dem der Ruhm ſeiner Nation am Herzen liegt, der ſich in ihrer Größe groß, und in ihrem Glücke beglückt achtet. Der Wunſch des Deſpoten iſt das freylich nicht, weil er ſein Intereſſe nie mit dem Intereſſe ſeiner Sklaven vermengt; weil er gegen ihren Ruhm eben ſo gleichgültig geſinnt iſt, wie gegen ihr Glück und ihm daher nichts ans Herz kömmt 53), als ihr knechtiſcher Gehorſam.

Wenn dem Sultan blindlings Gehorſam geleiſtet wird; iſt er zufrieden. Ob ſeine Unterthanen übrigens keine Tugend haben; ob die Kräfte des Reiches abnehmen; ob das Reich an der Auszehrung umkömmt, daran iſt ihm wenig gelegen; genug, daß bey der langen Dauer der Krankheit die wahre Urſache derſelben verborgen bleibt; ſo kann man ſelbige doch nicht der Unwiſſenheit des Arztes zur Laſt legen. Das einzige, wovor ſich die Sultane und ihre Vizire fürchten, iſt eine plötzliche Convulſion im Reiche. Mit den Viziren geht es gerade ſo, wie mit den Wundärzten; ihr einziger Wunſch geht nur dahin, daß ihnen der Staat und der Patient nicht

iſt weiter nichts, als das Geſchrey derer, die dabey pro oder contra intereßiret ſind. Das wirklich intereſſante Urtheil für einen Schriftſteller iſt das bedachtſam überlegte Urtheil des Publicums; und dieß iſt faſt allemal richtig und gerecht.

53) Die Jahre, in denen man zu den hohen Poſten gelangt, ſind oftmals gerade diejenigen Jahre, da einem Manne die Aufmerkſamkeit am allerſauerſten wird. Wer mich in dieſen Jahren zwingt, zu ſtudiren, der iſt mein Feind. Ich fodre ſeine Beſtrafung, und begehre ſeinen Tod. Den Poeten mag ich ganz gern ihre ſchönen Verſe verzeihen; dieſe kann ich ohne große Anſtrengung wegleſen; aber dem Moraliſten vergebe ich ſeine guten Raiſonnements nicht. Die Wichtigkeit der Materien, die er abhandelt, nöthigt mich, nachzuſinnen. Beſtreitet er nun meine Vorurtheile, ſo beleidigt er meinen Hochmuth; zudem reißt er mich aus meiner ſchläfrigen Trägheit heraus, und zwingt mich zum Denken. Und jeder Zwang, den man uns anthut, zieht Haß nach ſich.

unter den Händen ſterben. Ob ſie übrigens alle beide an der Diät ſterben, die man ihnen verordnet hat, darüber machen ſie ſich wenig Kummer; iſt doch ihr guter Name dabey geſichert.

In willkührlichen Regierungen ſorgt man bloß für den gegenwärtigen Augenblick. Man verlangt von dem Volke weder geſchäftigen Fleiß, noch Tugend; ſondern Unterthänigkeit und Geld. Gleich der Spinne, die das Inſect, das ſie ſich zur Beute macht, unaufhörlich mit neuen Fäden umzingelt, belaſtet der Sultan ſeine Völker, um ſie deſto ruhiger aufzufreſſen 54), Tag vor Tag mit neuen Ketten. Hat er endlich durch die Furcht alle Bewegungen an ihnen gehemmet; was für Beyſtand kann er ſich wohl von ihnen gegen den Angriff eines mächtigen Nachbars verſprechen? — Sieht denn aber der Sultan gar nicht voraus, daß ſich folglich Er und ſeine Unterthanen binnen kurzem dem Joche des Siegers werden unterwerfen müſſen? — Der Deſpotiſmus ſieht nichts voraus; an die Zukunft denkt er nicht.

Jede

54) Das Gebiete des Deſpotiſmus iſt fruchtbar an allerhand Elende, ſo wie an allerhand Ungeheuern. Der Deſpotiſmus iſt eine üppige, zu dem Glücke des Regenten unnöthige Gewalt. Vor der bloßen Vorſtellung einer ſolchen Macht wäre ein Römer zurück gefahren. Sie iſt auch der Abſcheu des Engländers. „Laſſet uns ja dafür ſorgen“, ſagte von dieſer Materie der Richter Prat, „daß die Erlernung des „Italiäniſchen und des Franzöſiſchen nicht ein freyes Volk erniedrige“.

Was ſind in den Augen eines Engländers die Großen in Europa? Menſchen, die bey ihrem Sklaven-Stande den Charakter der Unterdrücker der Völker an ſich haben; die die Bürger, welche ſo gar das Geſetz ſelbſt wider den Mann in hohen Poſten nicht ſchützen kann, mit Füßen treten. In Portugall iſt ein Großer nicht Eigenthumsherr weder über ſein Leben, noch über ſeine Güter, noch über ſeine Freyheit. Er iſt ein Neger zur Hausbedienung, der, weil er auf unmittelbaren Befehl des Hausherrn ausgepeitſcht wird, den Neger in ſeiner Wohnung verachtet, der auf Befehl des Haushofmeiſters gepeitſcht wird. Dieß iſt auch beynah an allen europäiſchen Höfen der einzige ſichtbare Unterſchied zwiſchen dem

Jede Einwendung, jede Vorſtellung iſt ihm verdrüßlich, und macht ſeinen Unwillen rege. Er iſt ein übelgezogenes Kind; er beißt in die vergiftete Frucht, und ſchlägt die Mutter, die ihm ſelbiges mit Gewalt wegnimmt. Wie achtet man unter ſeinem Regiment einen freymüthigen und beherzten Bürger? Das iſt ein Raſender, den man, als einen Raſenden, beſtraft 55). Wie achtet man unter dem nämlichen Regiment einen niederträchtigen und kriechenden Bürger 56)? Das iſt ein weiſer Mann, den man, als einen Weiſen, belohnt. Wollens die Sultane haben, daß man ihnen ſchmeicheln ſoll 57); ſo thut man ihnen den Gefallen. Wer kann denn ihrem Verlangen immer alles abſchlagen? Wer kann ſich denn unter einer ſolchen Regierung des Glückes des Publicums recht herzlich annehmen? Sollten es einige Weiſe thun, die noch hier und da in einem Reiche zerſtreut leben? Man iſt bey ihrem guten Rathe doch nur taub. Ihre Einſichten machen Niemanden klug; ſie ſind, wie Lampen in Gräbern. Und wem gönnt der Deſpot ſein

Ver-

dem demüthigen Bürger und dem hochmüthigen großen Herrn.

55) Bey Hofe muß man kriechen, oder man muß ſich vom Hof entfernen. Wer nicht leben kann ohne Gnadenbezeigungen vom Hofe, der muß kriechend ſeyn, oder Hungers ſterben. Den letztern Entſchluß ergreifen freylich wenige Menſchen.

56) Der vorige König von Preußen ſpeiſte eines Abends bey dem Engliſchen Abgeſandten, und fragte ihn über der Tafel, „was „er von den Fürſten dächte“? — „Das ſind gemeiniglich“, war des Geſandten Antwort, „ſchlimme „Leute; ſie haben nichts gelernt, „und werden durch Schmeicheley „ganz verdorben. Das Einzige, „worinnen ſie noch etwas leiſten, „iſt, daß ſie gut reiten können. „Es iſt aber auch unter allen Creaturen, die ihnen zu nahe kommen, das Reitpferd die einzige, „die ihnen nicht ſchmeichelt, und „die ihnen richtig den Hals bricht, „wenn ſie ſie ſchlecht regieren“.

57) Je deſpotiſcher eine Regierung iſt, deſto niedriger und kriechender ſind die Seelen unter derſelben; und deſto mehr berühmt man ſich in einem ſolchen Lande, daß man ſeinen Tyrannen liebe. In Marocco ſegnen die Sklaven ihr Schickſal und ihren Fürſten, wenn er ſich die Mühe nimmt, ihnen den Hals abzuhauen.

Vertrauen? Menſchen, die in den Antichambern alt geworden ſind, und daher den Verſtand und die Sitten der Antichambern haben. Solche Schmeichler waren es auch, durch welche die Stuarte in ihr Verderben geſtürzt wurden. „Es „hatten einige Prälaten“, ſagt ein berühmter Engländer, „an Jakob dem Erſten ſeinen Hang zur abergläubiſchen „Einfalt gemerkt. Das machten ſie ſich zu Nutze, ihm weiß „zu machen, daß die Ruhe des Staats von der Einförmig„keit im Gottesdienſte, das iſt, in gewiſſen gottesdienſtlichen „Gebräuchen abhienge. Jakob glaubte es treuherzig, und „pflanzte dieſe Meynung auf ſeine Abkömmlinge fort. Was „waren die Folgen davon? Die Verbannung und der Unter„gang ſeines Hauſes“.

„Wenn der Himmel“, ſagt Vellejus Paterculus, „einen Regenten züchtigen will; ſo giebt er ihm die Neigung „zur Schmeicheley 58), und Feindſeligkeit gegen allen Wi„derſpruch ein. Von Stund an wird der Verſtand des Regen„ten verfinſtert; er meidet die Geſellſchaft der Weiſen, wan„delt in der Dunkelheit, fällt in Abgründe, und kömmt nach „dem lateiniſchen Sprüchwort aus dem Rauch ins Feuer“. Wenn dieß die Merkmaale vom Zorne des Himmels ſind; wider welchen Sultan iſt denn der Himmel nicht ergrimmt? Welcher unter ihnen ſucht ſich wohl unter den freymüthigſten und einſichtsvolleſten Bürgern ſeine Lieblinge aus? — Der Philoſoph Anacharſis, wird man ſagen, ſchmeichelte doch einem Könige von Cypern niederträchtig genug? — Er ward auch auf Befehl dieſes Fürſten im Mörſel zerſtoßen: — ja wohl, aber dieſer Mörſel iſt verlohren gegangen.

„Was

58) Die Regenten, die man durch Schmeicheley verdorben hat, ſind verzogne Kinder. Da ſie es einmal gewohnt worden ſind, über Sklaven zu herrſchen; ſo haben ſie oftmals aus einem eben ſolchen Ton auch mit ihres Gleichen ſprechen wollen, und dann ſind ſie dafür zuweilen mit dem Verluſt eines Theiles ihrer Staaten beſtrafet worden. Dieß war die Züchtigung, welche die Römer einem Tigranes, einem Antiochus und andern

„Was ſpricht man von mir und von meiner Regierung“, fragte ein chineſiſcher Kaiſer den Confucius? — „Jedermann ſchweigt“, antwortete der Philoſoph; „alle und jede „beobachten ein finſtres Stillſchweigen“. — „Das verlange „ich eben“, erwiedert der Kaiſer. — Und eben davor ſollteſt Du Dich fürchten“, verſetzt der Philoſoph. „Den „Patienten, dem man ſchmeichelt, verlaſſen die Aerzte; ſein „Ende ſteht ihm nahe bevor. Man muß dem Monarchen „die Mängel ſeines Geiſtes, ſo wie die Krankheiten ſeines Leibes, offenbaren. Ohne dieſe Freyheit ſind der Staat und „der Fürſt verlohren“. — Dieſe Antwort gefiel dem Kaiſer gar nicht. Er wollte lieber gelobt ſeyn. Das gegenwärtige Intereſſe des Hochmuthes behält faſt jedesmal die Oberhand über jedwedes zukünftige Intereſſe; und in dieſem Stücke ſind die Völker ebenfalls Fürſten.

Siebzehntes Kapitel.

Schmeicheley iſt den Völkern eben ſo willkommen, als den Fürſten.

Die Völker wollen, ſo gut wie die Könige, verehret und geſchmeichelt ſeyn. Die Redner in Athen waren größten Theils bloß niedrige Schmeichler des gemeinen Pöbels. Fürſt, Nation, Privat-Mann 59), alles dürſtet nach Lobeserhebungen. Und was für einer Urſach haben wir dieſes allgemeine Verlangen beyzumeſſen? Der Liebe zur Gewalt.

Wer mich lobt, der erregt in mir die Vorſtellung von Macht, mit der ſich jedesmal die Vorſtellung von Glücke verknüpft.

andern anthaten, da dieſe Deſpoten die Kühnheit hatten, ſich freyen Völkern gleich zu ſetzen.

59) Iſt man reich; ſo will man als reich gelobt ſeyn. Iſt man von adelicher Geburt; ſo will man als Edelmann gelobt ſeyn. Iſt man wohl gebildet; ſo will man wegen ſeines vortheilhaften Wuchſes gelobt ſeyn. Was Lobeserhebungen anlangt, ſo nimmt man es darinnen nicht ſo gar genau; man nimmt mit allen vorlieb, wie es kömmt.

Wer mir hingegen widerſpricht, der erinnert mich an die Vorſtellung von Schwäche, mit der ſich jedesmal die Vorſtellung von Unglücke verknüpft. Das Verlangen nach Lobe haben alle Menſchen mit einander gemein; aber nur gar zu verliebt in dergleichen Lob, haben die Völker manchmal ihren verächtlichſten Schmeichlern die Benennung guter Patrioten beygelegt. Immerhin rühme man mit Entzücken die Tugenden ſeiner Nation; aber man ſey nur dabey nicht blind gegen ihre Laſter. Der Schüler, der am aufrichtigſten geliebt wird, iſt nicht der, der am meiſten gelobt wird. Der wahre Freund iſt kein Schmeichler.

Privat-Leute ſind nur gar zu geneigt, die Tugenden ihrer Mitbürger herauszuſtreichen; ſie machen mit ihnen gemeine Sache. Der ſchmeichelhafte Ton, mit dem wir unſre Landsleute erheben, iſt nicht das Maaß unſrer Liebe zum Vaterland. Ueberhaupt giebt es keinen Menſchen, der nicht ſeine Nation liebte. Den Franzoſen iſt die Liebe zu den Franzoſen natürlich. Wenn ich ein ſchlechter Bürger werden ſoll; müſſen mich die Geſetze hierzu erſt dadurch machen, daß ſie mein Intereſſe von dem Intereſſe des Publicums trennen.

Der tugendhafte Bürger iſt daran zu erkennen, daß er ſich noch immer begierig bezeigt, ſeine Mitbürger, wo möglich, nicht nur berühmter, ſondern auch glücklicher zu machen. Die wahren Patrioten in England ſind diejenigen, die ſich mit dem größten Nachdrucke wider die Mißbräuche der Regierung auflehnen. Wem legt man aber gleichen Titel in Portugall bey? Demjenigen, der den Mann im hohen Poſten am friechendſten lobt: und doch, was iſt das für ein Bürger! was iſt das für ein Patriot!

Einer ſolchen gründlichen und geprüften Erkenntniß der Bewegungsgründe unſrer Liebe zur Schmeicheley, und unſrer Abneigung gegen den Widerſpruch, haben wir die Auflöſung unzählicher moraliſcher Zweifel zu danken, die ohne dieſe Erkenntniß unerklärlich bleiben. Warum wird jedwede neue

Wahr-

Wahrheit anfänglich ſo ſchlecht aufgenommen? Deßwegen, weil jede ſolche Wahrheit allemal einer oder der andern Meynung widerſpricht, die durchgängig geglaubt wird; weil ſie die Schwäche oder Unzuverläßigkeit einer unzählichen Menge von Köpfen beweiſt; und weil folglich eine unzähliche Menge von Leuten ihr Intereſſe dabey haben, den Urheber einer ſolchen Wahrheit zu haſſen und zu verfolgen.

Der Bruder Come verbeſſert das Inſtrument zum Steinſchnitt; er operirt auf eine neue Art, und dieſe neue Art, den Stein zu ſchneiden, iſt nicht nur weniger gefährlich, ſondern auch weniger ſchmerzhaft, als die bisherige. Was hilft das alles? Der Hochmuth der berühmteſten Wundärzte wird dadurch gedemüthigt; ſie verfolgen ihn, wollen ihn aus Frankreich verbannt wiſſen, halten um eine Lettre de cachet wider ihn an; und dießmal will es doch noch zu gutem Glücke das Ungefähr, daß ihnen dieſelbe abgeſchlagen wird.

Wenn der Man von Genie faſt überall hitziger verfolget wird, als der Meuchelmörder; ſo rührt es davon her, weil dieſer bloß die Anverwandten des Ermordeten, jener hingegen alle ſeine Mitbürger zu Feinden hat.

Ich habe eine Betſchweſter geſehen, die beym Miniſter um die Begnadigung eines Diebes, und zugleich um die Einkerkerung eines Janſeniſten und eines Deiſten anſuchte. Was für ein Bewegungsgrund mochte ſie wohl hierzu antreiben? Ihr Hochmuth. Was gehts mich an, dürfte ſie ganz treuherzig geſagt haben, ob man die Leute beſtiehlt und ermordet, wo fern es nur mir und meinem Beichtvater nicht wiederfährt? Aber ich verlange, daß die Leute doch Religion haben ſollen, damit der Deiſt meine Eitelkeit nicht länger durch ſeine Raiſonnements beleidigen darf.

Thut man uns die Augen auf; ſo demüthigt man uns damit. Bringt man Licht an ein Neſt voll junger Nacht-Eulen; ſo iſt ihnen der Schein vom Licht unerträglich, und ſie fangen an zu ſchreyen. Mittelmäßige Köpfe ſind gerade, wie dergleichen junge Nachteulen. Legt man ihnen einige helle

helle und lichtvolle Begriffe vor; ſo gleich werden ſie ſchreyen, dieſe Begriffe wären gefährlich, unrichtig 60) und ſträflich.

Unter welchem Fürſten, und in welchem Lande darf man ungeſtraft ein großer Mann ſeyn? In England, oder unter der Regierung eines **Trajans** oder eines **Friedrichs**. In jedweder andern Regierungs-Form, oder unter jedwedem andern Regenten, iſt Verfolgung der Lohn der Talente. Starke und große Begriffe ſind faſt überall in die Acht erkläret. Die Schriftſteller, die man durchgehends am häufigſten lieſt, ſind diejenigen, die ſchon bekannte Gedanken auf eine neue, muntre, witzige Art vortragen. Dieſe werden gelobt, weil ſie kein Lob verdienen; weil ſie Niemandem widerſprechen. Der Widerſpruch iſt allen Menſchen unleidlich, und den Großen inſonderheit unausſtehlich. In was für einem hohen Grad entzündete nicht der Widerſpruch **Carln den Fünften** gegen die Lutheraner? In der Folge, ſagt man zwar, gereute es dieſen Fürſten, ſie verfolget zu haben. Das kann wohl ſeyn: aber wenn gereute es ihn? So bald er in der Einſamkeit lebte, nachdem er die Regierung niedergelegt hatte. Damals ſagte er: „ich habe dreyßig Uhren auf meinem Tiſche ſtehen; und darunter ſind nicht ihrer zwo, die „in einerley Augenblick aufs genaueſte einerley Stunde zeigen *). Wie habe ich doch auf die Grille gerathen können, „daß ich in Religions-Sachen alle Menſchen dahin bringen „wollte, auf einerley Art zu denken? Bin ich nicht ſeltſam „thöricht, und wunderſeltſam hochmüthig geweſen“! Wollte der Himmel, daß **Carl der Fünfte** dieſe Anmerkung eher gemacht hätte! er wäre ein gerechterer, toleranterer und tugendhafterer Kaiſer geweſen. Wie viel Saamen zu nachherigen

60) Der Mann von Genie denkt ſelbſt und für ſich. Seine Meynungen ſind zuweilen den angenommenen Meynungen entgegen; mithin beleidigt er die Eitelkeit des größten Haufens. Wer Niemandem anſtößig ſeyn ſoll, der darf nur ſolche Begriffe haben, wie ſie alle Welt hat. Alsdann hat man freylich wohl kein Genie, aber man hat auch keine Feinde.

rigen Kriegen hätte er nicht erſticken, wie viel Menſchenblut hätte er nicht ſparen können!

Kein einziger Fürſt, ja kein einziger Menſch ſetzt ſeiner Gewalt beſtimmte Schranken. Man begnügt ſich nicht, über ein Volk zu herrſchen, oder über die Begriffe ſeiner Mitbürger zu gebieten; man will auch ihrem Geſchmack, ihren Neigungen befehlen. Rouſſeau iſt kein Liebhaber der franzöſiſchen Muſik. Seine Empfindung ſtimmt hierinnen mit der Empfindung aller europäiſchen Nationen überein. Er ſagt in einer öffentlichen Schrift, was er empfindet; auf einmal erheben ſich tauſend Stimmen wider ihn, man ſolle ihn in einem Kerker verfaulen laſſen. Man hält um eine Lettre de cachet wider ihn an; zu gutem Glück iſt der Miniſter noch zu weiſe, um eine ausfertigen zu laſſen, und will die franzöſiſche Nation der Gefahr nicht bloßſtellen, ſich damit lächerlich zu machen.

Es giebt keine Gewaltthätigkeit, zu der ſich die Intoleranz der Menſchen nicht entſchlöſſe. Denkt man den Menſchen in dieſem Stücke zu beſſern; ſo verlangt man nichts anderes, als daß er Andern den Vorzug vor ſich ſelbſt geben; man verlangt, daß ſich ſeine Natur ändern ſoll. Der Weiſe verlangt keine Unmöglichkeiten. Er giebt ſich Mühe, die Intoleranz zu entwaffnen, und nicht, ſie auszurotten. Aber was vermag ſie in Banden zu halten? Gegenſeitige Furcht. Wenn ein Paar Männer von gleicher Stärke, in Meynungen von einander abgehen, verhöhnt keiner von beiden den andern; denn ſelten beleidigt man denjenigen, den man nicht glaubt ungeſtraft beleidigen zu können.

Was

*) Einer von Carls des Fünften Bedienten kömmt unbedachtſam in ſeine Celle gerannt, reißt im Umwenden einen Tiſch um, und zerbricht alle die dreyßig Uhren, die auf dem Tiſche liegen. Carl fängt an zu lachen. „Du „biſt glücklicher als ich“, ſagt er zu dem Bedienten, „du findeſt doch „mit einem Worte das einzige „Mittel, ſie alle mit einander „einſtimmig zu machen“.

Was für Urſachen iſt wohl der höfliche Ton im Wortwechſel zwiſchen den Leuten von der Miliz zuzuſchreiben? Der Furcht vor dem Zweykampfe. Was für einer Urſach iſt eben dieſer höfliche Ton zwiſchen den Gelehrten zuzuſchreiben? Der Furcht, ſich lächerlich zu machen. Keiner will gern unter die Pedanten von den Schulen gerechnet werden. Nun urtheile man nur aus dieſen beiden Exempeln, was die noch kräftigere Furcht vor den Geſetzen bey den Bürgern würde ausrichten können.

Strenge Geſetze können der Intoleranz ſo gut ſteuren, wie dem Straßenraube. Läßt mir das Geſetz nur meine Freyheit in meinem Geſchmack und in meinen Meynungen, ſo verbiete es mir immerhin, andrer Leute Geſchmack und Meynungen zu verhöhnen; meine Intoleranz wird durch die Verfügungen des Magiſtrats gewiß in Banden gehalten werden, daß ſie in keine Gewaltthätigkeit ausbricht. Befreyt mich aber die Regierung unüberlegter Weiſe von der Furcht vor dem Zweykampfe, vom ſpöttiſchen Gelächter und von den Geſezzen; dann wird mich meine Intoleranz, weil ſie nicht in Schranken gehalten wird, aufs neue grauſam und barbariſch machen.

Die grimmige Wuth, mit der die verſchiednen Religions-Secten einander verfolget haben, iſt der Beweis davon.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Religions-Intoleranz.

Dieſe Art von Intoleranz iſt die gefährlichſte. Die Liebe zur Gewalt iſt ihr Bewegungsgrund, und die Religion ihr Vorwand. Wen beſtraft man an dem Käzer oder Gottesläſtrer? Den Mann, der kühn genug iſt, ſelber zu denken, ſeiner Vernunft mehr zu glauben, als der Vernunft der Pfaffen, und ſich öffentlich ihnen gleich zu ſetzen. Wer auf dieſe Art den Himmel zu rächen vorgiebt, der rächt eigentlich nie

etwas

etwas andres, als ſeinen eignen gekränkten Hochmuth. Die Pfaffen ſind faſt bey allen Religionen einer, wie der andre.

In den Augen eines Mufti iſt ein Ungläubiger, ſo gut wie in den Augen eines Bonzen, ein Gotteslästerer, den das Feuer vom Himmel treffen ſoll; ein Menſch, der die Geſellſchaft zerſtört, und deßwegen von ihr verbrannt werden muß.

Unterdeſſen iſt eben dieſer Ungläubige, in den Augen des Weiſen, weiter nichts, als ein Mann, der nicht an das Mährchen von meiner Mutter Gans glaubt. Aber wo an fehlt es denn dieſem Mährchen, daß es nicht auch eine Religion ſeyn könnte? Weiter an nichts, als daß noch keine große Anzahl von Menſchen die Wahrheit deſſelben behauptet.

Iſt es möglich, daß Menſchen, die mit den Lumpen der Bußfertigkeit bekleidet, und mit der Maske der chriſtlichen Liebe bedecket waren, zu allen Zeiten die grimmigſten geweſen ſind? Wie? erſcheint der Tag der Toleranz noch immer nicht? Schämen ſich rechtſchaffne Leute noch immer nicht, um Wortſtreitigkeiten, oft um der Wahl ihrer Irrthümer willen, und deßwegen, weil ſie die verſchiedentlichen Namen von Lutheranern, Calviniſten, Katholiken, Mahometanern u. d. gl. führen, einander zu haſſen und zu verfolgen?

Weis denn der Mönch noch nicht, wenn er den Kalender oder den Derwiſch in den Kirchenbann thut, daß in den Augen eben dieſes Derwiſchen der wahre Gotteslästrer, der eigentliche Böſewicht Niemand andres iſt, als der Chriſt, der Pabſt, oder der Mönch, der nicht an Mohammed glaubt? Muß denn jedwede Secte immer und ewig zu der Dummheit verdammet ſeyn, daß ſie an ſich allein billigt, was ſie an andern verabſcheut?

Man denke doch zuweilen an das ſinnreiche Gleichniß eines berühmten Malers. „Es deuchte mich im Traume“, ſagte er, „als würde ich an die Pforten des Paradieſes verſetzet. Der erſte Gegenſtand, der mir in die Augen fiel, war ein ehrwürdigen Greis; an ſeinen Schlüſſeln, an ſeinem kahlen Kopf und an ſeinem langen Barte ſah ich, daß es der hei-

lige **Petrus** war. Der Apoſtel ſaß auf der Schwelle der Thüren zum Himmel. Es kamen eine Menge Leute zu ihm. Der erſte, der ſich meldete, war ein Papiſt. „Ich bin Zeit „meines Lebens“, meldete er ihm, „andächtig, und dabey „doch ein ziemlich ehrlicher Mann geweſen“. — „So geh „nur hinein“, antwortete ihm der Heilige, „und ſetze dich „auf die Bank der Katholiken“. Darauf kam ein Reformirter, der ihm gleiches Anſuchen that; er bekam auch gleiche Antwort: „ſetze dich unter die Reformirten“, ſagte der Heilige. Hernach kamen Kaufleute aus **Smyrna**, aus **Bagdad**, aus **Balſora** u. ſ. w. Sie waren Muſelmänner, waren immer tugendhafte Leute geweſen; und der heilige **Petrus** hieß ihnen, ſich zu den Muſelmännern zu ſetzen. Endlich kam auch ein Ungläubiger. „Was für einer Secte „biſt du zugethan“? fragte ihn der Apoſtel. — „Gnädi„ger Herr, keiner“, hieß die Antwort; „jedoch bin ich im„mer ein ehrlicher Mann geweſen“. — „Du kannſt alſo „nur

61) Den Albigenſern ward eben ſo übel mitgefahren, als den Waldenſern. Man ſtellt ſich nicht vor, wie weit die Wuth der Intoleranz in ihren Ausſchweifungen gegen ſie gegangen iſt. Das entſetzliche Gemälde von den Grauſamkeiten, die an den Waldenſern ausgeübt worden ſind, iſt uns vom Samuel **Moreland**, dem Engliſchen Abgeſandten in Savoyen, der damals in ſelbigen Gegenden reſidirte, aufbehalten worden. „Noch niemals haben „die Chriſten“, ſagt er, „ſolche „Grauſamkeiten an Chriſten be„gangen. Man hieb den Bar„ben“, (dieß waren die Prieſter dieſer Völker,) „den Kopf ab; „man ließ ſie kochen; man fraß „ſie auf. Mit ſpitzigen Kieſelſtei„nen ſpaltete man den Weibern „den Bauch bis an den Nabel „auf. Andern ſchnitt man die „Brüſte ab; dieſe ließ man ſo „dann über dem Feuer röſten, und „ſpeiſte ſie. Andern legte man „Feuer auf die Schaamglieder; „ja, man riß ſie ihnen ab, und „legte auf die Stelle glühende „Kohlen. Wieder Andern riß „man mit Zangen die Nägel aus. „Schon halb todte Menſchen „band man den Pferden an die „Schwänze, und ſchleifte ſie in „dieſem Zuſtande zwiſchen den Fel„ſen hindurch. Die geringſte ihrer „Todesſtrafen war, daß man ſie „von einem ſteilen Berge herab„ſtürzte, von dem ſie oftmals auf „Bäume fielen, in denen ſie han„gen blieben, und auf denen ſie vor „Hun=

„nur hineingehen„, erwiederte Petrus; „aber wo ſoll ich „dich hinthun? Lies dir ſelber einen Platz aus; ſetze dich zu „denen, die dir am vernünftigſten vorkommen“.

Wollte der Himmel, daß doch die Leute aus dieſem Gleichniſſe klug würden, und ſich nicht weiter einfallen ließen, über die Meynungen Andrer herrſchen zu wollen! GOttes Wille iſt, daß Wahrheit der Lohn für ſorgfältig angeſtellte Unterſuchung ſeyn ſoll. Die kräftigſten Gebete um Erlangung der Erkenntniß der Wahrheit ſind, wie man ſagt, fleiſſiges Nachdenken und Forſchen. O! ihr dummen Mönche, habet ihr wohl jemals ein ſolches Gebet gethan?

Was iſt Wahrheit? Ihr wiſſet es nicht; und dennoch verfolget ihr denjenigen, der ſie, wie ihr ſaget, nicht erkennet, und habet die Dragoner-Bekehrungen in den Sevenner-Gebirgen canoniſiret; habet zu der Heiligen-Würde einen Dominicus, einen Unmenſchen erhoben, der das Tribunal der Inquiſition ſtiftete und die Albigenſer umbrachte 61); und unter

„Hunger, Froſt, oder an ihren „Wunden umkommen mußten. „Manche zerhackte man in tauſend Stücken, und dann ſtreute „man ihre Glieder und ihr zerſchlagnes Fleiſch auf den Feldern „herum. Die Jungfrauen ſpießte „man an der Schaam auf Pfähle; „und dann trug man ſie in dieſer „Stellung nach Art der Standarten umher. Unter andern ſchleifte man einen jungen Menſchen, „Namens Pelanchion, durch die „Gaſſen in Lucerne, die man „überall mit ſpitzigen Kieſelſteinen „beſtreuet hatte. Wenn ihn nun „der Schmerz übereilte, daß er „den Kopf oder die Hände aufhob; „ſo ſchlug man ihm beide mit „Prügeln wieder aufs Pflaſter. „Endlich ſchnitt man ihm die „Schaamglieder ab, ſteckte und „trieb ſie ihm in den Hals, und damit erſtickte man ihn vollends; „alsdann hieb man ihm den Kopf „ab, u. warf den Rumpf ans Ufer. „Die Katholiken zerfleiſchten mit „ihren eignen Händen die Kinder, „die ſie aus den Wiegen herausriſſen; die kleinen Mädchen ließen ſie lebendig braten, ſchnitten ihnen die Brüſte ab, und „verzehrten ſie. Andern ſchnitten ſie die Naſe, die Ohren, und „andre Theile des Leibes ab. Einigen ſtopften ſie den Mund voll „Schießpulver, und zündeten es „dann an. Manchen zogen ſie „lebendig die Haut ab, und dann „hiengen ſie dergleichen Häute in „Lucerne vor den Fenſtern auf. „Einigen riſſen ſie das Gehirn „her-

unter Carln dem Neunten, machtet ihr den Katholicken die Ermordung der Reformirten zur Pflicht; und im itzigen Jahrhunderte, das ſo aufgeklärt, ſo philoſophiſch iſt, ſollte die Toleranz, die im Evangelium angeprieſen wird, die Tugend aller Menſchen ſeyn. Es giebt Caveiracs, die die Toleranz als Verbrechen, als Gleichgültigkeit gegen die Religion betrachten, und die noch heutiges Tages mit Vergnügen wieder jenen Tag des Blutes und Mordens anſehen würden, jenes abſcheuliche Sanct-Bartholomäus-Feſt, da der Pfaffen-Hochmuth auf den Straßen umher wandelte, und den Tod der Franzoſen anbefahl. So rennt der Sultan unter Begleitung des Henkers auf den Gaſſen von Conſtantinopel umher, und fodert das Blut des Chriſten, der rothe Hoſen trägt. Noch barbariſcher, als dieſer Sultan, theilet ihr Schwerdter unter den Chriſten aus, damit ſie einander ermorden. O!

„heraus, welches ſie alsdann braten und kochen ließen, um davon zu eſſen. Die geringſten Todesſtrafen waren, daß ſie ihnen das Herz aus dem Leibe riſſen, ſie lebendig verbrannten, ihnen das Geſicht abhieben, ſie in tauſend Stücke zerhackten, und ſie erſäuften. Aber als wahre Katholiken und würdige Römer zeigten ſie ſich, da ſie zu Garcigliana einen Backofen anzündeten, in welchen ſie eilf Waldenſer, einen den andern hinter einander in die Flammen zu werfen zwangen, bis auf den letzten, den dieſe Mörder hernach ſelbſt hinein warfen. In allen Thälern ſah man nichts, als todte oder ſterbende Körper. Ueberall auf den Alpen war der Schnee mit Blute gefärbt. Hier fand man einen abgehauenen Kopf, dort einen Rumpf, Beine, Arme, zerrißne Eingeweide und ein noch klopfendes Herz“.

Was für ein vermeyntliches Verbrechen beſtrafte man denn nun an den Waldenſern mit ſo vieler Unmenſchlichkeit? Das Verbrechen der Rebellion, wie es hieß. Was man ihnen zur Laſt legte, war weiter nichts, als daß ſie nicht auf den erſten Befehl des Gaſtaldo und des Pabſtes ihre Wohnung und ihren Geburtsort verlaſſen; daß ſie nicht aus einem Lande, welches ſie ſeit funfzehn hundert Jahren beſeſſen, und in dem ſie jederzeit ihren Gottesdienſt frey und ungeſtört verrichtet hatten, ins Elend gegangen waren. Auf ſolche Art ſind die ſanftmüthige katholiſche Religion, ihre ſanftmüthigen Kirchendiener, und ihre ſanftmüthigen Heiligen, von

je

O! ihr Religionen, (ich rede hier bloß von den falſchen,) ihr ſeyd alle mit einander handgreiflich lächerlich! Und wäret ihr nur noch bloß lächerlich; ſo würde der Mann von Verſtand eure Ungereimtheiten nicht aufdecken 62). Wenn er ſich dieſes zur Pflicht macht; ſo geſchieht es nur deßwegen, weil dergleichen Ungereimtheiten bey Menſchen, die mit dem Schwerdte der Intoleranz bewaffnet ſind 63), eine der grauſamſten Geißeln für die Menſchheit ausmachen.

Welches ſind unter den verſchiedentlichen Religionen diejenigen, die gegen andre Secten am meiſten Haß bezeigen? Die katholiſche und die jüdiſche. Iſt dieſer Haß bey ihren Geiſtlichen eine Folge von ihrer Ehrſucht, oder iſt er die Wirkung eines dummen und übel verſtandenen Eifers? Der Unterſchied zwiſchen dem wahren und dem falſchen Religions-Eifer fällt in die Augen. Man kann ſie nicht ſo verkennen, daß

je her mit den Menſchen umgegangen. Was könnten wohl die Apoſtel des Teufels Aergers thun?

62) Unmöglich kann man die Religionen mit dem aufmerkſamen Auge der Prüfung betrachten, ohne die äusserſte Verachtung gegen das menſchliche Geſchlecht überhaupt, und gegen ſich ſelbſt inſonderheit zu faſſen. Wie? denkt man bey ſich ſelbſt; Jahrtauſende hat es erfodert, Menſchen, die eben ſo viel Verſtand hatten, wie ich, wegen der Mährchen des Heidenthums aus ihrer Blindheit zu reißen! Wie? die Juden und die Guebres beharren noch immer bey ihren Irrthümern? Wie? die Muſelmänner glauben noch immer an Mohammed, und werden vielleicht noch Jahrtauſende hinbringen, ehe ſie den Ungrund des Koran erkennen? Alſo muß doch der Menſch ein ſehr blödſinniges und ſehr leichtgläubiges Thier, und unſer Planet muß mit einem Worte, wie einer der Weiſen geſagt hat, das Bedlam oder große Tollhaus der ganzen weiten Welt seyn.

63) Warum wird in England der Prieſter ziemlich durchgängig geliebt? Deßwegen, weil er tolerant iſt; weil ihm das Geſetz die Hände bindet, und ihm nicht verſtattet, an der Staats-Verwaltung im mindeſten Theil zu nehmen; weil er Niemandem ſchadet, und Niemandem ſchaden kann; weil der Unterhalt der Engliſchen Geiſtlichkeit dem Staate nicht ſo ſehr zur Laſt fällt, wie der Unterhalt der katholiſchen Geiſtlichkeit; und weil in dieſem Lande endlich die Religion eigentlich nur eine philoſophiſche Meynung iſt.

man den einen für den andern anſähe 64). Der wahre Religions-Eifer iſt ganz Salbung, ganz Menſchenliebe, ganz Sanftmuth, ganz Mitleidigkeit; er verzeiht allen, und ſchadet Niemanden. Wenigſtens iſt dieſes der Begriff, den uns die Worte und die Handlungen des Sohnes Gottes von demſelben machen 65).

Neunzehntes Kapitel.

Intoleranz und Verfolgung ſind nicht von Gott geboten.

Wem legte JEſus die Benennung Ottern-Gezüchte bey? Etwan den Heiden, den Eſſäern, oder jenen Sadducäern 66), die doch die Unſterblichkeit der Seele, ja ſo gar das Daſeyn Gottes läugneten? Nein; ſondern den Phariſäern, und den jüdiſchen Prieſtern.

Und müſſen die katholiſchen Pfaffen durch ihre wüthende Intoleranz noch immer eben dieſe Benennung verdienen? Unter

64) Was ich vom Religions-Eifer ſage, das gilt auch von der Demuth. Wenn man ſich einen Cardinal auch noch ſo albern vorſtellt; ſo iſt er doch niemals albern genug, um ſich im Ernſte für demüthig zu halten, ſo bald er ſich in Rom für den Protector eines ſolchen Reiches ausgiebt, wie Frankreich iſt. Wahre Demuth würde einen ſo pralhaften Titel gar nicht annehmen. Jedoch ſage ich das nicht, als wenn ich die Dummheit mancher Prälaten gänzlich in Abrede ſeyn wollte. Aber ihre ehrſüchtigen Prätenſionen beweiſen nicht ſo wohl die Liſt und Staatsklugheit der Geiſtlichkeit, als vielmehr die Albernheit der Völker. „Ich konnte während meines Aufenthaltes in Japan“, ſagte einſtmals ein Reiſender zu mir, „niemals das „Wort Dot-Süry-Sama, (dieß „heißt, gnädiger Herr Kranich,) ausſprechen hören, daß „mir nicht dabey wider meinen „Willen der Name eines oder des „andern Biſchofs eingefallen wäre“.

65) Jeſus übte auf Erden keine Herrſchaft aus. Wenn es ſein Wille geweſen wäre, daß die Prieſterſchaft auf Erden herrſchen ſollte; ſo hätte er dieſe Herrſchaft den Apoſteln gleich anfänglich ausgemacht.

Unter was für Vorwande verfolgen ſie denn einen Kätzer? Er denkt nicht, wie wir, werden ſie ſagen. Aber wenn man alle Menſchen ſo einig machen will, daß ſie aufs genaueſte einerley Glauben haben ſollen; ſo iſt dieß gerade nicht anders, als wenn man verlangte, daß ſie alleſammt einerley Augen und einerley Geſichtsbildung haben ſollten; dieß iſt ein widernatürliches Begehren. **Kätzerey** iſt eine Benennung, welche der Mächtige ſolchen Meynungen beylegt, die zwar gemeiniglich wahr ſind, die aber ſeinen Meynungen widerſprechen. Kätzerey iſt, ſo gut wie Rechtgläubigkeit, etwas Locales. Der Kätzer iſt ein Mann von der Secte, die unter der Nation, bey der er lebt, nicht die herrſchende iſt. Weil ein ſolcher Mann nicht ſo viel Beſchützer hat, und folglich ſchwächer iſt; ſo kann man ihm am erſten ungeſtraft Hohn ſprechen. Warum muß denn nun aber das geſchehen? Warum ſollte der Starke den Schwachen, ſo gar in ſeinen Meynungen verfolgen?

Wären **Rouſſeau's** Verkläger 67), die Geiſtlichen zu **Neufchatel**, gebohrne Athenienſer oder Juden geweſen; ſie

macht. Nun ſollen uns aber die Nachfolger der Apoſtel noch immer ihren Auftrag, und das Recht auf ein ſolches Vermächtniß erſt vor Augen legen.

66) Die Sadducäer wurden für die tugendhafteſten unter den Juden gehalten. Im Hebräiſchen iſt das Wort Saduc dem Worte gerecht gleichgeltend. Daher waren auch die Sadducäer vor GOtt nicht ſo verhaßt, wie die Phariſäer, und durften es auch nicht ſeyn. Dieſe letztern verlangten JEſu Chriſti Tod und Blut. Nun iſt aber unfehlbar der Unglaube dem Geiſte des Evangeliums nie ſo ſehr entgegen, als Unmenſchlichkeit und Gottesmord, und wird es auch nie ſeyn.

67) Frankreich zur Schande iſt **Rouſſeau** in **Paris** nicht minder verfolget worden, als in **Neufchatel**. Die Sorbonniſten konnten ihm ſein Geſpräch zwiſchen dem Vernünftler und dem Begeiſterten nicht vergeben. Dieſes Geſpräch, ſagten ſie, iſt gar zu arg. Was kann man darauf antworten? — Aber, entweder waren Rouſſeau's Raiſonnements wahr, oder ſie waren falſch. Gründliche Raiſonnements durch die Stärke widerlegen, iſt eine Ungerechtigkeit; ungegründete durch Gewaltthätigkeit widerlegen, iſt Raſerey.

hätten alſo, vermöge des Rechtes des Stärkern, eben ſo gut auch einen Sokrates, oder Jeſum ſelbſt verfolget. O! beredter Rouſſeau, wie edel ahndete die Gnade des großen Fürſten, der dich wider ſolche Schwärmer ſchützte, den Hohn, den ſie dir anthaten! Du durfteſt nicht über die Hochachtung dieſer Dummköpfe erröthen; dergleichen Hochachtung hätte einige Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Begriffen und den deinigen bewieſen; ſie hätte deinen Talenten zum Schimpfe gereichet. Du wurdeſt um der Gottheit willen verfolget, aber nicht von ihr.

Wer

ſerey. Dieß heißt eigentlich, ſeine Dummheit bekennen; es heißt, ſeine eigene Sache in üblen Ruf bringen. Trugſchlüſſe widerlegen ſich von ſelbſt. Die Wahrheit läßt ſich ohne Mühe vertheidigen.

Zudem, von was für Beſchaffenheit ſind denn Rouſſeau's Einwürfe? Es ſind eben die Einwürfe, die jeder Bonze, jeder Derwiſch, jeder Mandarin dem Mönche macht, der ihn bekehren will. Sind dieſe Einwürfe unauflöslich; was wollen denn die Mönche in China ausrichten? Warum betteln ſie denn bey den Fürſten um Güter, um Almoſen, um Gnadengeſchenke, die Unkoſten einer Mißion zu beſtreiten, bey der ſie doch keinen Menſchen bekehren? Aber freylich, wenn die Mönche in den Morgenländern herumſtreichen, haben ſie keine andre Abſicht, als ſich durch den Handel zu bereichern; die Schätze, welche ihnen die Völker ſo verſchwenderiſch zuwenden, werden von ihnen bloß genutzt, eben dieſe Völker um den Vortheil zu bringen, den ſie aus einem rechtmäſſigen Handel ziehen könnten. Und iſt dieſes der Fall; was für verdiente Vorwürfe haben ihnen nicht die Nationen zu machen? Und was für Beſchwerden können ſie denn wider Rouſſeau'n führen? Er hat die natürliche Religion geprediget, werden ſie ſagen.— Aber dieſe iſt ja der geoffenbarten nicht entgegen. Rouſſeau iſt doch in ſeinen Kritiken ehrlich zu Werke gegangen. Er iſt nicht Verfaſſer von den ſchändlichen Schmähſchriften, die den Titel Gazette Eccleſiaſtique (Geiſtliche Zeitung) führen. Gleichwohl ward er verbannet, und der Zeitungsſchreiber wird geduldet. Wer waren alſo deine Richter, du berühmter Rouſſeau! Schwärmer, die, wo möglich, auch das Andenken der Marcus Aurelius, der Antonine, der Trajane beſchmitzen, und dem größten Fürſten in Europa die Ueberlegenheit ſeiner Talente zum Verbrechen machen möchten. Was iſt denn nun aus

ſol=

Wer erklärt ſich nachdrücklicher wider die Intoleranz, als der Sohn Gottes? Seine Jünger fodern ihn auf, Feuer vom Himmel auf die Samariter fallen zu laſſen; er verweiſt es ihnen bitterlich. Damals waren die Jünger noch voll von dem Geiſte dieſer Welt; ſie hatten den Geiſt Gottes noch nicht empfangen. Kaum waren ſie aber von ihm erleuchtet, ſo verbanneten ſie nicht Andre, ſondern wurden verbannet.

Der Himmel giebt Niemanden ein Recht, den Kätzer umzubringen. Johannes gebeut den Chriſten nicht, wider

ſolchen Urtheilen zu machen? Nichts. An die Nachwelt mußt du appelliren, und alle ſolche Urtheile, die weder Vernunft, noch Billigkeit geſprochen haben, verachten. Die Nachwelt richtet die Richter, auch die intoleranteſten, wo ſie nicht vielleicht die dümmſten geweſen ſind.

Von Prieſter-Cabalen verfolget, wird Rouſſeau in dieſem Jahrhunderte durch ſie eben ſo gemißhandelt, wie Abälard im zwölften von den Mönchen von Sanct Dionyſius gemißhandelt wurde. Dieſer hatte geläugnet, daß der Areopagit Dionyſius, deſſen im Neuen Teſtamente gedacht wird, ihr Stifter geweſen wäre. Gleich den Augenblick erklärt man ihn für einen Feind des Ruhmes und der Crone von Frankreich. Zu folge deſſen wird er von den Heiligen ſeines Jahrhunderts beſchimpfet, verfolget und in die Acht erkläret.

Wer ſich den Prätenſionen eines Mönches widerſetzt, iſt ein Gottesläſtrer. Daher rühren alle jene Beſchuldigungen von Gotteslästerung und Atheiſterey, die nunmehr ſo kindiſch und ſo lächerlich geworden ſind. Ich hoffe zur Ehre des menſchlichen Verſtandes, daß ſich die Großen, die Fürſten, die Miniſter und die Obrigkeiten dereinſt ſchämen werden, kriechende Werkzeuge der Mönchs-Wuth und Mönchs-Rache zu ſeyn. Sie werden ſich ſcheuen, Landesverweiſungen und andre Strafen dadurch zu einer ehrenvollen Begegnung zu machen, daß ſie Perſonen von bekannten Verdienſten damit belegen.

Die Athenienſer verbannten zuweilen einen gar zu angeſehenen Bürger aus ihrem Gebiet, um ihrer Freyheit geſichert zu ſeyn. Die Furcht, daß ſie einen Herrn bekommen könnten, bewog ſie, einen großen Mann in die Acht zu erklären. Vor dieſer Gefahr ſind die europäiſchen Nationen geſichert; alſo haben ſie nicht gleichen Vorwand, um gleiche Ungerechtigkeiten zu begehen.

der die Heiden zu den Waffen zu greifen 68). **Laſſet uns unter einander lieb haben,** ſagt er zu vielen wiederholten malen; **denn die Liebe iſt von Gott: und wer lieb hat, der iſt von Gott gebohren und kennt Gott. Das iſt ſein Gebot, daß wir uns unter einander lieben. Wer ſein Gebot hält, der bleibet in ihm, und Er in ihm. Und daran erkennen wir, daß Er in uns bleibt.** (1 Joh. 3, 11. 23. 24. u. 4, 7. 8. 12. 13.)

Nero, das weiß ich wohl, verfolgte an den erſten Chriſten bloß Menſchen, die andrer Meynung waren, als er; aber **Nero** war auch ein Tyrann, vor dem die Menſchheit einen Abſcheu hatte. Wer gleiche Grauſamkeiten begeht, wer ohne Reue das Natur- und das göttliche Geſetz übertritt, welches uns verbeut, **alles, was uns die Leute nicht thun ſollen, ihnen auch nicht zu thun;** der muß eben ſo gut, wie er, von Gott und Menſchen verflucht ſeyn.

Wer intolerante Menſchen tolerirt, der macht ſich aller ihrer Miſſethaten mitſchuldig. Wenn eine Kirche darum, weil man ihr das Recht verſagt, andre zu verfolgen, ſogleich vorgiebt, man verfolge ſie; ſo ſollte der Fürſt bey allem ihrem Anhalten von Rechts wegen taub ſeyn. Die Kirche muß ſich in ihrem Verhalten von Rechts wegen nach dem Verhalten des Sohnes GOttes richten. Nun ließen aber JEſus und ſeine Apoſtel dem Menſchen gern den freyen Gebrauch ſeiner Vernunft. Warum ſollte ihm denn die Kirche den Gebrauch derſelben verwehren? Niemand hat ein Recht über die Luft, die ich athme, ſo wenig als über das edelſte Geſchäffte meines Verſtandes, über das Geſchäffte, ſelbſt zu denken und ſelbſt zu urtheilen. Sollte ich wohl Andern die Sorge

68) **Caſſiodor** dachte gerade ſo, wie der Apoſtel **Johannes**. „Religion“, ſagt er, „läßt ſich „nicht anbefehlen; denn Zwang „macht wohl Heuchler, aber keine „Gläubigen“. (Religio imperari non poteſt; quia nemo cogitur, ut credat.) „Zum Glau„ben muß man überreden“, ſagt der heilige **Bernhard**, „und ihn „nicht befehlen“. (Fides ſuadenda, non imperanda) „Nichts „iſt freywilliger“, ſagt **Lactanz**, „als

Sorge überlaſſen, für mich zu denken? Ich habe mein Gewiſſen, meine Vernunft, meine Religion für mich, und mag weder das Gewiſſen, noch die Vernunft, noch die Religion des Pabſtes haben. Ich mag meinen Glauben nicht nach andrer Leute Glauben modeln, ſagte ein gewiſſer Erzbiſchof von Canterbury. Ein jeder haftet für ſeine Seele; mithin kömmt es einem jeden zu, zu unterſuchen,

Was er glaubt;

Aus welchem Grund er glaubt; und

Wie der Glaube, den er für den vernünftigſten hält, beſchaffen iſt.

Wie? ſagte der Canzler der Pariſer Univerſität, **Johann Gerſon**, „der Himmel ſollte mir eine Seele, eine „Kraft zu urtheilen gegeben haben, und ich wollte ſie Andern „unterwürfig machen, und ſie ſollten mir in meiner Art und „Weiſe, zu leben und zu ſterben, zu Führern dienen“?

Aber kann wohl ein einzelner Mann ſeiner Vernunft den Vorzug vor der Vernunft ſeiner ganzen Nation geben? Iſt ein ſolcher Hochmuth rechtmäßig? — Warum denn nicht? Nähme **Jupiter** noch einmal die Waage zur Hand, mit der er vor Zeiten die Schickſale der Helden wog; und legte er in die Eine Waagſchaale die Meynung eines **Locke**, eines **Fontenelle**, eines **Bayle** und ihres Gleichen, in die andre hingegen die Meynung der italiäniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und andrer ganzen Nationen; ſo würde mir die letztre in die Höhe ſteigen, als ob ſie gar kein Gewicht hätte. Die Verſchiedenheit und die Ungereimtheit der verſchiednen Arten von Gottesdienſte beweiſt, wie wenig man ſich aus der Mey-

„als Religion; ſie iſt nichts bey „dem, dem ſie zuwider iſt„. (Nihil eſt tam voluntarium, quam Religio; in qua ſi animus adverſus eſt, jam ſublata, jam nulla eſt.) „Nichts iſt der Religion weniger gemäß“, ſagt Tertullian, „als wenn man den „Glauben an ſie erzwingen will; „mit Gewalt kann man nicht glauben; freywillig kann man es „wohl“. (Non eſt religionis, religionem cogere velle, cum ſponte ſuſcipi debeat, non vi.)

Meynung ganzer Völker zu machen habe. War doch die göttliche Weisheit ſelbſt, wie die Schrift ſagt, Judaeis ſcandalum, gentibus ſtultitia, **den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit.** In Religions-Sachen bin ich der Meynung eines Volkes keine Ehrfurcht ſchuldig; mir allein habe ich wegen meines Glaubens Rechenſchaft zu geben. Was unmittelbare Beziehung auf Gott hat, das muß alles Niemanden zum Richter haben, als das höchſte Weſen. Die Obrigkeit ſelbſt, welcher einzig und allein die Sorge für das zeitliche Glück der Menſchen aufgetragen iſt, hat bloß das Recht, die Verbrechen, die wider die Geſellſchaft begangen werden, zu ahnden. Kein Fürſt, kein Prieſter muß mich wegen des vermeyntlichen Fehlers, daß ich nicht denke, wie Er, in Anſpruch nehmen.

Aus was für Grunde ſollte das Geſetz meinem Nachbar verwehren, über mein Vermögen zu gebieten, und ihm dagegen verſtatten, über meine Vernunft und über meine Seele zu ſchalten? Meine Seele iſt mein Gut. Das Recht, zu denken, und zu ſagen, was ich denke, hat mir die Natur gegeben. Damals, als die erſten Chriſten den Nationen ihren Glauben, und die Gründe dieſes Glaubens vortrugen; da ſie den Heiden in den Stand ſetzten, zwiſchen ſeiner Religion und der ihrigen das Urtheil zu ſprechen, und eine Vernunft zu gebrauchen, die dem Menſchen gegeben iſt, damit er zwiſchen Laſter und Tugend, zwiſchen Lügen und Wahrheit einen Unterſchied machen ſoll; damals, ſage ich, hatte der Vortrag

69) Die Heiden glaubten aber doch, wird man ſagen, betrügriſchen Pfaffen? das kann ſeyn; aber gab denn dieſer irrige Glaube den Chriſten ein Recht, ſie zu verfolgen? Tauſend Leute glauben dem Marktſchreyer und der klugen Frau mehr, als dem Arzte. Kann denn darum der Arzt gleich verlangen, daß die Leute, die in der Arztneywiſſenſchaft Ungläubige ſind, das Leben verwirket haben ſollen? In leiblichen Krankheiten hat ein jeder, ſo gut wie in geiſtlichen, das Recht, ſeinen Arzt ſelber zu wählen.

70) Der Preuße **Lambert** ſagt in ſeinem **Neuen Organon**: „Man meynt oftmals, man denke, „und glaube mehr, als man wirklich denkt und glaubt. Dieß iſt „eine

trag von ihrer Meynung zweifelsohne nichts Strafbares an ſich. Zu welcher Zeit verdienten aber die Chriſten den Haß und die Verachtung der Nationen? Damals, als ſie die Tempel der Götzenbilder verbrannten, und dem Heiden die Religion, die er für die beſte hielt, durch Gewaltthätigkeiten entreißen wollten 69). Was war der Zweck dieſer Gewaltthätigkeit? Die Gewalt legt der Vernunft Stillſchweigen auf; ſie bannt dieſe oder jene Verehrungs-Art, die der Gottheit geleiſtet wird: allein was vermag ſie über den Glauben? Glauben ſetzt Gründe voraus, warum man glaubt. Gewalt gehört nicht unter dieſe Gründe. Nun glaubt man aber ohne Grund eigentlich nichts im Ernſt; höchſtens meynt man nur zu glauben 70).

Man hat gar keinen Vorwand, eine Intoleranz zuzugeben, die von der Vernunft und dem Natur-Geſetze verworfen wird. Dieſes letztere Geſetz iſt heilig, es iſt von Gott; er hat es noch nicht für ungültig erkläret. Vielmehr beſtätigt er es gegentheils in ſeinem Evangelium.

Jedweder Pfaffe, der unter dem Namen eines Friedens-Engels die Menſchen zur Verfolgung antreibt, iſt alſo keinesweges, wie man glaubt, das blinde Werkzeug eines dummen 71) und übel verſtandenen Religions-Eifers; denn hierinnen handelt er nicht nach ſeinem Eifer, ſondern nach ſeiner Ehrſucht.

„eine Quelle von tauſend Irrthü- „mern". Enthält ſich jemand, zum Exempel, des Leſens verbotner Bücher; ſo iſt dieß ein Menſch, der zu glauben meynt, und der ingeheim doch wohl vermuthet, daß ſein Glaube ungegründet ſey; er iſt wie ein ungewiſſenhafter Kläger, der nicht das Herz hat, die Verantwortung ſeines Gegners zu leſen.

71) Die Steuerleute des Schiffes vom Aberglauben ſind Leute von Einſicht; was aber ihre Bootsknechte anlangt, ſo ſind dieſe größten Theils blödſinnige Menſchenkinder. Die regierende Geiſtlichkeit verlangt nicht viel Einſicht von der Geiſtlichkeit, welche regieret wird; und der letztern hat man in dieſem Stücke nichts zur Laſt zu legen,

Zwanzigſtes Kapitel.

Intoleranz iſt der Grund, worauf die Größe der Geiſtlichkeit ruht.

Die Lehre des Pfaffen, ſein Verhalten, kurz alles, beweiſt ſeine Liebe zur Gewalt. Was begünſtigt er? Die Unwiſſenheit? Und warum? Deßwegen, weil der Unwiſſende leichtgläubig iſt; weil er ſeine Vernunft wenig gebraucht; weil er denkt, wie Andre vor ihm gedacht haben; weil er leicht zu betrügen iſt, und ſich durch den albernſten, plumpſten Trugſchluß am Narrenſeile führen läßt 72).

Was verfolgt der Pfaffe? Die Wiſſenſchaft. Und warum? Deßwegen, weil der Gelehrte nicht ohne Prüfung glaubt; weil er mit eignen Augen ſehen will, und ſchwerer zu betrügen iſt. Der Gelehrte hat den Bonzen, den Derwiſch, den Braminen, mit einem Worte jeden Geiſtlichen, er ſey von welcher Religion er wolle, zum Feinde. In Europa haben

gen. „Was thut denn Ihr Bruder, der Prieſter", fragte eines Tages jemand Fontenellen? — „Des Morgens", antwortete der Philoſoph, „lieſt er Meſſe; und „des Abends weis er ſelbſt nicht, „was er lieſt".

72) Nichts iſt auf eine ungereimtere Art ſubtil, ſagen die Engländer, als die Argumente der Theologen, womit ſie den unwiſſenden Katholiken die Wahrheit des Pabſtthums beweiſen. Mit ſolchen Argumenten ließe ſich eben ſo gut die Wahrheit des Korans, die Wahrheit der Tauſend und Einen Nacht, und des Mährchens von meiner Mutter Gans demonſtriren. Will man ſich hiervon überzeugen; ſo wende man auf dieſe Mährchen nur die ſcholaſtiſchen Trugſchlüſſe und Diſtinctionen an; man wird ſehen, daß ſie, theologiſch betrachtet, nichts Unglaubliches enthalten.

73) Deſcartes, weil man ihn verfolgt, geht aus Frankreich, und nimmt, wie Aeneas, ſeine Hausgötter, das iſt, die Hochachtung u. das Bedauren einſichtsvoller Leute mit ſich. Das Parlament, das damals ariſtoteliſch geſinnt war, giebt eine Verordnung wider die Carteſianer heraus; darinnen wird ihre Lehre verworfen, ſo wie nachher die Lehre der Encyklopädie, des

haben ſich die Pfaffen wider einen Galilei aufgelehnt; an einem Vergil und an einem Scheiner haben ſie die Entdeckungen, die der Eine von den Antipoden, und der andre von den Flecken in der Sonne gemacht hatte, in den Bann gethan; an Baylen haben ſie die geſunde Logik, an Descartes die einzige Methode, etwas zu lernen, aus dem Lande verwieſen; dieſen Philoſophen haben ſie gezwungen, aus ſeinem Vaterlande zu gehen 73); ſie haben vor Zeiten alle große Männer der Zauberey beſchuldiget 74); und nunmehr, da die Zauberey aus der Mode gekommen iſt, beſchuldigen ſie diejenigen, die ſie vor Zeiten als Hexenmeiſter würden haben verbrennen laſſen, immer noch wenigſtens der Atheiſterey und des Materialiſmus 75).

Von je her iſt der Pfaffe beſorgt geweſen, den Menſchen die Wahrheit aus den Augen zu ſchaffen. Alles, was lehrreich zu leſen iſt, wird ihnen verboten. Der Pfaffe ſperrt ſich mit ihnen in eine dunkle Kammer ein, und läßt ſich da nichts ſo angelegen ſeyn, als die Ritzen zu verſtopfen, durch die das Licht vielleicht herein kommen könnte. Er haßt den Philoſophen,

des Discurſes über den Geiſt des Menſchen und des Aemil verworfen worden iſt. Es findet ſich in dieſen Verordnungen weiter kein Unterſchied, als im Datum. Nun ſpotten doch gleichwohl die itzigen Parlamenter über jenes ältere. Eben ſo werden die künftigen Parlamenter über die itzigen ſpotten.

74) Man ſehe die Apologie großer Männer, die der Zauberey beſchuldiget worden, vom Naudäus nach. Der Verfaſſer achtet ſich darinnen verbunden, zu beweiſen, daß Homer, Virgil, Zoroaſter, Orpheus, Demokritus, Salomo, der Pabſt Sylveſter, Empedokles, Apollonius, Agrippa, Albertus Magnus, Paracelſus und ihres Gleichen niemals Hexenmeiſter geweſen ſind.

75) Die Theologen haben das Wort Materialiſt, von dem ſie doch niemals deutliche Begriffe angeben konnten, ſo übertrieben gemißbraucht, daß dieſes Wort endlich dem Wort aufgeklärter Kopf völlig gleichgeltend worden iſt. Heut zu Tage pflegt man mit dieſer Benennung die berühmten Scribenten zu bezeichnen, deren Schriften überall geleſen werden.

ſophen, und wird ihn immer und ewig haſſen. Denn immer und ewig muß er in Sorgen ſtehen, daß aufgeklärte Männer ein Reich, welches ſich auf Irrthum und Verblendung gründet, doch wohl umſtoßen möchten.

Er hat keine Liebe zu den Talenten, und iſt immer der heimliche Feind menſchlicher Tugenden, deren Exiſtenz ſogar der Pfaffe oftmals abläugnet. In ſeinen Augen giebt es weiter keine tugendhaften Handlungen, als ſolche, die ſeiner Lehre, dieß heißt, ſeinem Intereſſe gemäß ſind. Ihm ſind die vornehmſten unter allen Tugenden Glaube und Unterthänigkeit gegen die Prieſterſchaft; nur ihren Sklaven geſteht er den Namen heiliger und rechtſchaffner Menſchen zu.

Gleichwohl, was iſt mehr von einander unterſchieden, als die Begriffe von Tugend und von Heiligkeit? Tugendhaft iſt derjenige, der ſeiner Mitbürger Beſtes befördert. Das Wort **Tugend** ſchließt allemal den Begriff von einem allgemeinen Nutzen in ſich. Dieſe Bewandtniß hat es aber nicht mit dem Wort **Heiligkeit**. Ein Einſiedler, ein Mönch legt ſich das Geſetz des Stillſchweigens auf, geißelt ſich alle Nächte, nährt ſich mit Hülſenfrüchten, die bloß in Waſſer gekocht ſind, ſchläft auf Strohe, bringt GOtte ſeine Unſauberkeit

76) Was für verhaßte Beſchuldigungen haben nicht die Katholiken den Reformirten aufgebürdet! Wie viel argliſtige Kunſtgriffe ſind nicht von den Mönchen angewendet worden, die Fürſten wider getreue Unterthanen zu verhetzen! wie viel Bosheit, ſie ihnen nicht anders abzumalen, als wie Rebellen, die mit wüthendem Herzen, und mit gewaffneter Fauſt, immer auf dem Sprunge ſtehen ſollten, den Thron zu erklettern! Alſo darinnen, ihr Mönche, beſteht eure Gerechtigkeit und chriſtliche Liebe? Und worauf gründen ſich denn eure Verläumdungen? Welche von beiden Kirchen hat ſich wohl am öfterſten das Recht herausgenommen, die Könige vom Throne zu ſtoßen, und ihnen den Scepter nebſt dem Leben zu entreißen; die römiſche oder die proteſtantiſche? Wer hat ſich denn ferner dieſes Rechtes am öfterſten in der Ausübung bedienet, der Calviniſt oder der Katholik? Man ſchlage nur die Geſchichtbücher auf; man berechne nur die Menge und die Art von mörderiſchen Unternehmungen, die von dieſer und von jener Secte begangen wor-

berkeit und Unwiſſenheit zum Opfer dar: er mag vielleicht vor lauter Caſteyungen ſein Glück im Paradieſe machen; man mag auch wohl ſein Haupt mit dem Heiligen-Scheine zieren; aber wenn er auf Erden nichts Gutes gethan hat, ſo iſt er kein rechtſchaffner Menſch. Ein Böſewicht bekehrt ſich bey ſeinem Tod; er wird noch gerettet; er wird ſelig; aber tugendhaft iſt er nicht. Dieſe Benennung verdient man durch nichts, als durch ein immer gewohntes gerechtes und edelmüthiges Verhalten.

Die Klöſter ſind die Thürmchen, aus denen man insgemein die Heiligen herholt. Aber was für Leute ſind die Mönche überhaupt? Tagediebe, zankſüchtige Menſchen, die in der Geſellſchaft Schaden anrichten, und vor deren Nachbarſchaft man ſich fürchten muß. Und was beweiſt ihre Aufführung? Daß die Religion und die Tugend nichts mit einander gemein haben. Was muß man nun thun, wenn man ſich einen deutlichen Begriff von der Tugend erwerben will? Man muß eine neue Moral an die Stelle jener theologiſchen Moral ſetzen, die die verrätheriſchen Streiche, welche die verſchiednen Secten einander ſpielen 76), immer mit gar zu vieler Nachſicht überſieht, die noch immer bis auf heutigen Tag

 die

worden ſind: ſo wird ſich die Frage gar bald durch die That ausmachen laſſen.

„Die Reformirten", wird man einwenden, „haben doch offenbaren Krieg wider die Fürſten geführt"? — Mit nichten; ſondern die Fürſten haben offenbaren Krieg wider die Reformirten geführt. Fällt mich jemand widerrechtlich an; ſo iſt es dem Natur-Rechte gemäß, daß ich mich wehre: und wenn Verfolgte zahlreich ſind, werden ſie ſich dieſes Rechtes jederzeit bedienen. Den Reformirten hat der Mönch bloß dadurch die Waffen in die Hände gegeben, daß er den Regenten wider getreue Unterthanen verhetzte. In Holland, in England und in Deutſchland werden heut zu Tage alle verſchiednen Secten der chriſtlichen Religion geduldet; was für Unruhen richten ſie denn an? In dem letztern Reich hat ſich nach Einführung der Toleranz auch der Friede niedergelaſſen; und er wird ſich darinnen zweifelsohne behaupten, ſo lange die Obrigkeit daſelbſt nur die Ehrſucht der Geiſtlichen wird im Zaume zu halten wiſſen.

Uebri-

die ſchweren, die entſetzlichen Miſſethaten, welche die Janſeniſten und die Moliniſten einander wechſelsweiſe vorwerfen 77), für heilige Handlungen erklärt, und die ihnen mit einem Worte gebeut, ihre Mitbürger um ihre Güter und um ihre Freyheit zu bringen.

Ein aſiatiſcher Deſpot verlangt, ſeine Unterthanen ſollen aus allen Kräften das Ihrige zu ſeinem Vergnügen beytragen, ſollen ihm ihre Ehrfurcht und ihre Reichthümer zu Füßen legen. Auf eben die Weiſe fodern die papiſtiſchen Pfaffen von den Katholiken das Opfer ihrer Ehrfurcht und ihrer Reichthümer.

Giebt es wohl irgend ein Mittel, ihre Macht und ihre Schätze zu vergrößern, welches ſie ungebraucht gelaſſen hätten? Hat es die Nothwendigkeit erfodert, daß ſie zu dem Ende ihre Zuflucht zur Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit nahmen; ſo ſind ſie grauſam und unmenſchlich geweſen.

So bald die Pfaffen durch die Erfahrung klug worden ſind, und eingeſehen haben, daß die Menſchen aus Furcht noch mehr thun, als aus Liebe; daß man dem **Arimanes** der Opfer noch mehr brächte, als dem **Oromazes**; daß man dem grauſamen **Molve** eifriger diente, als dem ſanftmüthigen **JEſus**: ſind ſie den Augenblick auf den Anſchlag gerathen, ihre Herrſchaft auf das Schrecken zu gründen; ihr Wille iſt nichts geringers geweſen, als daß ſie nach ihrem Belieben den Juden verbrennen, den Janſeniſten und den Deiſten einkerkern könnten; und trotz des entſetzlichen Abſcheues, den das Tribunal der Inquiſition bey jeder menſchlichen und am Gefühle nicht verwahrloſten Seele erregt, faßten ſie doch ſchon damals den Vorſatz, ſelbiges einzuführen. Durch unermüdete Intriguen glückte es ihnen auch, ihre Abſicht

Uebrigens darf nur die Regierung, wie ich bereits geſagt habe, an den theologiſchen Zänkereyen keinen Antheil nehmen; ſo werden die Völker ſelbigen gewiß auch kein größer Gewicht beylegen, als den Streitigkeiten über die Alten und die Neuern.

77) Wer hat nicht lachen müſſen, wenn er ſah, daß die Jeſuiten

Abſicht in Spanien, in Italien, in Portugall u. ſ. w. durchzuſetzen.

Je willkührlicher bey dieſem Tribunale die Art des Verfahrens war, deſto mehr fürchteten ſich die Menſchen davor. Und da die Pfaffen merkten, daß die prieſterliche Macht bey allen den Schreckniſſen, die ſie der Einbildungskraft der Menſchen einjagte, immer mehr und mehr zunahm; ſo wurden ſie binnen kurzer Zeit ganz und gar unerbittlich. Der Mönch war bey dem Geſchrey des Mitleidens, bey den Thränen des Elendes, und bey den Seufzern des Schmerzens ungeſtraft taub, und ſchonte daher weder Tugend, noch Talente. Mittelſt der Confiſcation der Güter, und mit Hülfe der Marterkammern und der Scheiterhaufen riß er, mit einem Wort, eine Gewalt über die Völker an ſich, die noch weiter gieng, als die Gewalt der Obrigkeiten, ja oftmals gar noch weiter, als die Gewalt der Könige. Aber was für eine kühne Hand unterſtund ſich wohl, in einem chriſtlichen Königreiche den Grund zu einem ſolchen Tribunale zu legen? Prieſterliche Ehrſucht baute es auf; und die Dummheit der Völker und Fürſten ließ ihr freye Hand.

Giebt es denn in der katholiſchen Kirche keinen Fenelon, keinen Fitz-James mehr, die ſich durch die Leiden von Menſchen, welche ihres Gleichen ſind, rühren laſſen, und ein ſolches Tribunal mit Abſcheu anſehen? Es giebt noch Janſeniſten, die tugendhaft genug ſind, die Inquiſition zu verabſcheuen, ſie ſelbſt dann zu verabſcheuen, wann ſie einen Jeſuiten verbrennt; gemeiniglich aber iſt ein Menſch nicht zugleich religiös und tolerant. Menſchenliebe ſetzt Einſicht voraus.

ten ſo vielmahl die Parlamenter der Empörung, des Aufruhres beſchuldigten, und ſie vor den Fürſten, wie den Schulknaben vor den Rector, foderten? Frankreich iſt ein Land voller Sklaven, ſagten damals die Ausländer, wo immer einer den andern verklagt, daß er ein aufrühriſcher Friedensſtörer ſey.

Ein aufgeklärter Kopf weis ſchon, daß Gewaltthätigkeit nur Heuchler, Zureden aber Chriſten mache; daß ein Kätzer ein Bruder ſey, der über gewiſſe metaphyſiſche Lehrſätze nicht denkt, wie Er; daß dieſer Bruder, wenn er die Gabe des Glaubens nicht empfangen hat, deßwegen nicht zu beſtrafen, ſondern zu bedauren ſey 78); und wenn Niemand als wahr glauben kann, was in ſeinen Augen falſch iſt, daß keine menſchliche Gewalt über den Glauben herrſchen könne. Was für Folgen zieht die Religions- Intoleranz nach ſich? Das Unglück der Nationen. Wer erklärte die Intoleranz für etwas Heiliges? Die prieſterliche Ehrſucht. Des Mönches ausſchweifende Liebe zur Macht war die Mutter ſeiner ausſchweifenden Unmenſchlichkeit. Der Mönch iſt ſchon aus Grundſätzen grauſam; und bey ſeiner Erziehung wird er es noch mehr. Jeder katholiſche Pfaffe iſt vermöge ſeines Standes ein ſchwacher, heuchleriſcher und feigherziger Menſch; und ſolche Menſchen können gemeiniglich nicht anders als grimmig ſeyn 79). Daher hat auch der katholiſche Pfaffe in den Ländern, die ſeiner Macht unterwürfig geweſen ſind, zu allen Zeiten alles, was die ausſtudirteſte Ungerechtigkeit und Grauſamkeit nur erdenken kann, in Ausübung gebracht. Wenn der Mönch eine Religion, deren Stiftung die Abſicht hatte, den Menſchen Sanftmuth und Mitleidigkeit einzuflößen, zum Werkzeuge von Verfolgungen und Blutbädern machte;

78) Der Mönch läßt ſich immer angelegen ſeyn, eine oder die andre Stelle in der Schrift ausfindig zu machen, deren Auslegung zu Gunſten der Intoleranz lauten ſoll. Aber iſt denn nicht bekannt genug, daß ſich die Auslegungen von Menſchen herſchreiben, wenn gleich die heilige Schrift von GOtt iſt?

79) Der freymüthige und beherzte Kriegsmann iſt insgemein menſchlich geſinnt. Seine Freymüthigkeit und ſein heldenmäßiger Muth ſetzen ihn über alle Furcht hinaus. Der Pfaffe hingegen iſt grauſam. Und warum? Deßwegen, weil er ein ſchwacher, falſcher und feigherziger Menſch iſt. Wenn nun unter allen Creaturen, ſagt Montagne, das Weib die grauſamſte iſt; ſo rührt es daher, weil ſie gemeiniglich ſchwach iſt und kein Herz hat.

Grau-

machte; wenn er ſich, noch über und über triefend von dem Blute, das er in einem Auto-da-Fe vergoſſen hatte, dennoch unterſteht, bey dem Opfer am Altare ſeine Todtſchläger-Hände zum Himmel aufzuheben: ſo erſtaune man nur nicht darüber; der Mönch iſt nicht beſſer, als er ſeyn ſoll. Mit Kätzer-Blute bedeckt, muß er ſich als den Rächer der Gottheit betrachten. Und dennoch, welch ein Augenblick iſt dieß, zu ihr um Gnade zu flehen! Sollten ſeine Hände deßhalb rein ſeyn, weil die Kirche ſie für rein erklären würde? Welche Geſellſchaft hat nicht die allerabſcheulichſten Handlungen für rechtmäßig erkläret, ſo bald dieſelben auf die Vergrößerung ihrer Gewalt abzielten?

Wenn nur die Kirche eine Miſſethat billigt; ſo iſt das ſchon genug, ſie zur heiligen Handlung zu machen. Ich habe die verſchiedentlichen Religionen in der Nähe betrachtet, und habe geſehen, wie ihre verſchiedentlichen Anhänger einander die Fackeln, mit denen ſie ihres Gleichen verbrennen wollten, aus den Händen reißen. Ich habe geſehen, daß die verſchiedentlichen Arten von Aberglauben dem Hochmuthe der Geiſtlichkeit zum Fußſchemel dienen mußten. Wer iſt denn nun, habe ich bey mir ſelber gedacht, der eigentliche Gotteslaͤſterer? Etwan der Ungläubige? Nein; ſondern der ehrſüchtige Schwärmer 80). Er, der als Verfolger, als Meuchelmörder an ſeinen Brüdern, dem Vollſtrecker der

Grauſamkeit iſt jedesmal eine Wirkung der Furcht, der Schwäche und der Zaghaftigkeit.

80) Nichts iſt weniger beſtimmet, als die Bedeutung des Wortes Gotteslaͤſtrer, mit dem man ſo oft einen ſchwankenden und verwirrten Begriff von gräulicher Bosheit verknüpft. Verſteht man unter dieſem Wort einen Atheiſten; legt man dieſe Benennung demjenigen bey, der bloß dunkle Begriffe von der Gottheit hat: ſo iſt, in dieſer Bedeutung, jedermann ein Atheiſt; denn Niemand begreift das unbegreifliche göttliche Weſen. Giebt man aber dieſen Namen den ſo genannten Materialiſten; ſo hat man, in dieſer Bedeutung, gar keine deutlichen und vollſtändigen Begriffe von dem materialiſtiſchen Gotteslaͤſtrer, ſo lange man noch keine deut-

rächenden göttlichen Gerichte das Vergnügen beneidet, die Menſchen in der Hölle zu quälen; Er bietet ſich dar, deſſen abſcheuliche Verrichtungen auf Erden zu übernehmen und ſeine Stelle zu vertreten. Er, der an einem Ungläubigen weiter nichts ſieht, als einen Verdammten aus der Hölle, möchte lieber durch einen plötzlichen Tod ſeine Verdammniß gar noch beſchleunigen, und ſähe nichts lieber, als wenn ein ſolcher Menſch, der doch ſeines Gleichen iſt, durch eine unerhörte Stufen-Folge von Grauſamkeit, in einerley Augenblicke feſtgenommen, eingekerkert, verurtheilet, verfluchet, verbrannt und verdammet wäre.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die Neigung zur Intoleranz beym Menſchen zu erſticken, iſt keine Möglichkeit; Mittel, ihren Wirkungen vorzubeugen.

Der Sauerteig der Intoleranz iſt gar nicht auszurotten; mithin läßt ſich weiter nichts dawider thun, als daß man der Gährung und Wirkſamkeit deſſelben vorbeugt. Mithin müſſen ihm ſo gut, wie dem Diebſtahle, ſtrenge Geſetze ſteuren.

Iſt die Frage von einem Perſonal-Intereſſe; ſo bindet der Intoleranz die Obrigkeit dadurch die Hände, daß ſie alle Thätlichkeiten unterſagt. Warum läßt ſie ihr denn nun die Hände frey, wenn unter der Maske der Religion eben dieſe Intoleranz die größten Grauſamkeiten verüben kann?

Die

deutlichen und vollſtändigen Begriffe von der Materie hat. Will man diejenigen für Atheiſten erklären, die von GOtt nicht einerley Begriff mit den Katholiken haben; ſo muß man mit dieſem Namen alſo die Heiden, die Käzzer und die Ungläubigen belegen. Nun iſt aber, in dieſer letztern Bedeutung, Atheiſt nicht mehr ein

Die Menſchen ſind von Natur intolerant. Leuchtet ihnen die Sonne der Vernunft einmal einen kleinen Augenblick; ſo mögen ſie dieſen Augenblick ja dazu nutzen, daß ſie durch weiſe Geſetze ſich ſelbſt Feſſeln anlegen, und ſich in die glückliche Unmöglichkeit ſetzen, einander alsdann zu ſchaden, wann ſie aufs neue einen Anfall von intoleranter Raſerey bekommen ſollten.

Gute Geſetze können den wüthenden Betbruder ſo gut, wie den verrätheriſchen Pfaffen, in Schranken halten. England, Holland, und ein Theil von Deutſchland dienen zum Beweis hiervon. Gehäufte Verbrechen und Unglücksfälle haben dieſen Völkern endlich die Augen über dieſen Punct aufgethan. Sie ſehen ein, daß die Freyheit, zu denken, dem Natur-Rechte gemäß iſt; daß das Denken ein Bedürfniß nach ſich zieht, Andern ſeine Gedanken mitzutheilen; und daß Gleichgültigkeit in dieſem Stücke bey einem Volke ſo gut, wie bey einem einzelnen Menſchen, ein Zeichen von Dummheit iſt.

Wer von dem Bedürfniſſe, zu denken, nichts weis, der denkt nicht. Es geht mit dem Geiſt eben ſo her, wie mit dem Leibe; wenn man die Kräfte beider nicht gebraucht, wird man am Leib und am Geiſt unvermögend. Wenn Intoleranz die Seele der Bürger zuſammengepreßt, wenn ſie das Triebwerk derſelben zerrüttet hat; ſo verbreitet ſich alsdann der Geiſt des Taumels und der Verblendung über eine Nation.

Was **Midas** anrührte, ſagen die Poeten, das verwandelte ſich in Gold. **Meduſens** Kopf verwandelte alles in Steine: und auf gleiche Weiſe verwandelt auch die Intoleranz alles, was ſich in dem Dunſtkrais ihrer Macht befin-

 det,

ein Wort, das eben ſo viel bedeutete, als das Wort Böſewicht; ſondern es bezeichnet bloß einen Menſchen, der in gewiſſen metaphyſiſchen oder theologiſchen Artikeln anders denkt, als der Mönch und die Sorbonne. Wenn das Wort Atheiſt oder Gotteslaſterer im Verſtand einen Gedanken von gräulicher Bosheit erregen ſoll; auf wen muß man es anwenden? Auf die Verfolger.

det, in Heuchler, in Narren, in Dummköpfe 81). Eben ſie war es, die jene erſten Saamenkörner von Dummheit im Orient pflanzte, welche nachher der Deſpotiſmus daſelbſt zum Keimen, und endlich zur völligen Reife brachte. Die Intoleranz iſt es auch, die alle jene abergläubiſchen Gegenden, deren Einwohner in Wahrheit eher zu dem Geſchlechte der Thiere, als zu den Claſſen der Menſchen zu gehören ſcheinen, zur Verachtung des ganzen itzigen und künftigen Erdkraiſes verdammt.

Es giebt nur einen einzigen Fall, wo einer Nation die Toleranz höchſt ſchädlich werden kann; dieß iſt der Fall, wenn die Nation eine intolerante Religion tolerirt; und eine ſolche Religion iſt die katholiſche 82). Wo dieſe Religion in einem Staate die mächtige würde, da dürfte ſie wohl immer noch das Blut ihrer dummen Beſchützer vergießen; ſie iſt eine Schlange, die den Buſen, der ſie erwärmet hätte, vergiften würde. Deutſchland mag ſich dieſes ja geſagt ſeyn laſſen! Das Intereſſe ſeiner Fürſten bringt es ſo mit ſich, daß ſie ſich zum Pabſtthume ſchlagen; denn es bietet ihnen anſehnliche Verſorgungen für ihre Brüder, für ihre Kinder u. ſ. f. an. Sind dieſe Fürſten einmal Katholiken; ſo werden ſie auch

81) Man ſtellt ſich kaum vor, wie ſehr die Intoleranz die letzten Zeiten daher in Frankreich die Dummheit und Unwiſſenheit in Aufnahme gebracht habe. Während des letzten Krieges haben wohl hundert Kalbsköpfe nach Ausſage ihrer Beichtväter, (wie ich von einem Franzoſen, der ein Mann von Verſtand iſt, gehöret habe,) den Encyclopädiſten die Zerrüttung unſers Finanz-Weſens Schuld gegeben; und GOtt mag wiſſen, ob jemals einem einzigen von den Verfaſſern der Encyklopädie] die Verwaltung der Finanzen iſt aufgetragen worden. Andre legten den Philoſophen zur Laſt, daß die Obriſten unſrer Regimenter ſo wenig Liebe zum Ruhm hätten; und doch waren eben dieſe Philoſophen damals einer Verfolgung bloßgeſtellt, die ſie einzig und allein aus Liebe zum Ruhm und zum gemeinen Beſten noch auszuhalten vermochten. Andre ſchrieben die Niederlagen der Franzoſen auf Rechnung der öffentlichen Ausgabe der Encyclopädie, und der Ausbreitung der philoſophiſchen

auch ihre Unterthanen zum Glauben zwingen wollen: und müßten ſie ſo gar abermals Menſchenblut vergießen; ſo werden ſie es von neuem fließen laſſen. Die Fackeln des Aberglaubens und der Intoleranz rauchen immer noch. Ein leichter Hauch kann ſie wieder anblaſen, und ganz Europa in Flammen ſetzen. Und wo würde dann die Feuersbrunſt ein Ende nehmen? Das weis ich nicht. Sollte wohl Holland ſicher ſeyn, daß es ihr entgehen könnte? Dürfte ſich wohl ſelbſt der Britte ſchmeicheln, von der Höhe ſeiner Dünen der Wuth des Katholiken in die Länge zu trotzen? Der Graben der Meere iſt ein ohnmächtiger Schlagbaum gegen die Schwärmerey. Wer würde ſie abhalten, einen neuen Kreuz-Zug zu predigen, ganz Europa wider England zu bewaffnen, auf dieſer Inſel zu landen, und mit den Britten dereinſt eben ſo zu hauſen, wie ſie vor Zeiten mit den Albigenſern gehauſt hat?

Durch den einſchmeichelnden Ton des Katholiken mögen ſich die Proteſtanten nur ja nicht blenden laſſen. Eben der Pfaffe, der in Preußen die Intoleranz als etwas Abſcheuliches und als eine Uebertretung des Natur- und des göttlichen Geſetzes betrachtet, hält in Frankreich die Toleranz für Ver-

phiſchen Denkungsart; und doch waren es damals gerade der ſehr philoſophiſche König von Preuſſen, und das ſehr philoſophiſche Volk der Engländer, die unſre Armeen allerwegen ſchlugen. Die Philoſophie war damals der Reit-Eſel in der Fabel; was nicht recht war, das mußte ſie alles gethan haben.

„Kein Volk“, ſagte indeſſen bey dieſer Gelegenheit ein großer Fürſt, „das die Philoſophie und den „Menſchenverſtand aus dem Lande jagt, kann ſich großes Glück „im Krieg, oder baldige Erholung im Frieden verſprechen“.

In Portugall findet man wenig Philoſophen; und vielleicht befindet ſich daſelbſt die Schwäche des Staats mit der Albernheit und dem Aberglauben der Völker im Ebenmaaße.

82) Wären die katholiſchen Fürſten nicht ſo mächtig; ſo würden die Papiſten eben ſo dumm, und vielleicht noch intoleranter ſeyn, als die Juden, und würden dann mit dieſen in gleiche Verachtung fallen.

Verbrechen und Käzerey 83). Woran liegt es denn, daß er in dieſen Ländern ſo verſchiedner und ſich ſelbſt widerſprechender Geſinnung iſt? An ſeiner Schwäche in Preußen, und an ſeiner Macht in Frankreich.

Man betrachte nur das Betragen der Chriſten: da ſie anfänglich ſchwach ſind, ſind ſie wie die Lämmer; kaum ſind ſie ſtark geworden, ſo werden ſie wie die Tyger.

Werden denn die Nationen aus ihren vergangenen Unglücksfällen nimmermehr klug werden, und einſehen, wie nöthig es ſey, die Schwärmerey in Banden zu halten, und die ungeheure Lehre der Intoleranz aus jeder Religion zu verbannen? Wer erſchüttert izt, indem ich ſchreibe, den Thron zu Conſtantinopel, und was verwüſtet Pohlen? Die Schwärmerey. Sie iſt es, die dem katholiſchen Polen verbeut, dem Dißidenten die Theilnehmung an ſeinen Privilegien zu gönnen, und die ihm befiehlt, dem Kriege den Vorzug vor der Toleranz zu geben. Vergebens rechnet man die dermaligen Unglücksfälle jener Gegenden einzig und allein dem Stolze der Magnaten zu. Wäre die Religion nicht; die Großen hätten der Nation nimmermehr die Waffen in die Hände gegeben, und bey allem ihrem unvermögenden Stolze wäre das Vaterland in Ruh und Frieden geblieben. Das Pabſtthum iſt die geheime Quelle der Unglücksfälle von Pohlen.

Eben

83) Intoleranter, als izt, iſt man in Frankreich noch nie geweſen. Vielleicht dürfte man heut zu Tage Fleury's Kirchengeſchichte daſelbſt nicht ohne Carton abdrucken; und den Druck der Fabeln des La-Fontaine

A la foibleſſe du ſculpteur
Le Poëte autrefois n'en dût guere;
Des Dieux dont il fut l' inventeur,
Craignant la haine et la colere.

möchte man hier wohl gar nicht geſtatten. Was für eine Gottesläſterung würde man nicht in den Verſen finden, die in der Fabel, der Bildhauer und Jupiters Bildſäule, vorkommen?

N

Eben ſo iſt es in Conſtantinopel die muſelmänniſche Schwärmerey, die den griechiſchen Chriſten mit Schimpf und Schanden überhäuft, und die ihm dadurch ingeheim die Waffen wider das Reich in die Hände giebt, deſſen Vertheidiger er außerdem geweſen wäre.

Wollte der Himmel, daß dieſe beiden dermaligen, und in die Augen fallenden Beyſpiele von den üblen Folgen, welche die Religions-Intoleranz nach ſich zieht, die letzten von dieſer Art wären; wollte GOtt, daß die Regierungen künftighin die Menſchen, ohne einen Unterſchied zwiſchen ihrem Gottesdienſte zu machen, nach ihrem Thun und Laſſen, und nicht nach ihrem Glauben richten; daß ſie Tugenden und Genie allein als rechtmäßige Anſprüche auf die Gunſt des Publicums betrachteten; daß ſie begreifen lernten, man müſſe ſeine Uhr nicht vom papiſtiſchen, türkiſchen oder reformirten Uhrmacher, ſondern vom beſten kaufen; und die wichtigſten Ehrenämter müſſe man, mit einem Worte, nicht den Leuten vom weitläuftigſten Glauben, ſondern Männern von den größten Talenten anvertrauen!

So lange die Lehre der Intoleranz nicht ausgerottet wird, ſo lange nährt die moraliſche Welt noch immer den Saamen zu neuen Calamitäten in ihrem Schooße. Dieſe Lehre iſt ein feuerſpeyender Berg, der ſich einſt mit größrer Gewalt wieder

Il étoit enfant en ceci;
Les enfans n'ont l'ame occupée
Que du continuel ſouci
Qu'on ne fâche point leur poupée.

(Der Schwachheit des Bildhauers hatte vor Zeiten der Dichter wenig zuzuſchreiben; denn er fürchtete ſich vor dem Haß und Zorne der Götter, deren Erfinder er ſelbſt war. Hierinnen war er ein Kind. Kinderſeelen ſind mit nichts beſchäfftiget, als mit der beſtändigen Sorge, daß man ihre Puppe nicht böſe machen ſoll.)

wieder entzünden, und aufs neue den Erdboden verbrennen und verheeren kann.

Dieß ſind die Beſorgniſſe eines Bürgers, der als ein aufrichtiger Freund der Menſchen, die Glückſeligkeit ſeiner Nebenmenſchen aufs lebhafteſte wünſcht.

Ich habe in dieſem Abſchnitte, meinen Gedanken nach, zur Genüge bewieſen, daß überhaupt alle ſelbſt gemachte oder neu erfundene Leidenſchaften, und darunter inſonderheit die bürgerliche und die Religions-Intoleranz, beym Menſchen weiter nichts ſeyn, als eine verkleidete Liebe zur Gewalt. Die umſtändlichen Erörterungen, zu denen mich die Beweiſe dieſer Wahrheit hingeriſſen, werden ohne Zweifel gemacht haben, daß der Leſer darüber die Bewegungsgründe, die mich zu dieſer Unterſuchung nöthigten, aus dem Geſichte verlohren hat.

Mein Zweck war, zu zeigen: wenn bey den Menſchen alle oben gedachte Leidenſchaften ihnen nicht angebohren, ſondern ſelbſt gemacht ſind; ſo ſind ihrer folglich alle Menſchen fähig. Damit nun der Leſer dieſe Wahrheit noch augenſcheinlicher einſehen könne; ſo will ich ihm das Gemälde von der Genealogie der Leidenſchaften nochmals vorlegen.

Zwey

84) Bey uns Menſchen iſt alles, auch die Selbſtliebe, ein erworbenes Gut. Man kann es lernen, ſich ſelbſt zu lieben, menſchlich oder unmenſchlich, tugendhaft oder laſterhaft zu ſeyn. Der moraliſche Menſch iſt ganz Erziehung und Nachahmung.

85) Unſre verſchiedentlichen Denkungs- und Gemüths-Arten oder Charaktere ſind die Frucht unſrer ſelbſt gemachten Leidenſchaften. Daß ſie keinesweges die Wirkung einer beſondern Organiſation, oder eines beſondern Tempera-

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Genealogie der Leidenſchaften.

Ein Lebens-Principium belebt den Menſchen. Dieſes Principium iſt die phyſiſche Empfindlichkeit. Was fließt bey ihm aus dieſer Empfindlichkeit? Ein Gefühl von Liebe zum Vergnügen, und von Haſſe gegen den Schmerz; und aus dieſen beiden im Menſchen vereinigten, und ſeinem Geiſt immer gegenwärtigen Empfindungen entſteht bey ihm dasjenige, was man die Empfindung der Selbſtliebe nennt 84). Dieſe Selbſtliebe erzeugt die Begierde nach Glücke; die Begierde nach Glück aber erzeugt die Begierde nach Gewalt, und aus dieſer letztern haben wiederum ihren Urſprung der Neid, der Geiz, die Ehrſucht, und überhaupt alle ſelbſtgemachte Leidenſchaften 85), die bey uns, ihrer verſchiedentlichen Benennungen ungeachtet, weiter nichts ſind, als eine verkleidete Liebe zur Gewalt, nur angewendet auf die verſchiedentlichen Mittel, ſich Gewalt zu verſchaffen.

Dieſe Mittel ſind nicht immer die nämlichen. Daher ſehen wir auch, daß die Menſchen nach den mancherley Lagen, worinnen ſie ſich befinden, und nach der Regierung, worunter ſie leben, bald auf dem Wege des Reichthums, bald auf dem Wege der Intrigue, bald auf dem Wege der Ehrſucht, bald auf dem Wege der Ruhmbegierde, bald auf dem Wege der Talente u. ſ. w. zur Gewalt forteilen; daß ſie aber auf allen dieſen Wegen immer einerley Ziel vor Augen haben.

Wenn

peramentes ſind, beweiſt der Umſtand, daß es ſolche Leidenſchaften giebt, die mit gewiſſen Profeßionen verknüpft ſind. Hierunter gehört, nach Hume's Urtheile, ſo wohl der Charakter der Kriegsleute, der in allen Ländern ſo ziemlich einerley iſt, als auch der Charakter der Diener der Götter, in allen Jahrhunderten, in allen Reichen und in allen Religionen.

Wenn ſich der Leſer nunmehr erinnern will, was ich im zweyten, dritten und vierten Abſchnitte dieſes Werkes geſagt habe;

Erſtlich, daß alle Menſchen von Natur eine gleichgute Anlage zum Verſtande haben;

Zweytens, daß dieſe gleichgute Anlage bey ihnen eine todte Kraft iſt, wo fern ſie nicht durch die Leidenſchaften belebet wird;

Drittens, daß die Liebe zum Ruhm gemeiniglich diejenige Leidenſchaft iſt, die dieſe Kraft thätig und wirkſam macht; und

Viertens, daß in den Ländern, wo der Ruhm den Weg zur Gewalt bahnet, alle Menſchen dieſer Leidenſchaft fähig ſind:

So iſt der General-Schluß, den ich hieraus folgern will, dieſer: Alle Menſchen, die nur ſo gut organiſiret ſind, wie der gemeine Haufe unter ihnen, können durch diejenige Art von Leidenſchaft, welche man haben muß, um ſich zu den erhabenſten Wahrheiten aufzuſchwingen, beſeelet und zur Thätigkeit angefeuert werden.

Der einzige Einwurf, der mir etwan zu beantworten noch übrig bleibt, iſt dieſer: „Alle Menſchen“, wird man ſagen, „können den Ruhm lieben 86); aber läßt ſich dieſe „Leidenſchaft wohl bey einem jeden von ihnen zu dem erforder„lichen Grade von Stärke bringen, daß die gleichgute Anla„ge, die ſie zum Verſtande haben, auch in die gehörige Thä„tigkeit geſetzt wird“?

Dieſen Zweifel zu heben, nehme ich an, daß ich mein ganzes Glück in dem Beſitze des Ruhmes, als in ſeinem Mittel-

86) Die Liebe zum Ruhm erhebt den Menſchen über ſich ſelbſt; ſie ertheilt den Kräften ſeiner Seele und ſeines Verſtandes eine größre Ausdehnung. Wer nun aber dieſe Liebe deshalb für die Wirkung einer beſondern Organiſation halten wollte, der würde ſich

tel-Puncte, zu ſuchen entſchloſſen bin; von Stund an wird dieſe Leidenſchaft bey mir eben ſo heftig ſeyn, wie die Liebe zu mir ſelbſt, und wird alſo nothwendiger Weiſe bey mir mit der Selbſtliebe in Eine Empfindung zuſammen fließen. Alſo wird weiter nichts erfordert, als zu beweiſen, daß die Empfindung der Selbſtliebe, welche alle Menſchen mit einander gemein haben, bey allen einerley ſey; und daß ſie zum wenigſten ihnen allen ohne Unterſchied diejenige Energie und Stärke der Aufmerkſamkeit ertheilen könne, welche zu Erwerbung der größten Ideen erfordert wird.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Von der Stärke des Gefühles der Selbſtliebe.

Das Gefühl der Selbſtliebe iſt zwar bey verſchiednen Menſchen verſchiedentlich modificiret, aber doch ſeinem Weſen nach bey allen einerley. Es hängt auch dieſes Gefühl gar nicht von der mehr oder minder großen Feinheit der Empfindungswerkzeuge ab. Man kann taub, blind, bucklich oder lahm ſeyn; und doch wird man immer einerley Begierde der Selbſt-Erhaltung, einerley Haß gegen den Schmerz, und einerley Liebe zum Vergnügen empfinden.

Die Stärke des Gefühles der Selbſtliebe wird auch in uns durch die Stärke oder Schwäche des Temperaments, und durch die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Empfindungs-Werkzeuge weder vermehret, noch vermindert. Das weibliche Geſchlecht hat nicht weniger Liebe zu ſich ſelbſt, als das männliche; und doch hat es mit uns Männern nicht einerley Organiſation. Sollte es ja noch ein Mittel geben, die

ſich betrügen. Die Begierde nach Ruhm iſt ſo ſehr eine ſelbſtgemachte, und von der Regierungs-Form abhängige Leidenſchaft, daß ſie der Geſetzgeber allemal nach ſeinem Belieben bey einer Nation erſtikken oder entzünden kann.

die Stärke dieſes Gefühles zu meſſen; ſo müßte man es nach ſeiner Beſtändigkeit, nach ſeiner Einheit, und, wenn ich ſo ſagen darf, nach ſeinem mehr oder minder eingewurzelten Daſeyn abmeſſen. Nun iſt aber das Gefühl der Selbſtliebe, von allen dieſen Seiten betrachtet, bey allen Menſchen einerley.

Eben dieſes Gefühl iſt es, was ſie bald mit einem hartnäkkigen Heldenmuthe, wie mit einem Schwerdte, bewaffnet, um über die größten Hinderniſſe zu ſiegen, und was ſie wiederum bald mit einer klugen Furchtſamkeit, wie mit einem Schilde, verſieht, um der Gefahr auszuweichen. Eben dieſes Gefühl iſt es mit einem Worte, das ſich beſtändig das Glück jedes einzelnen Menſchen angelegen ſeyn läßt, und unaufhörlich für ſeine Erhaltung beſorgt iſt. Wenn nun alſo die Selbſtliebe in dieſem Stücke bey allen Menſchen einerley iſt; ſo ſind ſie mithin alle ohne Unterſchied einerley Grades von Leidenſchaft und folglich auch derjenigen Höhe der Leidenſchaft fähig, welche es erfordert, die gleichgute Anlage, welche ſie zum Verſtande haben, in Thätigkeit zu ſezzen. Aber wenn ich auch einen Augenblick annehmen will, daß da oder dort ein Menſch das Gefühl der Selbſtliebe nicht ſo heftig bey ſich ſpürte, als ein andrer; ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß dergleichen Unterſchied, weil er in der Erfahrung noch nicht bemerket worden iſt, folglich ſehr unbedeutend ſeyn, und mit einem Worte keinen Einfluß auf die Verſchiedenheit der Köpfe haben würde.

Der Mechanikus leitet von einem Strome nur ſo viel Waſſer ab, als nöthig iſt, die Räderwerke und Maſchinen, die ſich längſt ſeines Ufers hin befinden, in Bewegung zu ſezzen; den Ueberfluß von den Gewäſſern läßt er ſeinem Laufe folgen, und in den Sümpfen ſich verlieren. Auf eben die Weiſe muß man von dem Total-Gefühle der Selbſtliebe nur

ſo

87) Es giebt keine Kunſt oder Wiſſenſchaft, die nicht ihre beſondre Sprache hätte; und eben die Erlernung dieſer Sprache macht uns in ſpätern Jahren zur Erlernung einer neuen Wiſſenſchaft unfähig.

*) Wenn den Kindern die Erlernung ihrer Mutterſprache gemeiniglich nicht ſo ſchwer vorkömmt,

ſo viel ableiten, als dienlich iſt, die gleichgute Anlage, welche die Menſchen zum Verſtande haben, in Thätigkeit zu ſezzen. Nun iſt aber dieſer Theil davon bey weitem nicht ſo beträchtlich, als man denkt. Zieht man über dieſen Punkt die Erfahrung zu Rathe; ſo lehrt ſie uns, daß die Furcht vor der Ruthe, vor der Peitſche, oder vor einer noch geringern Beſtrafung hinlänglich ſey, einem Kinde ſo viel Aufmerkſamkeit zu ertheilen, als die Erlernung, nicht nur des Leſens, ſondern ſo gar der Sprachen erfodert 87). Und gleichwohl iſt dieſe Art von Aufmerkſamkeit, wo nicht die mühſamſte und ermüdendſte, doch zum wenigſten eine von den mühſamſten und ermüdendſten *).

Nächſtdem lehrt uns die Erfahrung, daß alle unſre Entdeckungen bloß Geſchenke des Ungefährs ſind, daß wir dem Ungefähr die erſte Vermuthung von jeder neuen Wahrheit zu verdanken haben; daß alle dergleichen Wahrheiten, ſo zu ſagen, ohne Anſtrengung erobert werden; daß eben aus dieſem Grunde die Entdeckung derſelben jederzeit als die Eingebung eines höhern Weſens betrachtet worden iſt; und daß es folglich weder einen Poeten, noch einen Philoſophen giebt, den der harmoniſche und glänzende, deutliche und beſtimmte Ausdruck ſeiner Gedanken nicht mehr Mühe und Arbeit gekoſtet hätte, als ſeine glücklichſten Gedanken.

Daraus folget, daß alle Menſchen, die nur ſo gut organiſiret ſind, wie der gemeine Haufe unter ihnen, des erforderlichen Grades von Aufmerkſamkeit, um ſich zu den erhabenſten Wahrheiten aufzuſchwingen, gar wohl fähig ſind; und daß auch bey der Vorausſetzung, daß das Gefühl der Selbſtliebe nicht bey allen einerley wäre, (eine zweifelsohne unmögliche Vorausſetzung!) doch der geringfügige Unterſchied,

kömmt, wie die Erlernung der Geometrie; ſo rührt dieſes daher, weil die Kinder weit häufiger das Bedürfniß empfinden zu reden, als geometriſche Figuren unter einander zu vergleichen, und weil das empfundene Bedürfniß der Aufmerkſamkeit das Unangenehme und Mühſame derſelben allemal ſehr verringert.

ſchied, der ſich in dieſem Stücke zwiſchen den Menſchen fände, noch keinen Einfluß auf ihren Verſtand haben würde.

In der That, wenn man auch annehmen will, daß das Gefühl der Selbſtliebe bey dem Einen ſtärker wäre, als bey dem andern; ſo würde doch dieſes Gefühl, wie die Erfahrung beweiſt, nichts deſto weniger bey ihnen gleich habituell ſeyn. Wenn nun aber jede Ueberlegenheit am Verſtande nicht ſo wohl auf einer lebhaften, als vielmehr auf einer habituellen Aufmerkſamkeit *) beruht; ſo iſt augenſcheinlich, daß bey dieſer Vorausſetzung noch immer alle Menſchen mit dem erforderlichen Grade von Aufmerkſamkeit verſehen ſeyn würden, um die gleichgute Anlage, die ſie zum Verſtande haben, in Thätigkeit zu ſetzen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Große Gedanken ſind Wirkungen einer anhaltenden Aufmerkſamkeit.

Eine gewaltſame Begierde veranlaßt oftmals eine Anſtrengung des Geiſtes, die mehr lebhaft, als anhaltend iſt. Nun

*) Wenn die Rede vom Verſtand iſt; ſo muß der Leſer, damit er meine Gedanken recht faſſe, nie vergeſſen, daß der Verſtand die Frucht der Aufmerkſamkeit, und die Aufmerkſamkeit die Frucht irgend einer Leidenſchaft, inſonderheit aber eine Frucht der Ehrbegierde ſey; daß uns das Ungefähr oder die Erziehung vergebens bey einer Lectüre, in einer Unterredung u. d. gl. Gegenſtände der Vergleichung, woraus neue Gedanken erwachſen könnten, anbieten würde; daß dieſe Gegenſtände für uns unfruchtbare Saamenkörner ſeyn würden, wofern nicht die Aufmerkſamkeit ſelbige fruchtbar machte; dieß heißt, wofern wir kein Intereſſe, keine lebhafte Begierde hätten, ſie zu vergleichen, und die Aehnlichkeiten und Unterſchiede, die Uebereinſtimmungen und Nicht-Uebereinſtimmungen, die dieſe Gegenſtände unter einander, und in Beziehung auf uns haben, zu beobachten.

Wenn man vom großen Mann oftmals geſagt hat, er ſey ein Sohn des Unglücks; ſo rührt dieſes

Nun ſetzt aber die Erwerbung großer Talente eine unermüdete Arbeit und eine Begierde, ſich zu unterrichten, voraus, die noch mehr habituell, als heftig iſt.

Wenn ſich auch die Leute in der Welt ihr Vermögen und ihre Vergnügungen noch ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen; ſo regen ſich doch bey ihnen hin und wieder überhingehende Begierden nach Ruhme. Warum bringen nun dieſe Begierden bey ihnen keine Frucht? Deßwegen, weil dieſe Begierden nicht dauerhaft genug ſind. Wenn es ein Menſch hoch bringen ſoll; ſo werden dazu anhaltende, ſtandhafte Begierden erfodert. Wenn die Arnolphe jederzeit von den Agneſen betrogen werden; ſo rührt dieß davon her, weil bey dieſen die Begierde, ihre Liebhaber zu ſprechen, jederzeit habitueller iſt, als die Begierde, ſie davon abzuhalten, bey ihren Vormündern und Aufſehern.

Die Einwohner von Kamtſchatka haben an Dummheit in gewiſſen Stücken ihres Gleichen nicht; und doch ſind ſie in andern auf eine bewundernswürdige Weiſe geſchickt und erfindſam. Kömmt es darauf an, daß ſie ſich Kleider machen ſollen; ſo übertreffen ſie, wie ihr Geſchichtſchreiber ſagt, an

 Erfin-

ſes davon her, weil überhaupt der Menſch, der beſtändig beſchäftiget iſt, ſich aus dem Unglück herauszureißen, ſich alsdann gezwungen ſieht, nachzudenken und Ueberlegungen anzuſtellen. Alſo iſt er immer weiter nichts, als wozu ihn die Lage macht, in der er ſich befindet. Aber iſt denn die Widerwärtigkeit wirklich ſo heilſam, wie die Leute ſagen? Ja, in der früheſten Jugend, ſo lange wir uns Nachdenken und Ueberlegen zur Gewohnheit machen können. Sind dieſe Jahre vorbey; alsdann kränkt das Unglück den Menſchen, aber ſeinen Verſtand klärt es nicht ſonderlich auf. Mißgeſchick, ſagt das ſchottländiſche Sprüchwort, iſt geſund zum Frühſtücke, zur Mittagsmahlzeit hilft es nichts und ſchadet nichts, und zum Abendbrod iſt es tödtlich. Uebrigens erregt die Widerwärtigkeit bey uns oftmals bloß eine hitzige und augenblickliche Aufwallung, weil ſie oftmals bald wieder überhin geht. Die Neigung zum Ruhm hingegen iſt dauerhafter; und aus dieſem Grunde dient ſie am meiſten, große Männer hervorzubringen, und große Talente zu bilden.

Erfindung und Geſchicklichkeit hierinnen die Europäer *). Und woher kömmt das? Daher, daß ſie in einer von denjenigen Gegenden des Erdbodens wohnen, welche der ungeſtümen Witterung am meiſten unterworfen ſind, und worinnen ſie folglich das Bedürfniß, gekleidet zu ſeyn, am häufigſten empfinden. Nun macht freylich wohl ein Bedürfniß, das man häufig empfindet, die Leute allemal arbeitſam und erfinderiſch. Empfindet man das Bedürfniß der öffentlichen Achtung, und kann man durch dieſe zur Macht, (dieſem gemeinſchaftlichen Zweck aller Menſchen) gelangen; ſo thut man alles, um dazu wirklich zu gelangen. Man ſetzt ſein ganzes Glück in den Beſitz dieſer Hochachtung, als in einen Mittel-Punct; und alsdann fließt in uns die Begierde nach Ruhme mit der Liebe zu uns ſelbſt in eins zuſammen.

Wenn nun aber dieſe letztre Empfindung bey allen Menſchen, wie die Erfahrung ausweiſt, etwas Habituelles und immer da iſt; ſo muß ſie mithin ihnen allen diejenige Art von Aufmerkſamkeit ertheilen, von welcher die Ueberlegenheit am Verſtand abhängt.

Mithin

*) Uebertreffen uns die Einwohner von Kamtſchatka einmal in gewiſſen Künſten; ſo können ſie es uns in allen übrigen gleichthun. Die Talente beſtehen bloß in der verſchiednen Anwendung des nämlichen Verſtandes auf Arbeiten von unterſchiedlicher Gattung.

Wer ein Pfund Federn oder Wolle heben kann, der kann auch ein Pfund Eiſen oder Bley heben. Mithin beruht der Unterſchied, den wir zwiſchen der Geſchicklichkeit der Einwohner von Kamtſchatka und der unſrigen wahrnehmen, bloß auf dem Unterſchied in den Bedürfniſſen, welche wilde oder geſittete Völker in verſchiednen Gegenden des Erdbodens nothwendiger Weiſe empfinden.

88) In jedwedem Lande giebt es eine gewiſſe Anzahl von Gegenſtänden, welche die Erziehung allen ohne Unterſchied gegenwärtig macht; und der gleichförmige Eindruck, den dieſe Gegenſtände machen, erzeugt eben bey den Bürgern jene Aehnlichkeit in Begriffen und Geſinnungen, der man die Benennung National-Geiſt und National-Charakter giebt.

Außerdem giebt es auch eine gewiſſe Anzahl von verſchiedentlichen Gegenſtänden, die das Ungefähr und die Erziehung jedwedem

Mithin ſind alle Menſchen, die nur ſo gut organiſiret ſind, wie der gemeine Haufe unter ihnen, nicht allein zu Leidenſchaften, ſondern auch zu dem habituellen Grade von Leidenſchaften fähig, den ſie nöthig haben, um ſich zu den wichtigſten Wahrheiten aufzuſchwingen.

Woher rührt denn nun gleichwohl die ganz übermäßige Ungleichheit der Köpfe? Davon rührt ſie her, daß zwo Perſonen nicht ganz genau 88) einerley Gegenſtände ſehen; daß ſich zwo Perſonen niemals ganz genau in einerley Lage von Umſtänden befunden 89), nie einerley Erziehung bekommen haben; und daß, mit einem Worte, das Ungefähr, welches die Herrſchaft über unſern Unterricht führt, nicht alle Menſchen zu gleich reichhaltigen und ergiebigen Fundgruben leitet.

Mithin läßt ſich die Ungleichheit der Köpfe gar füglich aus der Erziehung erklären; nur muß man, wenn man dieſes ſagt, das Wort **Erziehung** in dem ganzen Umfange der Bedeutung nehmen, die ſich mit dieſem Worte verknüpfen läßt, worunter ſich ſo gar der Begriff vom Ungefähr mitenthalten befindet *).

Um

dem einzelnen Menſchen beſonders in den Weg werfen; und der verſchiedne Eindruck, den dieſe Gegenſtände machen, erzeugt eben bey dieſen nämlichen einzelnen Menſchen jene Verſchiedenheit in Begriffen und Geſinnungen, der man die Benennung beſondrer Kopf und beſondrer Charakter giebt.

89) Wenn ich annehme, daß man ſich in der Gelehrſamkeit nicht hervorthun könne, ohne ſeine Zeit zwiſchen dem Umgang und der Einſamkeit zu theilen; daß die Diamanten zwar in Wüſteneyen aufgeleſen, aber in Städten geſchliffen, geſchnitten und geſetzt werden: ſo fällt wohl in die Augen, daß das Ungefähr und das Schickſal, da ſie mir verſtatten, wechſelsweiſe bald in der Stadt, und bald auf dem Lande zu wohnen, mehr zu meinem, als zu manches andern Menſchen Beſten gethan haben werden.

*) Soll man daraus, daß das Ungefähr zu jeder Zeit Theil an unſerm Unterricht haben wird, etwan den Schluß ziehen, die Erziehung ſey alſo ohne Nutzen? Keinesweges. Die Erziehung wird nimmermehr alle Bürger einer Nation ohne Unterſchied zu groſſen Geiſtern machen. Aber wenn man die Erziehung verbeſſert; wenn

Um die Beweiſe dieſer Wahrheit vollſtändig zu machen, iſt mir weiter nichts mehr übrig, als daß ich im folgenden Abſchnitte zeige, in was für Irrthümer und Widerſprüche diejenigen verfallen, die in dieſer Materie andre Grundſätze, als die meinigen ſind, angenommen haben.

Ich werde Rouſſeau'n zum Beyſpiele nehmen. Er iſt unter allen Schriftſtellern derjenige, der in ſeinen Schriften über dieſe Streitfrage noch am meiſten mit Verſtand und Beredtſamkeit gehandelt hat. Alſo will ich ſeine hauptſächlichſten Meynungen prüfen: und kann ich den Ungrund und das Widerſprechende derſelben darthun; ſo denke ich, daß das Publicum alsdann nicht mehr ſo eifrig an ſeinen alten Vorurtheilen kleben bleiben, ſondern daß es unpartheyiſch über meine Grundſätze urtheilen, und ſich in der beglückten und ruhigen Gemüthsverfaſſung befinden werde, die uns bewegt, jede richtige Vorſtellung zu adoptiren, wenn ſie uns anfangs gleich noch ſo parador vorgekommen wäre.

---

wenn man neue Mittel ausdenkt, die Begierde nach Ruhm in uns zu entflammen; wenn man die Bürger zum öftern in die Lagen oder Umſtände bringt, worein ſie das Ungefähr nur ſelten ſetzt: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß man die Herrſchaft des Ungefährs nicht ſollte ungemein einſchränken können.

Man hat in Rom Conſervatorien oder Muſik-Schulen, aus denen beſtändig gute Tonkünſtler kommen, und in denen auch wohl alle Jahre einige Männer von Genie aufgezogen werden. So findet man in Paris eine Brücken- und Straßen-Schule, aus welcher lauter geſchickte und wohl abgerichtete Leute kommen, unter denen ſich hin und wieder auch Männer von vorzüglicher Einſicht finden.

Mithin kann man durch vortreffliche Erziehungs-Anſtalten bey einer Nation nicht nur die Anzahl ſolcher Männer gar ſehr vermehren, ſondern auch die übrigen Bürger zu Leuten von Vernunft und Verſtande machen. Und nun dächte ich doch, daß dergleichen Nutzungen einer vortrefflichen Erziehung hinreichend wären, kluge Leute zu dem Studium einer Wiſſenſchaft aufzumuntern, auf deren Verbeſſerung und Vollkommenheit zum Theile das Glück der geſammten Menſchheit beruht.

Ende des Erſten Bandes.

Staatliche Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Helvétius, Claude Adrien, 1715-1771

Johann Claudius Hadrian Helvetius hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geistes-Kräften, und von der Erziehung desselben

Bd.: 1.

Breslau 1785

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.3368(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11302045-6
VD18 12235458-001